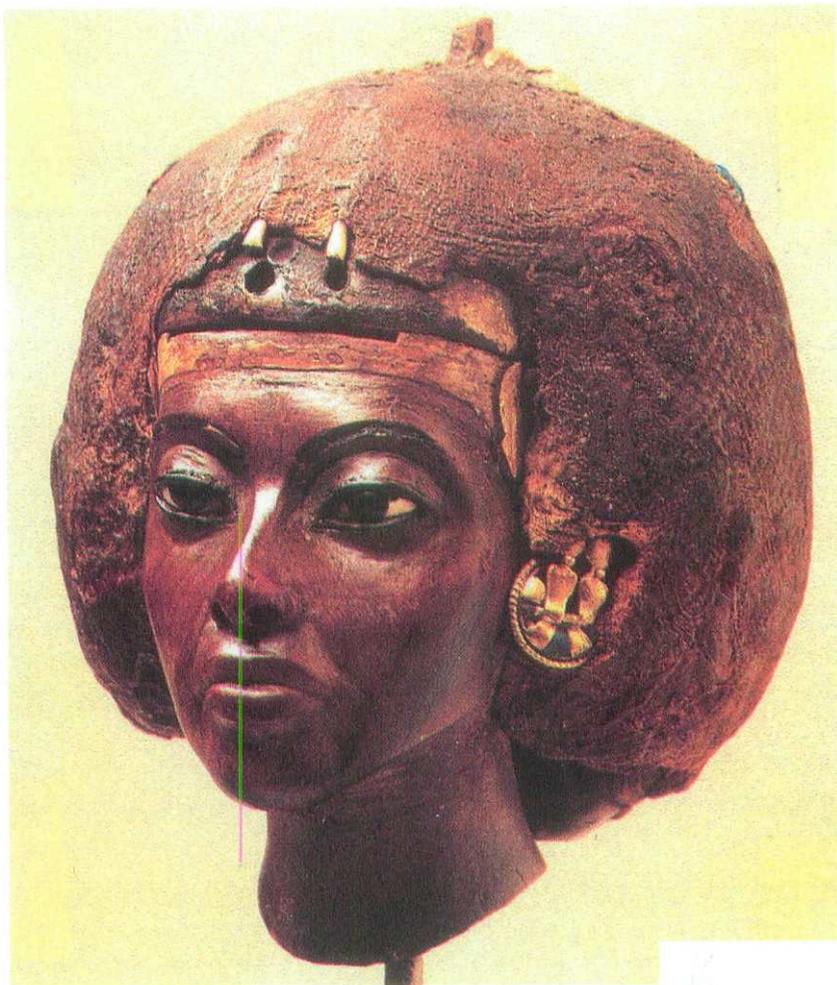


Zeitsprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2015



Jahrg. 27, Heft 1, April 2015, ISSN 0947-7233



Titelbild: Das berühmte Teje-Köpfchen, noch ohne seinen Federschmuck. Die Ballonperücke aus verpappter Leinwand bedeckte ursprünglich jede Spur von Silberhaube, goldenem Stirnreif und goldenen Ohrenscheiben. Höhe 9,5 cm, 18. Dyn. [Robbel, L. u. H. (Red. 31986); *Ägyptisches Museum Berlin*; Zabern, Mainz, S. 51]. Zu den Artikeln ab den S. 24, 26 und 28.

Impressum

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 44,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 50,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2015 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln nachgeliefert werden.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 2000-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 22,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2014 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

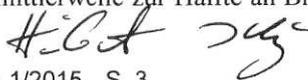
Jg. 27, Heft 1
April 2015

Editorial

Jedes Heft hat seine eigene Entstehungsgeschichte. Gemeinsam dürfte ihnen allen sein, dass ziemlich spät, eigentlich zu spät die angestrebte 'Heftkomposition' über den Haufen geworfen wird, ob durch etwas ganz Wichtiges oder auch durch das Ausbleiben eines angekündigten Artikels. Das zwangsläufige Austarieren sollte den Herausgeber beschäftigen, aber nicht die Lesenden.

Diesmal erreichte die Redaktion erstaunlich viel Material, was seit dem Tod von Dr. Klaus Weissgerber nicht mehr selbstverständlich ist. Es stammt obendrein von erfreulich vielen AutorInnen, die auch noch den Faden älterer Arbeiten aufgreifen. Daraus ergeben sich neue Wechselspiele. Im einfachsten Fall kommt eine Replik so früh, dass der kritisierte Autor direkt reagieren kann. Es kann aber Widerrede oder Weiterführung so spät kommen, dass keine Reaktionsmöglichkeit bleibt; beides findet sich in diesem Heft. Auch hatte Hans Bangerter bereits für 2/2013 einen kritischen Aufsatz über den religiösen Glauben verfasst, der ohne Resonanz blieb. Doch dann schrieb Jürgen von Strauwitz eine lange Erwiderung, die den maximalen Umfang fast ums Doppelte überschritt. Die zwingend notwendige Kürzung traf dann gleichzeitig mit Bangerters neuem Artikel zu Glaubensfragen ein. In diesem Fall erschien es sinnvoll, beide Arbeiten ohne weitere Reaktionen und Reflexionen hintereinanderzustellen. Um aber dem Thema noch Stoff zuzuführen, entschied sich der Lektor für die Ergänzung um einen alten Text, der illustrieren kann, wie es um die Moralität außerhalb der monotheistischen Buchreligionen stand. Für dieses Mal war auch nicht weiter zu überlegen, inwieweit die Debatte nicht besser in eine Zeitschrift wie *Aufklärung und Kritik* gehört, die sich ebenfalls dem kritischen Denken verpflichtet fühlt und als Absage an Gewalt, Fundamentalismus und Nihilismus sieht.

Nachdem hiermit der 27. Jahrgang der *Zeitensprünge* einsetzt, möchte ich den Abonnenten danken, die schließlich das Erscheinen ermöglichen, und den Spendern von Patenabonnements, die mittlerweile zur Hälfte an Bibliotheken gehen. Interessante Lektüre wünscht



24. 03.

Neues zu Nebras Himmelscheibe

Zur Neuerscheinung von Josef M. Mayer

Heribert Illig

Mayer, Josef M. (2015): *Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge · Astronomie und Mythos in der Bronzezeit*; Mantis, Gräfelfing, DIN A4-Format, ca. 100 S. mit zahlreichen Farbabbildungen

Wüste Geschichten:

- 1999 der heimliche Fund am Mittelberg nahe Nebra (Unstrut) in Sachsen-Anhalt, vermutlich zusammen mit zwei Schwertern, zwei Beilen, einem Meißel und Resten von Armreifen, alles aus Bronze;
- Weiterverkauf durch die beiden Raubgräber an einen Hehler;
- Weiterverkauf an einen ehemaligen Lehrer und eine Museumspädagogin;
- 2002 Sicherstellung durch die Polizei und Prüfung auf Echtheit noch im Landeskriminalamt Basel;
- 2003 Verurteilung der beiden Schatzgräber auf Bewährung;
- 2005 Verurteilung der beiden Hehler, obwohl ein Prof. Peter Schauer auf Fälschung plädiert hatte;
- 2006 Festsetzung des Versicherungswertes auf 100 Mio. €;
- 2007 Einweihung des Besucherzentrums *Arche Nebra* beim Fundort (die 'Goldene Banane');
- Seit 2008 Präsentation der Scheibe im *Landesmuseum für Vorgeschichte* in Halle.

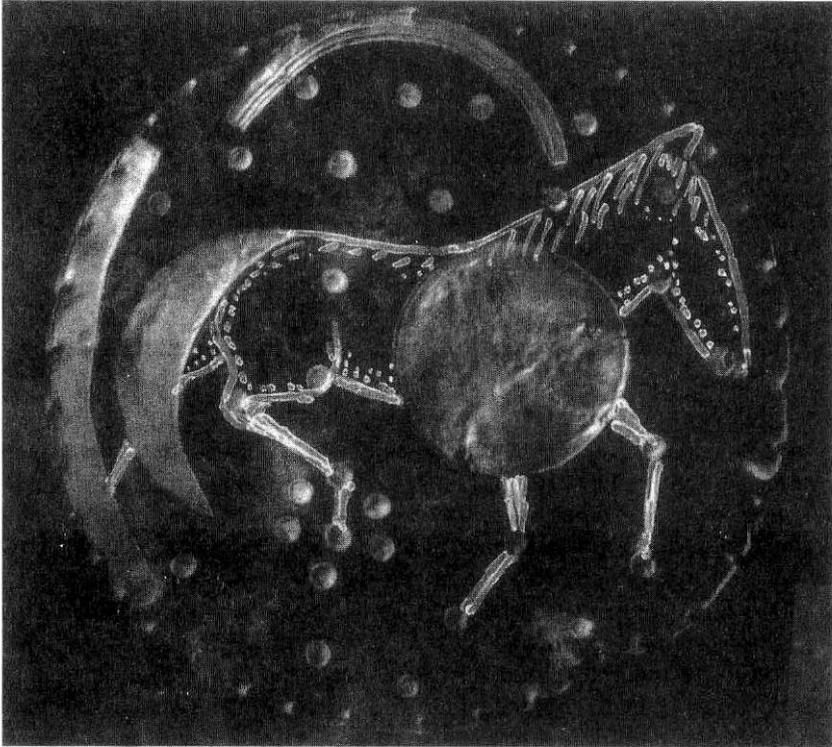
Es handelt sich mit Sicherheit um die wertvollsten 2,3 kg Bronze, die weltweit bekannt sind.

- 1.) Allerdings kommt der eigentliche Wert von der Himmelsdarstellung mit ursprünglich 32 Goldplättchen, einer runden Goldscheibe und einer ebensolchen Sichel (0,5 mm starkes Goldblech, also nicht Blattgold). Über die mehrfachen Ansätze, die Herkunft des Goldes zu bestimmen, ist bereits berichtet worden [Illig 2014].
- 2.) Angefügt werden später die beiden sog. Horizontbögen; sie verdeckten zwei Sterne, ein dritter wurde etwas versetzt.
- 3.) Ergänzt wird die sog. Sonnenbarke.
- 4.) Ungefähr 40 Löcher werden am Rand eingestanz.
- 5.) Als die Scheibe vergraben wird, fehlt der linke Horizontbogen.

Soweit die offiziöse Phaseneinteilung der Rätselscheibe. Das Attribut steht ihr zu, weil die Interpretationen schnell wechselten. Der Archäoastronom Prof.

Josef M. Mayer

Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge



Astronomie und Mythos in der Bronzezeit

Titelbild des neuen Buchs von Joseph M. Mayer

Zeitensprünge 1/2015 S. 5

Wolfhard Schlosser von der Uni Bochum sah anfangs einen Vollmond und den Beginn einer partiellen Mond- oder Sonnenfinsternis [vgl. Schmidt, 679].

Dann sprach Schlosser von einem Kalender des bäuerlichen Jahres. Die Stellung des Mondes zu den Plejaden signalisiere die Zeit der Aussaat und der Ernte. Ein mit Gold belegter Kalender für den Gebrauch in der Landwirtschaft, der das Wissen um die Zeit der Aussaat verbessert hätte?

Zwischenzeitlich schloss sich Schlosser den Gedanken von Stephan Mayer an, wonach auf der Scheibe die „Mondtäuschung“, also die optisch größere Erscheinung des Mondes am Horizont präsentiert werde, vielleicht auch die höchstmögliche Mondhöhe [ebd. 679 f.].

Gemäß dem aktuellen *Wikipedia*-Eintrag sehen Meller und Schlosser als einzige identifizierbare Sterngruppe die mit sieben Goldplättchen dargestellten Plejaden. Die übrigen Sterne würden keine Sternbilder wiedergeben, sondern seien wahllos verteilt, wie Computersimulationen ergeben hätten. Die große Goldscheibe wird wohl abwechselnd als Sonne oder Mond interpretiert, die Sichel immer als Mondphase [wiki → Himmelscheibe von Nebra].

2006 trat der Astronom Ralf Hansen mit einer Interpretation der Scheibe als Hinweis auf eine Schaltregel hervor: Wenn die Mondsichel so ‘dick’ wie dargestellt bei den Plejaden stehe, dann müsse zum Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahr ein Schaltmonat eingefügt werden. Soweit der Rezensent das beurteilen kann, ist das die Übertragung ‘der ältesten bekannten Schaltregel’ aus dem alten Babylon [Papke, 272] nach Nebra.

Auf Nebras Mittelberg befand sich eine heute kaum noch sichtbare, jüngere Ringanlage von ca. 160 m Durchmesser. Ihre Nutzung dauerte möglicherweise bis in die frühe Eisenzeit (um -700). Es könnte eine gerodete Sichtverbindung zum 80 km entfernten Brocken bestanden haben, über dem am 21. 06., am Tag der Sommersonnenwende die Sonne unterging. Eine weitere mögliche Sichtverbindung bestand mit dem Hauptberg des Kyffhäusergebirges, hinter dem die Sonne am 1. Mai unterging [ebd. 680].

2003 ist bei Goseck, in 25 km Entfernung vom Mittelberg, eine Ringanlage von 80 m Durchmesser gefunden und ausgegraben worden, die nach astronomischen Peillinien ausgerichtet ist und dem -5. Jtsd. zugeordnet wird.

Angesichts all dieser Fakten, auch wenn sie durch zeitweilige Fehlinterpretationen in ihrer Prägnanz gemindert werden, schiene es völlig sinnlos, noch irgendwelche Zusatzinformationen aus der Scheibe herauslesen zu wollen. Trotzdem hat dies Josef M. Mayer versucht – mit überraschendem Erfolg! Es kann hier nicht darum gehen, seine Ergebnisse möglichst knapp zusammenzufassen, aber soviel sei verraten, dass er mit Hilfe präziser Berechnungen Sternkonstellationen von auch uns bekannten Sternbildern

gefunden hat. Außerdem kann er Spirituell-Religiöses aus der Scheibe herauslesen. Da er nicht im wissenschaftlichen Lehrbetrieb steht, gab es für ihn keine Möglichkeit, die Scheibe selbst in die Hand zu nehmen. So gilt für ihn folgendes Verdikt nicht:

„Schauer verletze damit in eklatanter Weise die Grundlagen und die ethischen Normen wissenschaftlichen Arbeitens, schimpfte Landesarchäologe Meller. 50 andere Kollegen hätten den Weg nach Halle gefunden, um den Fund selbst unter die Lupe zu nehmen“ [Spiegel].

Es galt für Peter Schauer, Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte der Universität Regensburg, dem sein Versuch, zur Entlastung der Hehler die Scheibe als Fälschung abzuqualifizieren, noch nicht einmal die Reise nach Halle wert gewesen war. Bei Mayer liegt der Fall ganz anders, weil er jahrelang mit Herzblut seine Forschungen betrieben hat. Wenn man verfolgt, was er aus den exzellenten Fotos der Himmelscheibe herausliest und -rechnet, kann man ins Grübeln kommen, warum wesentliche Details bislang nicht gesehen bzw. nicht gewürdigt worden sind. Lässt das Original allzu sehr erschauern?

Mit seiner akribischen Arbeitsweise ist es Mayer gelungen, neue Deutungen aus präzisen Beobachtungen abzuleiten, die deutlich über das hinausgehen, was bislang aus der Scheibe herausgelesen worden ist. Obendrein fand er im Falle von Stonehenge und „Uffington Horse“ zu Parallelentdeckungen, die es erlauben, bereits im Buchtitel Nebra und Stonehenge zusammenzuziehen und die Bronzezeit ein Stück weiter zu erhellen. Das Lob aus dem Hause Mantis ist eigennützig und trotzdem verdient.

Literatur

- Illig, Heribert (2014): Neues aus Bernstorf, Nebra und Cornwall. „Bayernkrimi“, Gold und Pernicka; *ZeitenSprünge* 26 (3) 631-644
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt Landesmuseum für Vorgeschichte http://www.lida-lsa.de/himmelscheibe_von_nebra/naturwissenschaftliche_untersuchungen/echtheit_und_datierung/
- Papke, Werner (1989): *Die Sterne von Babylon · Die geheime Botschaft des Gilgamesch – nach 4000 Jahren entschlüsselt*; Lübbe, Bergisch Gladbach
- Schmidt, Gerald (2003): Die Himmelscheibe von Nebra; *ZeitenSprünge* 15 (3) 675-683
- Spiegel* (2005): Nebra-Prozess: Bizarrer Streit um Himmelscheibe; *Spiegel Online Wissenschaft*, 21. 02.
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

„vollkommene Vergessenheit“

Ist eine Frühgeschichte der Menschheit möglich?

Stefan Diebitz

Hermann Parzinger (2014): *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*. C.H. Beck, München [= P]

„Was können wir von einer Zeit wissen, die selbst erst das menschliche Gedächtnis für Vergangenes langsam herausgebildet hat!“ [Spengler 1937, 201]

Vorgeschichte ist die Geschichte einer Zeit ohne Schrift, in der die Menschen für uns weder Namen führen noch eine Sprache sprechen. Nicht allein die Einzelnen bleiben anonym, auch Völker (so man überhaupt von Völkern sprechen darf) bleiben namenlos, und das über einen fast unendlich langen Zeitraum hinweg. Es sieht so aus, als sei es wirklich eine „vollkommene Vergessenheit“ [Spengler 1937, 202]. Kann man also die Geschichte – eine wirkliche Geschichte – vieler tausend Jahre erzählen, ohne Namen nennen oder Gesichter sehen zu können? Kann eine solche Geschichte des seit unvordenklichen Zeiten Vergessenen der Geschichte einer beliebigen Epoche der Neuzeit vergleichbar sein, in der uns vielfach geschilderte Individuen und Biographien gegenüberstehen? Ist Vorgeschichte nicht eigentlich der Naturgeschichte ähnlicher als der politischen oder der Kulturgeschichte?

Eine solche Zeit muss für uns ebenso stumm wie gesichtslos bleiben, weil sich allein einige wenige, oft ganz periphere Grundzüge des täglichen Lebens auf komplizierten Umwegen erschließen lassen. Selbst unter günstigen Umständen kann uns die Archäologie kaum etwas über das wirkliche Leben in der Steinzeit verraten, weil es selten ausreichend eindeutiges Material gibt, das sich mit Blick auf den lebendigen Menschen interpretieren lässt, vielleicht gar mit Blick auf den kulturellen oder religiösen Sinn seines Lebens. Mehr als alles andere ist der Mangel an allen schriftlichen Zeugnissen ein Hindernis für die Ausdeutung des Lebens.

Ihre kulturgeschichtliche Bedeutung besitzen Gräber mit ihren Bestattungssitten und Beigaben auch für andere Epochen, aber für die Vorgeschichte werden sie zu einer alles dominierenden Hauptquelle, und die Bedeutung von etwas sonst so Nebensächlichem wie der Keramik steigt ganz unverhältnismäßig an, wenn es sonst nichts zu bestaunen gibt.

Vielleicht mehr als jeder andere war sich Oswald Spengler der Probleme bewusst, welche eine Frühgeschichte der Menschheit aufwirft. „Geschichte“,

schrieb er in den Notizen für sein geplantes, aber leider nie ausgeführtes, im Grunde nicht einmal ernsthaft in Angriff genommenes Werk zu diesem Thema, Geschichte

„ist das, was erzählt, und *nur* erzählt werden kann. Geschichtsschreibung ist also Dichten, epische oder tragische Dichtung, mit dem Auge für Schicksale: andernfalls bleibt man in dem Hilfswissen und Vorwissen der Datensammlung [stecken]. Aber erzählen läßt sich nur das, was man lebendig vor sich sieht, nicht die Form des Tuns, sondern die Tatsache der Tat.“ [Spengler 1966, 3; kursiv vom Autor, Ergänzung von den Herausgebern]

Wie seine Aufzeichnungen und die wenigen zum Thema fertiggestellten Schriften zeigen, dachte Spengler bei „Taten“ vor allem an Eroberungen und Handelszüge, zwischen denen er keine großen Unterschiede erkennen mochte, denn Handelsherren und Kriegerhäuptlinge waren für ihn eins. Dagegen hatte er kaum ein Auge für soziale Aspekte.

Ist es nicht seltsam, ganze Kulturen nach dem für sie typischen Schmuck ihrer Tonware zu benennen? Spengler hatte dafür allein beißenden Spott übrig, als er notierte:

„Die Oberpriester der keramischen Sekte! Sie haben zuletzt vergessen, daß Menschen diese Gefäße gebrauchen und herstellen. Sie lassen die Töpfe sich verheiraten, Kinder bekommen, reden von Familien, Stammbäumen, Wanderungen; es ist, als wollte man die Bevölkerung von Europa von 1900 nach Zündholzschachteln einteilen oder [nach] Sardinbüchsen“ [Spengler 1966, 190 f.; Ergänzung von den Herausgebern].

In seiner Schrift *Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends* polemisiert er gegen dieses Verfahren, indem er vorschlägt, aus der europäischen Keramik des 18. Jh. auf die Eroberung Westeuropas durch die Chinesen und die Vertreibung der „Fayencevölker von Delft und Faenza“ [Spengler 1937, 211] zu schließen.

Arbeiten die Vorgeschichtler bis heute in dieser Weise? Keramik spielt auf jeden Fall eine ziemlich große Rolle in Hermann Parzingers Werk *Die Kinder des Prometheus*. Der Autor war als Ausgräber mit spektakulären Funden an den verschiedensten Orten gesegnet und ist heute Präsident der *Stiftung Preußischer Kulturbesitz*. Jetzt hat er ein umfangreiches, ja mächtiges Buch vorgelegt, das den Anspruch einer Universalgeschichte und eines Standardwerkes erhebt – ohne jede Einschränkung verspricht der Untertitel eine „Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift“. Und Parzinger beginnt wirklich ganz von vorn, nämlich mit den Ergebnissen der evolutionären Anthropologie, um später in einzelnen Kapiteln die verschiedenen Landschaften nach einem stets gleichbleibenden Schema zu behandeln: Zunächst wird die geographische Situation dargestellt, um im Anschluss die Chronologie der Region mit ihren einzelnen Fundorten und Kulturen überblickartig

und streng sachlich zu behandeln, meist auch im Zusammenhang mit dem Wechsel des Klimas. Natürlich sind alle Fundorte, wie es üblich und eigentlich auch unvermeidlich ist, mit den modernen geographischen Namen bezeichnet, die der Leser in zwei gesonderten Registern nachschlagen kann, so dass dieses Werk auch als Handbuch zu gebrauchen ist. Der Autor hat auf Fußnoten verzichtet, aber eine ungeheuerliche Menge an Literatur für jeden einzelnen Abschnitt rezipiert, die er im Anhang kapitelweise aufzählt. Insgesamt nehmen die Literaturhinweise die Seiten 735-821 ein.

In einem Interview mit der *Welt* antwortete Parzinger auf die Frage nach dem Sinn der beiden Hauptbestandteile des Buchtitels, also nach „Menschheit“ und „Geschichte“:

„Das ist ziemlich klar. Die frühesten Hominidenreste, gefunden in der Sahelzone im heutigen Tschad, sind etwa sieben Millionen Jahre alt. Das ist der biologische Beginn der Menschheit. Der Mensch als kulturelles Wesen tritt mit den ersten Steingeräten in Erscheinung. Das war vermutlich der *Homo habilis* vor etwa zweieinhalb Millionen Jahren. In der Olduvai-Schlucht in Tansania fand man die ältesten Geröllgeräte, bearbeitete Steine, die zur Zerkleinerung von Fleisch dienten. Aus dem Vegetarier *Australopithecus* war ein Aasfresser geworden.“ [Fuhr/Seewald]

Mit solchen Bemerkungen rückt der Autor sein Buch eher in die Nähe der Naturgeschichte oder auch in die der historischen Anthropologie. Dass er kulturelle Aspekte, wo immer sie ihm in den Blick geraten, würdigt, versteht sich natürlich von selbst, aber sie spielen nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Wichtiger sind in seinem Buch Kulturtechniken, also einerseits Werkzeug und Keramik und andererseits Ackerbau und Viehzucht, wenngleich sich letzteres oft nur auf Umwegen erschließen lässt. (Dass Haustiere meist kleiner als ihre wilden Verwandten sind, lässt auf Tierzucht schließen, wenn die Knochen eines offensichtlich verzehrten Tieres kleiner als gewöhnlich sind.)

Wozu kann ein solches Buch, wozu kann überhaupt diese Art von Geschichtsschreibung dienen? Können derartige Bücher uns wirklich helfen, vergangenes Menschentum und damit unseren eigenen Ursprung zu verstehen? Spengler hat sich wiederholt und immer im selben leicht verächtlichen Ton über die seriöse Forschung geäußert. Er nannte die Archäologen und Prähistoriker „Durchschnittsgelehrte“ oder auch „Sammler und Ordner von Bodenfunden“ [Spengler 1937, 159, 176]. Verständlicherweise waren und sind diese von seinen Kommentaren nicht wirklich angetan und würdigen im Gegenzug seine Arbeiten keines Blickes.

„Was vor uns liegt“, schrieb Spengler in seinen zu Lebzeiten unveröffentlichten Notizen,

„von emsigen Sammlern und Ordnern aufgehäuft, sortiert, beschrieben, sind Reste von Werken. Werke sind Ergebnisse von Taten. Taten sind Ausdrücke von Seelen. Ob Topfscherben oder Genitive oder Spuren von Schlachten – es sind immer Trümmer als Zeugen eines Lebens, einer Tatenreihe, eines Seelentums. Wie wenig ist übrig? [...] Welcher Fehler, aus der Summe der Reste den Umfang der Seele erschließen zu wollen: aber von Ideen und Entschlüssen gibt es keine Reste. Die Trümmer sind an sich banal, das Wertloseste von allem. Wo sie das Niveau der Schlüsse bestimmen, ist die Wissenschaft selbst wertlos, gehaltlos, seelenlos. Hier reden, in verhallenden Lauten, Menschen zu uns. Nur ein Dichter erlebt sie wieder, der aus einer Spur eine Welt erwecken kann.“ [Spengler 1966, 15]

Es versteht sich von selbst, dass der Dichter, von dem Oswald Spengler sprach, nur er selbst sein konnte. Nach seiner Überzeugung musste man alle „Vorwissenschaften“, also „Philologie, Archäologie, Prähistorie, Ethnographie, Psychologie“ überblicken, um sie zusammenzufassen; und diese Zusammenschau sei „eine Kunst, schöpferische Dichtung, Verschmelzung der Seele des Schauenden mit der Seele der Welt“ [Spengler 1937, 160]. Parzinger und die meisten heutigen Autoren nehmen noch Ökologie und Klimaforschung in die Liste auf, sogar an prominenter Stelle, aber von Dichtung wollen sie nichts wissen.

Es erinnert ein wenig an die Tagebücher von Oberprimanern, wenn sich Spengler Großartiges vornimmt:

„Aus genialen Zügen und gewaltigen Synthesen ein knappes Bild aufbauen. Fürs Auge. Wirrwarr, aus dem leise eine Seelenrichtung anhebt. Ein urtümliches Seelentum schildern.“ [Spengler 1966, 310]

Solche Arbeitsdirektiven klingen überspannt, aber wer den *Untergang des Abendlandes* gelesen hat oder auch Spenglers späte Schrift *Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends*, weiß, dass dieser Autor wirklich konnte, was er hier umschreibt, und es ist überaus schade, dass er es nicht auch für die Frühgeschichte ernsthaft versucht hat.

Wir wissen nicht, ob Parzinger so etwas hätte geben können. Sicher ist: Er hat es nicht gewollt. Wo sich der als Genie fühlende Spengler in wenigen Worten ein poetisches Szenario entwirft, da zieht sich dieser Autor auf ein vorsichtiges Urteil zurück. Ganz generell werden in *Die Kinder des Prometheus* ernsthafte, nicht etwa bloß rhetorische Fragen verallgemeinernden und vorschnellen Antworten vorgezogen, denn den Autor leitet ein „methodischer Generalzweifel“ [P. 59]. Ein gutes Beispiel ist die Zusammenfassung des Kapitels über Höhlenmalerei, in der er einige wichtige und naheliegende Fragen stellt, etwa jene, „inwieweit diese künstlerische Ausdrucksform als kultische, ja magische Handlung zu deuten sei“ [P. 87]. Eben darüber wird gern und oft ins Blaue spekuliert. Die populärste und ja wirklich auf den ersten Blick ein-

leuchtende Interpretation ist die Verbindung mit einem vorausgesetzten Fruchtbarkeitszauber. So heißt es auf der Internetseite *Seilnacht*:

„Die Australischen Ureinwohner haben ihre Kultur bis in die heutige Zeit erhalten. Sie gibt Aufschluss über die religiöse Bedeutung der Höhlenkunst. Nach ihren Vorstellungen sind in den Felsbildern die Seelen der dargestellten Wesen erhalten und können durch das Malen, Berühren und durch das Abhalten von Kulthandlungen in den Höhlen zu neuer Verkörperung und Fruchtbarkeit angeregt werden.“

Mit Josef Reichholf denkt ein anderer Autor weniger an Fruchtbarkeitsriten als vielmehr an eine Mischung aus Initiation und Biologieunterricht, denn er hält es für möglich, dass „die so realistischen Darstellungen von Jagdwild und Jagdszenen der Einführung erwachsen gewordener Jugendlicher in die Geheimnisse der Jagd“ [Reichholf, 152] gedient haben könnten. Denkbar ist eben fast alles – auch Reichholfs zunächst überraschender Gedanke, dass es im feuchten Europa auch an anderen Orten Zeichnungen gegeben hat, etwa an vorstehenden Felswänden, wo sie sich wegen der ungünstigen Umstände nicht halten konnten.

Parzinger dagegen verweigert ganz selbstverständlich die Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Höhlenmalerei und verweist stattdessen darauf, dass die „Deutung der Eiszeitkunst [...] ein hochspekulatives Unterfangen“ sein muss, „bei dem sich kaum ein sicherer Grund für die Argumentation gewinnen lässt“ [P. 87]. In ähnlicher Weise vermeidet er eine direkte Antwort auf die Frage, inwieweit frühe Menschen tatsächlich in Höhlen hausten [P. 73].

Ebenso zurückhaltend verhält sich Parzinger bei der Ausdeutung der Geschlechterrollen. Sehr häufig gehen Vorgeschichtler davon aus, dass sich Reste urzeitlichen Menschentums in der Wildnis gehalten haben (nämlich bei denen, die Spengler „Kümmerstämme“ genannt hat [Spengler 1966, 68]), und glauben von ethnologischen Beobachtungen aus einfach und direkt zurückzuschließen zu dürfen – eine methodisch extrem fragwürdige Haltung, die für lange Zeit das Geschichtsdenken der Vorgeschichtler bestimmt hat. Beispielsweise sah Hans Georg Wunderlich [nach 160] „Buschmänner [...] als lebende Zeugen, von denen wir den Geist unserer eigenen Steinzeitvergangenheit erfahren können“. Parzinger dagegen hält fest, dass die Darstellungen „der Geschlechterrollen in jungpaläolithischen Gemeinschaften“ von Stereotypen bestimmt werden,

„die letztlich nicht wirklich belegbar sind, sondern vielmehr auf klassischem Rollendenken und ethnographischen Beobachtungen der letzten Jahrhunderte beruhen.“ [P. 65].

Mit anderen Worten: In diesem Buch lesen wir zu diesen Fragen so gut wie nichts. Diese Zurückhaltung ist sympathisch, aber leider macht sie das Buch etwas trocken.

Auch Spengler kennt jede Menge Fragen, nur scheinen es grundsätzlich andere gewesen zu sein als die der meisten Vorgeschichtler. Und es sind wirklich zentrale Probleme des Menschseins, die ihn beschäftigen. Immer wieder treibt ihn die Frage um, wann die Menschen sprechen gelernt haben, wann sie endlich flüssig sprachen und wann sie begannen, innerlich zu sprechen, also in einem engeren Sinne zu denken. „Mit Sprechen-Denken (neue Art des ‚Bewußtseins‘) beginnt Kultur-Geschichte gegenüber Naturmensch und Geschehen“ [Spengler 1966, 53, vgl. noch 56 und 157]. Auch der intersubjektive Aspekt interessiert ihn [ebd. 156], denn insgesamt ist für Spengler der dialogische Charakter der Sprache entscheidend:

„Das Sprechen erfolgt nicht monologisch, sondern dialogisch, die Satzreihen folgen nicht als Rede, sondern zwischen mehreren Menschen als Unterredung. Welches sind die ursprünglichen Formen des Sprechens? Nicht das Urteil, die Aussage, sondern der Befehl, der Ausdruck des Gehorsams, die Feststellung, die Frage, die Bejahung, die Verneinung“ [Spengler 1931, 42].

Dieses Konzept klingt plausibel, aber es wird sich niemals wirklich belegen oder widerlegen lassen.

In seinem Klassiker *Der Mensch* hat Arnold Gehlen sich gegen alle monokausalen Entstehungsmodelle für die Sprache gewandt, nämlich eine ganze Fülle von verschiedenen Wurzeln der Sprache aufgezählt, darüber hinaus aber noch eine wichtige Anmerkung gemacht. In dem Moment nämlich, in dem es die Sprache ist, die den Menschen vor dem Affen auszeichnet, fällt die Frage nach dem Ursprung der Sprache mit jener nach dem Ursprung des Menschen selbst zusammen [Gehlen, 267 ff.].

Die Phantasie der Steinzeitmenschen war ebenfalls ein Thema für Spenglers Spekulationen: „Die Einbildungskraft bis zur Vision und Halluzination muß ungeheuer gewesen sein“ [Spengler 1966, 173]. Bezeichnenderweise glaubte das mit William Golding auch ein Dichter, der in seinem experimentellen Roman *The Inheritors* urtümliche Menschen sich ohne Sprache verständigen ließ. Und auch Julian Jaynes glaubte an eine heute kaum noch nachzuvollziehende Macht der Halluzination.

Immerhin kann die Frage nach der bildlichen Phantasie wohl eher beantwortet werden als die nach dem Ursprung der Sprache. Denn ob Menschenaffen oder andere höhere Tiere bildliche Vorstellungen kennen, lässt sich kaum zweifelsfrei feststellen, wenngleich es ziemlich unwahrscheinlich bleibt; aber dass es Höhlenmalerei ohne eine sehr lebhaft bildhafte Phantasie hätte geben können, scheint kaum glaubhaft. Deshalb kennen wir zwar immer noch nicht den Grund, solche Bilder zu malen, aber immerhin wissen wir etwas mehr über ihre Erschaffer: sie konnten ganz gewiss in ihrem Inneren sehen, was sie abbildeten. Deshalb scheint folgender Hinweis Spenglers [1966, 95] wichtig:

„Das Nach-denken hat optischen Charakter, innere Bilder.“ Das Bewusstsein des Menschen ist also wesenhaft visuell, aber keinesfalls notwendig sprachlich: Es gibt, wie Gehlen ähnliche Überlegungen zusammenfasst, „ein sprachloses, dafür anschauungsgestütztes Denken [...] und andererseits ein anschauungsloses, jedoch durch Sprachhilfen getragenes“ [Gehlen 265].

Alle, die sich über die Spekulationen Oswald Spenglers oder verwandter Autoren aufregen zu müssen glauben, sollten bedenken, dass heutzutage einerseits viel unkontrollierter, andererseits aber auch viel vorhersehbarer spekuliert, um nicht zu sagen gesponnen wird. Meistens spricht man in solchen Fällen von „Evolutionsbiologie“, die merkwürdigerweise sogar als strenge Wissenschaft gilt. Ein Szenario, in dem eine gedachte Figur auf zwei, drei Grundzüge reduziert wird, also kaum noch als lebendiges Wesen angesehen werden kann, dient der Evolutionsbiologie dazu, meist prinzipiell unbeweisbare Thesen als plausibel zu verkaufen. Nur zwei Beispiele!

Die von Richard Dawkins inspirierte englische Autorin Susan Blackmore bietet ein hypothetisches Steinzeitszenario an, in dem zwei Männer in Konkurrenz zueinander stehen. Der eine verhält sich egoistisch und behält alles Fleisch für sich, der andere ist altruistisch veranlagt und gibt großzügig von seinem Reichtum ab. „Welches Verhalten wird eher kopiert werden? Natürlich“, so weiß es die Forscherin, die offenbar über divinitorische Fähigkeiten verfügt, „natürlich“ das Verhalten des altruistischen Jägers. „Er kommt mit mehr Leuten zusammen, diese Leute mögen ihn und kopieren ihn häufig“ [Blackmore 254].

Ähnlich wertvoll sind die Überlegungen Dankel Dennetts. In seinem Buch *Die Philosophie des menschlichen Bewußtseins* versucht er zu rekonstruieren, wie das innere Auge entstand, aber er gelangt nicht über den Aufweis der doch ohnehin kaum zu bezweifelnden Nützlichkeit dieser Fähigkeit hinaus. Für Dennett [260], der immer auf den Nutzen und allein auf diesen schießt, handelt es sich um einen „Akt der Selbst-Manipulation, dessen Vorteile prompt erkannt wurden.“ Warum „prompt“? Wir erfahren es nicht. Der in zahlreiche Sprachen übersetzte Träger des renommierten Erasmus-Preises, angesehene Philosophieprofessor und Chefideologe der Hardcore-Darwinisten um Richard Dawkins konfrontiert den Leser mit folgender Situation:

„Nehmen wir an, daß eines Tages einer jener frühen Hominiden träge in seiner Hütte saß und zwei parallele Linien auf den Boden zeichnete. Ihre Betrachtung mag ihn an die parallelen Uferbänke des Flusses erinnert haben, den er demnächst überqueren wollte. Dabei kann er dann auch daran gedacht haben, sein Seil mitzunehmen. Hätte er die ‚Zeichnung‘ nicht angefertigt, dann wäre er zum Fluß gegangen, um erst dort zu bemerken, daß er ein Seil benötigt, und er hätte wieder zurückgehen müssen, um dieses Seil zu holen. Eine neue und zufällige Angewohnheit hat

ihm also bemerkenswert viel Zeit erspart und kann schließlich dazu geführt haben, private Diagramme ‚im eigenen geistigen Auge‘ zu zeichnen.“ [Dennett, 260]

Man sieht, dass hier ein sich zur strengen Wissenschaft bekennender, jede Form der Metaphysik strikt ablehnender Philosoph noch viel wüster spekuliert, als es ein Oswald Spengler selbst in seinen geheimen Notizen je getan hat. Denn dieses Szenario kann einem prüfenden Blick unmöglich standhalten, und das nicht allein aufgrund des platten Utilitarismus, in das es erwartungsgemäß mündet. Warum kennt ein „früher Hominide“ Seil und Hütte? Wieso muss dieses Wesen eine abstrakte Zeichnung anfertigen, wenn es doch darum geht, die Entstehung des inneren Auges erst zu erklären? In jedem Fall muss es sich bei dem Akteur immerhin um einen Homo sapiens, nicht um einen Halbaffen oder Neandertaler handeln, weshalb man sehr gut und ganz einfach von einem modernen Menschen hätte sprechen können, auch wenn das weniger wissenschaftlich klingt.

Dennett als der große Theoretiker des Bewusstseins scheint nicht zu wissen, dass einiges an abstrahierender Leistung dazugehört, bereits in einem mageren Schema – zwei Striche im Staub! – ein Abbild der Wirklichkeit zu erkennen. Steht man vor dem Fluss, nimmt man ihn schließlich ganz anders wahr, und Kinder brauchen deshalb ziemlich lange Zeit, bis sie eine Landkarte zu lesen gelernt haben. Dazu scheint Dennett bereits das vorauszusetzen, was ihn im Zusammenhang seines Buches eigentlich in erster Linie hätte interessieren sollen und worüber ein Spengler immer wieder nachgedacht hat – er setzt nämlich voraus, dass bereits dieser frühe Mensch über eine visuelle Phantasie verfügte, über ein inneres Auge. Eben dieses innere Auge ist eines der größten Geheimnisse, das uns unsere Biologie bietet. Weder können wir mit letzter Sicherheit ausschließen, dass manche höhere Tiere über es verfügen, noch wissen wir, wie unsere bildhaften Phantasien physiologisch zu erklären sind. Wie sind Nervensubstanz und Phantasie miteinander verknüpft? Bis heute ist dieser Vorgang ganz und gar rätselhaft, und von einer Identität von Vorstellung und Nervensubstanz zu sprechen, wie es in der monistischen Philosophie geschieht, kann niemanden überzeugen. Denn in diesem Fall müssten wir alle Attribute, die wir auf die Phantasie anwenden, auch für die Nervensubstanz geltend machen, müssten sie also farbig nennen oder exakt. Ergibt das einen Sinn?

Aber wenn – wir kommen auf Dennetts Beispiel zurück – der „frühe Hominide“ das innere Auge bereits besaß, warum hätte er dann erst mit seinem Stock zeichnen müssen? Seine Phantasie hätte doch ausgereicht! Vielleicht hätte er sich selbst zum Ufer gehen und nach dem Seil suchen sehen – wenn er denn fähig gewesen wäre, sich selbst zu imaginieren; schließlich kann man sich ein inneres Auge ohne diese Fähigkeit denken – man kann sich

also eine Landschaft vorstellen, aber nicht sich selbst –, und es wäre deshalb denkbar, dass er sich nur das Flussbett ohne seine eigene Figur vorgestellt hat. Alles das hätte eine Zeichnung überflüssig gemacht. Und alles das ist es wert, erklärt zu werden.

Hinweise auf ein tatsächlich existierendes inneres Auge könnten uns eigentlich außer den Höhlenmalereien erst Texte geben, die uns davon erzählen, und wenn es diese gäbe, wären sie uns schon sehr oft als Zitate begegnet. Wie problematisch die Auslegung solcher Texte ist, zeigt *Der Ursprung des Bewußtseins* von Julian Jaynes, das Ausschnitte aus *Ilias*, *Odyssee*, dem *Alten Testament* und anderen alten und sogar uralten Quellen in ebenso sensibler wie gelehrter, aber trotzdem vielfach kritisiert und ja auch wirklich gelegentlich angreifbarer Weise ausdeutet. Das, was Dennett hier so selbstsicher fabuliert und uns als eine Philosophie des Bewusstseins verhökert, können und werden wir unter keinen Umständen jemals erfahren. Deshalb hat es weder mit Wissenschaft noch mit Philosophie irgendetwas zu tun.

Um auf Parzinger zurückzukommen, der sich als Autor so ungleich disziplinierter verhält: Es ist leicht zu verstehen, dass er sich mit allen Spekulationen zurückhält, aber deswegen hat trotzdem Spengler recht, wenn es ihm um das Leben wirklicher Menschen geht, denen wir ein Gesicht geben müssen, damit eine Vor- und Frühgeschichte überhaupt Sinn macht. „Der Sinn der geschichtlichen Forschung“, so schreibt er zu Beginn seines kurzen Essays *Der Streitwagen und seine Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte*, „richtet sich darauf, das Schicksal des Menschen bildhaft darzustellen, soweit es sich in Taten und Persönlichkeiten vollzog“ [Spengler 1937, 148]. Wenn Spengler damit recht hat, ist das große Buch Parzingers keine wirkliche Geschichtsschreibung, denn *Die Kinder des Prometheus* gewinnen an keiner Stelle wirklich ein Gesicht. Nur mit nackten Fakten lässt sich keine Geschichte erzählen, und Spengler hatte deshalb schon recht, als er die Nähe des Historikers zum Dichter hervorhob.

Der Leser, der das Inhaltsverzeichnis von *Die Kinder des Prometheus* überfliegt, wird deshalb auf die „Vergleichende[n] Schlussbetrachtungen“ hoffen, nämlich darauf, dass hier die Menschheitsgeschichte in etwas freierer Manier ausgedeutet wird, aber leider bietet das Abschlusskapitel lediglich einen Überblick über das zuvor ausführlicher Berichtete, ohne sich zu etwas kühneren Interpretationen und Fragestellungen aufzuschwingen.

Eine der ganz wenigen Stellen, an denen Parzinger überhaupt auf das frühmenschliche Sprechen eingeht, hört sich so an:

„Die Feuerstellen an solchen Plätzen müssen wir uns auch als Mittelpunkte des sozialen Lebens vorstellen; dies waren die Orte, an denen frühe Formen von Sprache entstanden sind. Noch waren zwar nicht alle anatomischen Voraussetzungen für eine differenzierte sprachliche Artikulation vorhanden.“

lation gegeben, und wahrscheinlich beschränkte sich die Kommunikation auf ein Grunzen, verbunden mit entsprechender Mimik“ [P. 700].

Der Anfang ist eine pure Selbstverständlichkeit – natürlich traf man sich am Lagerfeuer –, der Rest ist Blödsinn: Welche Mimik entspricht denn einem Grunzen? Auch erfordert dieses Szenario die Fähigkeit des Geschichten-Erzählens ebenso wie die des Geschichten-Verstehens. Eigentlich wird damit auch bereits das innere Auge vorausgesetzt. Und endlich kann man sich denken, dass bei einer Treibjagd das Rufen und Sich-Verständigen noch viel mehr Sinn gemacht hat als das Jägerlatein am Lagerfeuer; nur kann das, wie manche Tiere demonstrieren, auch ohne (Wort-) Sprache geschehen. Wesentlich origineller ist da schon der überraschende Gedanke Reichholfs, dass Sprache zunächst vielleicht weniger der Verständigung als vielmehr der Tarnung gegolten hat: Mit Hilfe der Sprache „konnten sich die ‚Cro-Magnons‘ genannten Menschen untereinander nicht nur viel besser verständigen als die Neandertaler, sondern ihre Absichten auch verbergen, gleichsam durch Worte tarnen, deren Bedeutung nicht verstanden wurde.“ [P. 164]

Parzingers Szenario ist also zwar bei weitem nicht so schlimm und selbstgefällig wie das von Dennett, aber erhellend ist es leider auch nicht. Bedeutet das, dass eine Vor- und Frühgeschichte des Menschen, wie sie Spengler vorschwebte und wie ich sie zu und zu gern einmal lesen würde, als ein seriöses wissenschaftliches Werk überhaupt nicht möglich sein sollte?

Ein eigenwilliger Versuch einer Geschichte der Vorzeit ist Josef H. Reichholfs Buch über den Beginn der Landwirtschaft [2008 = R.], in dem er den Nachweis führt, dass die Menschen kaum der Ernährung wegen mit der Zucht von Getreide oder anderen Pflanzen begonnen haben können, weil dabei für eine fast unendlich lange Zeit gar nicht genug für die Ernährung abfiel. Arbeitsaufwand und Ertrag müssen für eine sehr lange Zeit in einem krassen Missverhältnis gestanden haben. Das „mühevoll Sammeln so kleiner Körner, wie sie Wildgetreideformen entwickeln“, hätte viel zu lange gedauert und „das Vier- bis Achtfache des Verbrauchs eines ruhenden Körpers“ [R. 185] erfordert. Und die Zucht ertragreicherer Formen hätte erst nach sehr langer Zeit Erfolg gezeitigt. Wenn es aber nicht die Ernährung war, was war es dann? Der Rausch. Reichhoff macht es wahrscheinlich, dass Pilze, Früchte (besonders rote), Hanf und andere Pflanzen teils gesammelt, teils angebaut wurden, weil sie Rausche hervorrufen konnten, so dass von hier aus einerseits soziale, andererseits kulturelle Aspekte in den Blick kommen.

Zitiert wird Reichholfs Buch in diesem Zusammenhang deshalb, weil sein Erklärungsversuch vor allem die Bedeutung aller gesellschaftlichen Aspekte verdeutlicht. Er spricht von „Kult“, zielt damit aber nicht in Richtung Religion, sondern auf „Kultur als das Bebauen und Entwickeln des Landes und

Kult als das feierliche Erleben von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit“ [R. 232]. Und so spielt auch für diesen Autor das Lagerfeuer eine Rolle, denn er stellt sich vor, dass der Hopfen am Lagerfeuer geraucht worden ist [R. 253] – nicht anders als zu unseren Jugendzeiten.

Reichholf wie Parzinger huldigen einem ausgeprägten Darwinismus. Für den Biologen Reichholf ist ein „kontinuierlicher Strom des Lebens“ [R. 99] wohl eine Selbstverständlichkeit, die er voraussetzt, ohne sie weiter zu begründen oder zu betonen. Parzinger dagegen hebt bei jeder Gelegenheit die Allmählichkeit des historischen Verlaufs hervor, den er als „ausgesprochen kontinuierlich“ [P. 105] mit „jahrtausendelangen Adaptionsprozessen“ [P. 12] schildert. Alles geschieht „sehr allmählich“ [P. 21] innerhalb eines „unermesslich langen Zeitraums“ [P. 27] und verläuft sich in den „endlosen, anonymen Tiefen der Vorgeschichte“ [P. 697]. Parzinger geht so weit, dass er Entwicklungen als „plötzlich“ [P. 105] beschreibt, die für ihn Jahrtausende in Anspruch nahmen. Wenn er an einer Stelle zugibt, dass sich die Entwicklung zum modernen Menschen doch als „ein großer Sprung“ bezeichnen lässt, dann fügt er sofort hinzu, dass diese Bezeichnung gar nicht wirklich auf „das Plötzliche“ [P. 106] abzielt, sondern darauf, dass es kein Zurück gibt, weil ein neuer Zustand erreicht wurde.

Man kann nicht ernsthaft erwarten, dass ein Autor in der herausgehobenen Stellung, die Parzinger einnimmt, Außenseiterpositionen vertritt oder auch nur ausführlich darstellt; trotzdem wäre es schön gewesen, wenigstens die zentralen Einwände referiert zu sehen, die gegen die herrschende Chronologie der letzten fünf Millionen Jahre vorgetragen werden. Zum Beispiel hätte es nicht geschadet, vom französischen Dorf Glozel zu lesen, auf dessen Gebiet eiszeitliche Tafeln aus Knochen und Ton gefunden wurden, die beschriftet zu sein scheinen. Sollte es sich wirklich um Schriftzeichen handeln, und sind diese Artefakte tatsächlich eiszeitlich, dann wären ganze Bibliotheken nur noch wertloses Papier. In diesem Fall müsste die Vorgeschichte wirklich neu geschrieben werden. Die Kontroverse über die Funde von Glozel ist bis heute nicht beendet, und es ist keineswegs die einzige ihrer Art.

Dazu gibt es Autoren wie Michael A. Cremo und Richard L. Thompson, die dem Menschen in ihrem Buch *Verbotene Archäologie* ein viel höheres Alter zusprechen, als es heute geschieht, aber es findet sich auch die Gegenposition, die dem Menschen nur einige wenige tausend Jahre zuspricht – wie es Gunnar Heinsohn in seinem Buch über *Die Entstehung des Menschengeschlechts* getan hat. Kritisch betrachtet werden müssen die Ergebnisse der C14-Methode ebenso wie die unermessliche Zeiträume umfassenden Chronologien der Geologie, auf die sich Cremo und Thompson berufen: Sind die Schichten, in denen sich Relikte von Frühmenschen fanden, nicht fünf Millionen Jahre alt oder gar noch älter, verpufft ihre Attacke.

Man kann leicht einsehen, dass die Züchtung sowohl von Haustieren als auch von Getreidesorten wie Weizen Zeit braucht, sogar sehr viel Zeit, aber für die Entwicklung von Sprache, Kultur und sozialen Strukturen ist das nicht unbedingt notwendig, wie man wiederholt in historischer Zeit beobachten konnte. Unter Umständen können Sprachen praktisch schlagartig entstehen, und auf keinen Fall sind für ihre Entwicklung Jahrtausende notwendig. Vielleicht ist deshalb der Ansatz Reichholfs, der sich als Biologe den Haustieren und der Pflanzenzüchtung widmete, erfolgversprechender, zumal er damit eigentlich auf das Soziale abzielt. Für ihn erscheint es plausibel, „dass das Zusammenleben der Menschen bedeutender gewesen sein dürfte als Hunger und Fleischbedarf“ [R. 232]. Er macht diesen Gedanken auch geltend, wenn er über Göbekli Tepe spricht, also die steinzeitliche Stadt im Südosten der Türkei, die von vielen als älteste Stadt der Welt angesehen wird und deren Großbauten und ihre Funktion Rätsel über Rätsel aufgeben. Reichhoff spricht sich dafür aus, dass es immer einen guten Grund gegeben hat, nämlich den, „die Gemeinschaft zu stärken und immer wieder zu erneuern, um daraus Schutz und Sicherheit zu gewinnen“ [R. 280]. Allerdings ist gegen die Inanspruchnahme von Göbekli Tepe eingewandt worden, dass es noch „vorkeramisch“ sei, dass also Alkoholgenuss aus Tongefäßen dort noch nicht stattgefunden haben kann [Illig, 625].

Trotzdem ist es nicht allein der Grundgedanke Reichholfs, den man mitnehmen kann oder auch nicht, sondern dazu kommt noch seine Methodik, die sich entschieden gegen die Betonung eines einzigen Arguments (etwa der bloßen Nützlichkeit) wendet. „Erst aus einer Vielzahl von Fakten und den unterschiedlichsten Erwägungen kommt ein Bild zustande.“ [R. 289]

Lesenswert ist ganz zweifellos jedes der hier angesprochenen Bücher, mit Ausnahme der Bücher von Blackmore und Dennett. Wahrscheinlich besitzen die nachgelassenen Notizen Spenglers wie auch sein Aufsatz den geringsten wissenschaftlichen Wert, wiewohl besonders die Lektüre der *Weltgeschichte des 2. Jahrtausends* ein schieres Vergnügen darstellt, denn die Schönheit der Sprache ist ebenso einzigartig wie die lebhaftige Phantasie des Autors, der mit wenigen Strichen eine ganze Welt erscheinen lässt. Reichholfs Buch stellt eine plausible Theorie dar, deren undogmatische, gegenüber Einwänden offene Präsentation ein Weiterdenken seiner Argumente nicht nur erlaubt, sondern geradezu fordert. Dagegen besitzt Parzingers Buch kaum mehr als Handbuchcharakter. Es handelt sich um einen sorgfältig gearbeiteten Forschungsbericht, der einen Überblick über eine dank ihres Umfangs eigentlich gar nicht zu überblickende Literatur bietet, versehen mit einer Reihe guter Illustrationen. Schließlich darf man noch ein sorgfältiges Lektorat erwähnen: Der Text ist trotz seines Umfangs fast fehlerfrei. Aber weder bietet dieser

Autor eine eigene Theorie, noch hat sich Parzinger die kritische Distanz, die er sich gegenüber den oft phantasievollen Ausdeutungen archäologischer Relikte bewahrt hat, auch gegenüber der Chronologie bewahrt. Sein Buch führt deshalb kaum weiter.

Literatur

- Blackmore, Susan (2000): *Die Macht der Meme oder Die Evolution von Kultur und Geist*. Mit einem Vorwort von Richard Dawkins. Aus dem Englischen übersetzt von Monika Niehaus-Osterloh; Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg · Berlin
- Cremona, Michael A. / Thompson, Richard L. (1993): *Verbotene Archäologie*; Bettendorf, Essen u. a.
- Dennett, Daniel C. (1991): *Philosophie des menschlichen Bewußtseins*. Aus dem Amerikanischen von Franz M. Wuketits; Hoffmann & Campe, Hamburg
- Fuhr, Eckhard / Seewald, Berthold (2014): Erst die Jagd machte den Menschen zum Menschen; *Die Welt*, 15. 09.
<http://www.welt.de/geschichte/article132257374/Erst-die-Jagd-machte-den-Menschen-zum-Menschen.html>
- Gehlen, Arnold (1994): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* (mit einer Einführung von Karl-Siegfried Rehberg); Wiebelsheim
- Golding, William (1955): *The Inheritors*; Faber & Faber, London (deutsch: *Die Erben*)
- Heinsohn, Gunnar (2009): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Mantis, Gräfelting
- Illig, Heribert (2008): Das Menschengeschlecht – sesshaft! Josef Reichholf antwortet auf Gunnar Heinsohn. Eine Rezension; *Zeiten sprünge* 20 (3) 624-626
- Jaynes, Julian (1988): *Der Ursprung des Bewusstseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*; Rowohlt, Reinbek
- R. = Reichholf, Josef H. (2008): *Warum die Menschen sesshaft wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte*; Fischer, Frankfurt am Main
- seilnacht = [<http://www.seilnacht.com/Lexikon/Hoehlen.htm>]
- Spengler, Oswald (1931): *Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens*; Beck, München
- (1937): *Reden und Aufsätze*; Beck, München
 - (1966): *Frühzeit der Weltgeschichte. Fragmente aus dem Nachlaß*. Unter Mitwirkung von Manfred Schröter herausgegeben von Anton Mirko Koktanek; Beck, München
- Wunderlich, Hans Georg (1974): *Die Steinzeit ist noch nicht zu Ende. Eine Psycho-Archäologie des Menschen*; Rowohlt, Reinbek

stefandiebitz@t-online.de

Parzinger – ein Abgleich

von Heribert Illig

Aus unserer Sicht kann man Hermann Parzingers Buch auch dazu benutzen, um die derzeit aktuellen Datierungen der menschlichen Entwicklung festzuhalten. Schließlich gibt es mit *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* von Gunnar Heinsohn und mit *Geschichte, Mythen, Katastrophen* sowie *Die veraltete Vorzeit* vom Autor insgesamt drei Bücher, die sich von der Antike bis zu den Anfängen der Menschheit zurücktasten und dabei die Chronologie kritisch rekonstruieren. In Parzingers Buch gibt es dazu klare Antworten, noch klarere allerdings in „ZEIT Archäologie Spuren der Menschheit“, das ebenfalls Parzinger geschrieben hat [Februar 2015, 6 f.]:

- nach 6.000 trocken Nordafrika aus, Abwanderung ins Niltal und in die Sahelzone. In diesem -4. Jtsd. treten Rad und Wagen, Rinder als Zugtiere und domestizierte Pferde in Mitteleuropa auf.
- ab -12.000 Der Jungsteinzeitmensch legt in Göbekli Tepe gigantische Anlagen aus Steinkreisen an. Es „fanden dort riesige Zusammenkünfte zur gemeinschaftlichen Nahrungsaufnahme statt. Dafür musste man Vorsorge treffen, was mit produzierendem Wirtschaften leichter möglich war.“ Noch keine Hinweise auf Götter, aber Darstellungen von Mischwesen aus Tier und Mensch, außerdem Menschendarstellungen von zum Teil Überlebensgröße.
- ab -160.000 *Homo sapiens*, entsteht ebenfalls aus *Homo erectus*, aber in Afrika und kommt ab -40.000 nach Europa;
- ab -300.000 *Homo neanderthalensis* entsteht aus Spätformen des *Homo erectus* in Europa. Ihn beschäftigt auch das Jenseits;
- ab -600.000 *Homo heidelbergensis*, handwerklich befähigt, siehe u.a. die Holzspeere aus Schöningen (Niedersachsen);
- ab -2.000.000 *Homo erectus* beherrscht Feuer (ab -1,4 Mio. Jahre) und Treibjagden, auch Nahrungskonservierung;
- ab -2.100.000 *Homo habilis* als kulturelles Wesen, erste Steingeräte aus der Olduvai-Schlucht in Tansania, Fleischgewinnung aus Aas;
- ab -7.000.000 Früheste Hominidenreste aus der Sahelzone, Tschad (*Australopithecus*; Out-of-Africa-These).

Als Vergleich bietet sich Gunnar Heinsohns Schema aus dem *Menschengeschlecht* an [2000, 34], das jetzt fast verdoppelt wird (links die alten Zahlen; bei den Nennungen sind jene allein von Parzinger kursiv gesetzt):

-30.000	Homo sapiens sapiens in Europa	-40.000
	<i>Denisova-Mensch als dritte Population</i>	-40.000
	<i>Moderner Homo sapiens</i>	-160.000
-125.000	Homo sapiens neanderthalensis	-300.000
-400.000	Archaischer Homo sapiens	-400.000
	<i>Homo heidelbergensis</i>	-600.000
-1.500.000	Homo erectus in Afrika und Europa	-2.000.000
-2.000.000	Australopithecus boisei	
	<i>Homo habilis</i>	-2.100.000
-2.200.000	Australopithecus robustus	
-3.000.000	Australopithecus africanus	
-4.000.000	Australopithecus afarensis	-3.800.000
	<i>Bislang frühester Australopithecus</i>	
	<i>(Sahelanthropus tchadensis)</i>	-7.000.000

Demnach purzeln die Datierungen relativ locker durch die Zeiten, eine halbe Million an Jahren kann auch heute noch schnell hinzugefügt oder gestrichen werden. Es bleibt dabei: Altersangaben sind – nicht nur wegen der überaus seltenen Funde – weitgehend zufällig und können sich jederzeit um z.B. 30 % ändern. Das Herumdatieren geht auch *nach* diesem Buch munter weiter. In einer Meldung von Januar 2015 wird das von Parzinger genannte Entstehungsalter von Homo sapiens mit 55.000 Jahren gleich um 15.000 Jahre (37,5 %) überboten [FILS].

Und einer Zeitungsmeldung vom März 2015 ist zu entnehmen, dass ein halber Unterkiefer aus Äthiopien auf ein Alter von 2,8 Mio. Jahre datiert worden ist: „Das ist ganze 400 000 Jahre älter als alle bisherigen Funde der Gattung Homo“ [Filsler]. Das heißt, seit Drucklegung von Parzingers Buch wurde das entsprechenden Alter in zwei Schritten um 700.000 Jahre in die Vergangenheit revidiert. Zu beachten ist, dass die Gattung Australopithecus getrennt von der Gattung Homo (und damit auch von uns) gelebt hat, aber beide der Tribus der Hominini (Primate) zugeordnet werden. Die Forscher diskutieren noch, ob der Fund nun einem Australopithecus, einem Homo oder einer neuen Zwischenstufe entspricht [kus].

Merkwürdigerweise verliert Parzinger kein Wort über den Denisova-Menschen, der als dritte Menschenart zeitgleich zu Homo sapiens sapiens und Homo neanderthalensis getreten ist, auch wenn wir bislang nur einen Zahn und zwei Knöchelchen kennen (*Denisova* steht nur in Parzingers Grafik, Abb. 1 ganz unten links, während der nach wie vor heftig umstrittene Kleinmensch

Homo floresiensis ganz unten rechts positioniert wurde). Trotzdem kann *Denisova* genetisch von den anderen beiden Populationen separiert werden. Gefunden wurden seine Skelettbestandteile in der Denisova-Höhle im sibirischen Altai-Gebirge.

In Westgaliläa (Israel) stießen Bauarbeiter auf die gewaltige Manot-Höhle, ein Tropfsteinparadies, in dem bis vor 15.000 Jahren Menschen gelebt haben. Ein 55.000 Jahre altes Schädeldach gehörte zu einem „modernen Menschen“. In der Umgebung lebten auch Neandertaler. Das wird als weiterer Beweis gesehen, dass beide Hominiden einander begegnet sind und sich gekreuzt haben, stammen doch 4 % unserer Gene vom Neandertaler. Nunmehr wird die Region als „erster Begegnungskorridor“ gesehen.

Parzinger hat aus Anlass seiner Buch-Premiere Eckhard Fuhr und Berthold Seewald ein ausführliches Interview gegeben, in dem er sein Buch rekapituliert. Schlussendlich wird er auch dazu befragt, ob er sich die Weiterentwicklung des Menschen in gleicher Weise vorstellen könne. Dazu die Antwort: „Doch, doch, durchaus, der Mensch hat schließlich bereits eine Menge überstanden...“. Außerdem eine weitere, etwas differenzierendere Antwort:

„Über Jahrtausende ungestörte Entwicklungen gibt es selten. Zum einen können sich einmal erreichte Kulturverhältnisse sehr lange unverändert halten. In anderen Weltregionen durchlief die Menschheitsgeschichte dagegen einen ständigen Wechsel von Blüte und Untergang. Zum Apokalyptiker muss man deshalb aber nicht werden.“

Es darf hier eingewendet werden, dass die Entwicklung über Jahrtausende wenig darüber aussagen kann, ob die äußerst schnelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte von einem jähen Absturz in frühkulturelle, vorkapitalistische Zustände gefolgt werden kann, zumal die rasant zunehmende weltweite 'Massenmenschhaltung' unablässig weitere Probleme aufwerfen muss.

Literatur

- Diebitz, Stefan (2015): „vollkommene Vergessenheit“ · Ist eine Frühgeschichte der Menschheit möglich? *Zeitensprünge* 27 (1) 8-20
- FILS (2015): Fund unter der Baustelle; *SZ*, 29. 01.
- Filser, Hubert (2015): Die Zähne der Zeit; *SZ*, 05. 03.
- Fuhr, Eckhard / Seewald, Berthold (2014): Erst die Jagd machte den Menschen zum Menschen; *Die Welt*, 15. 09. <http://www.welt.de/geschichte/article132257374/Erst-die-Jagd-machte-den-Menschen-zum-Menschen.html>
- kus (2015): Neues Fossil eines Frühmenschen. Bindeglied zwischen Homo und Australopithecus? *NZZ*, 03. 03.
- Parzinger, Hermann (2015): Spuren der Menschheit; *ZEIT Archäologie*; Februar
- (2014): *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*; C.H. Beck, München

Teje – immer wieder umgebettet

Otto Ernst

Die alten Ägypter, vor allem aber die Königsfamilien hatten das große Bedürfnis, ihre Leiber für die Ewigkeit zu konservieren. Daraus resultierte die Kunst der Einbalsamierung und die Angst, dass die Gräber geöffnet und geschändet werden könnten. Dass etliche Mumien der ägyptischen Pharaonen erhalten blieben, ist darauf zurückzuführen, dass in der Spätphase des pharaonischen Ägypten die Königsgräber systematisch ihrer Goldschätze beraubt wurden, aber diejenigen, die dies ausführten, darauf achteten, dass die Mumien dabei möglichst erhalten blieben. Dafür wurden die Mumien dann in Sammel-Verstecke gebracht. Das wichtigste ist vielleicht die *Cachette von Deir el-Bahari* (DB/TT320), nördlich von Theben, in der über 50 wohl durchwegs königliche Mumien entdeckt worden sind. Das berühmteste Versteck ist wohl das Grab Nr. KV 35 (King Valley = Tal der Könige), das Grab von Amenophis II.

Meist wurden die Mumien nach Entnahme der mitgegebenen Schätze nicht in ihre ursprünglichen Gräber zurückgebracht; sie wurden also **umgebettet**. Ein weiterer Grund dafür trat manchmal ein, wenn ein Grab, eine Begräbnis-Stätte, vielleicht sogar eine Stadt ganz aufgegeben wurde, wie es zum Beispiel mit Amarna (Achet-Aton), der zeitweiligen Hauptstadt Echnatons geschah. Die meisten der erhaltenen Mumien sind demzufolge mindestens einmal umgebettet worden, manche sogar mehrfach. Am häufigsten geschah dies wohl mit der Mumie der Teje, der Gemahlin von Amenophis III., wofür es mehrere, unterschiedliche Gründe gab.

Amenophis III. hat sein Grab (West Valley = WV 22) wie seine Vorgänger in Theben-West ausbauen lassen, allerdings nicht im sogenannten Tal der Könige, sondern in einem westlich gelegenen Seitental. Er ließ in seinem Grab einen Extraraum für seine Gemahlin Teje anlegen und auch noch einen weiteren für Satamun, seine älteste Tochter. Diese wurde dann wahrscheinlich unter dem Namen Nofretete die Gemahlin seines Nachfolgers Echnaton, wie von mir schon in mehreren Ausgaben der *Zeitensprünge* ausgeführt worden ist [Ernst 2013; 2014].

Teje, die ihren Gemahl lange überlebte, folgte dann ihrem Sohn Echnaton nach *Amarna*, wo sie auch starb und von ihrem Sohn in seinem dortigen Königsgrab beigesetzt wurde. Als Amarna dann aufgegeben wurde, musste ihre Mumie ein erstes Mal umgebettet werden, was nach heutigem Kenntnisstand unter der Herrschaft ihres Enkels Tutanchamun geschah. Ihre Mumie wurde dann in die alte Residenz Theben gebracht und zunächst wahrschein-

lich in dem Grab **KV 55** beigesetzt. Das ist archäologisch gesichert, weil man dort neben weiteren Beigaben für sie den Holzschrein fand, der von Echnaton für das Begräbnis seiner Mutter in Amarna in Auftrag gegeben wurde.

Als man dieses Grab (KV 55) 1907 wieder aufdeckte, befand sich allerdings nicht Tejes Mumie darin, sondern die ihres Sohnes Echnaton; Tejes Mumie hatte also diesem weichen müssen. Warum dies wahrscheinlich geschah, habe ich ausführlich beschrieben [Ernst 2006]. Als Tutanchamun starb, brachte man seine Mumie in das Grab KV 62, in dem bis dahin Echnaton bestattet war. Dessen Mumie brachte man dann nach KV 55; die bis dahin dort bestattete Teje brachte man in das Grab ihres Gemahls (**WV 22**), allerdings nicht in den Raum, der ursprünglich für sie angelegt worden war. Dies hat Carter durch dort aufgefundene Grabbeigaben nachgewiesen.

Als dann das große Freimachen der Königsgräber erfolgte, wurde Tejes Mumie mit anderen Angehörigen ihrer Familie in das Grab **KV 35** gebracht, wo sie dann nebst zwei weiteren Mumien in einem Seitenraum aufgefunden wurde. Tejes Mumie wird in der Literatur meist als „Elder Lady“ bezeichnet; sie ist durch die jüngsten DNA-Analysen eindeutig identifiziert, außerdem durch eine im Grab Tutanchamuns gefundene Haarlocke, die eindeutig als Haare der Teje identifiziert werden konnte.

In dem Seitenraum lag eine als „Younger Lady“ bezeichnete weitere weibliche Mumie. Sie ist durch einen Keulenschlag ins Gesicht getötet worden; bei ihr handelt es laut Meinung des Mainstreams wahrscheinlich um Nofretete [Ernst 2012, 521]. Die dritte Mumie stammt von einem noch relativ früh verstorbenen Mann, der wahrscheinlich der ältere Bruder Echnatons, also Thutmosis war (s. Abb. S. 256).

Nachdem sich Tejes Mumie jetzt im *Ägyptischen Museum* in Kairo befindet, hat sie dort ihren fünften Ruheplatz gefunden.

Literatur

- Ernst, Otto (2006): KV 55 - das rätselhafte Grab; *Zeitensprünge* 18 (2) 307-321
- (2012): Nofretete und Echnaton. Neues zur Genealogie der Amarna-Herrscher; *Zeitensprünge* 24 (3) 521-533
- (2013): Echnaton und Nofretete. Tutanchamuns mögliche Eltern; *Zeitensprünge* 25 (2) 285-296
- (2014): Von Satamun zu Nofretete. Aufstieg und Ende einer Pharaonentochter; *Zeitensprünge* 26 (2) 456-470

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Korrekturen zur Amarnazeit

Otto Ernst

Die Versuche von Velikovsky und anderen, die von der Ägyptologie angenommene Dauer der altägyptischen Geschichte zu verkürzen, bedingt natürlich ebenfalls, auch die Zahl der Pharaonen zu verkleinern bzw. nachzuweisen, dass einige oder etliche Herrscher versehentlich doppelt gezählt wurden. Die spektakulärste Gleichsetzung, die schon von Velikovsky angenommen wurde, ist die Gleichsetzung der 19. mit der 26. Dynastie, wofür es gute Argumente gibt, die aber auch Widersprüche aufwirft.

In den *Zeitensprüngen* [3/2014] wurden nun zwei neue Gleichsetzungen von Heribert Illig gebracht, die aber in meinen Augen nicht haltbar sind.

1. *Amenophis III.* = *Amenophis IV. Echnaton*
2. *Kija* = *Satamun* = *Nofretete*

Zu 1. Die Gleichsetzung von Amenophis III. mit Echnaton scheidet schon daran, dass von beiden die Eltern und die Hauptgemahlin bekannt sind, und dass diese *nicht* gleichzusetzen sind [Nr. 1]. Wie zum Beispiel von mir [ZS 2/2014, 458] dargelegt, war der Vater von Amenophis III. *Thutmosis IV.* und seine Mutter *Mutemwija*, eine zunächst unbekannte Haremsdame. Weil aber zwei ursprünglich von Thutmosis IV. zur Nachfolge vorgesehene *andere* Söhne oder Halbbrüder von Amenophis weggestorben waren, rückte dieser zum Nachfolger auf und wurde *noch im Kindesalter* nach dem Tode seines Vaters zum neuen Pharao. Weil er deswegen natürlich noch nicht regierungsfähig war, wurde seine Mutter Mutemwija sogar zur faktischen Regentin des Landes. Die Stellung von Mutemwija und damit auch von Amenophis III. wurde dann dadurch aufgewertet, dass – auf einer Darstellung im Luxor-Tempel – behauptet wurde, Mutemwija hätte ihren Sohn nicht von Thutmosis IV., sondern von *Amun* empfangen [Nr. 2].

Als Eltern von *Echnaton* stehen eindeutig Amenophis III. und Teje fest, was in jüngster Zeit auch durch DNA-Analysen bestätigt wurde. Dass Amenophis III. mit Teje verheiratet war, ist u.a. durch den sog. Hochzeits-Skaraäus bewiesen, auf dem als Eltern der Großen Königlichen Gemahlin Teje *Juja* und *Tuja* angegeben wurden, die eindeutig „Bürgerliche“ bzw. lediglich Adlige waren, auch wenn sie hohe Funktionen einnahmen.

Von Amenophis III. ist weiterhin bekannt, dass er sich im höheren Alter als eine Inkarnation Atons empfand oder bezeichnen ließ. Von Echnaton ist keine derartige Behauptung bekannt; er behauptete im Gegenteil, dass Aton

sein Vater wäre [Nr. 3]. Und genau wie Teje als Große königliche Gemahlin von Amenophis III. feststeht, steht bei Echnaton als solche *Nofretete* fest.

Zu 2. Dass die Herkunft von Kija und auch von Nofretete nichts so eindeutig sind bzw. dass darüber verschiedenen Auffassungen bestehen, dazu habe ich mich [ZS 2/2014] ebenfalls schon geäußert. Dass aber Kija nicht mit Nofretete gleichgesetzt werden kann, das hat schon Hornung dadurch gezeigt [Nr. 4], indem er auf ein Relief hinwies, auf dem Nofretete einschließlich zweier ihrer Töchter vor Kija im Staub liegen, d.h. sich vor ihr niederwerfen [Hornung, 118].

Außerdem passt auch das Alter beider Damen nicht zusammen. Nofretete muss mit dem späteren Echnaton schon in dessen *ersten Regierungsjahren* verheiratet gewesen sein, denn bei dem damals errichteten großen Aton-Tempel in Karnak wird Nofretete schon mit ihrer (und Echnatons) erster Tochter Meritaton dargestellt. Kija erscheint hingegen erst in Amarna, also in späteren Regierungsjahren Echnatons (etwa ab dem 10. Jahr) und sie wird in mehreren Reliefs immer nur mit einer *einzig*en Tochter dargestellt, während Nofretete ja eindeutig *sechs* Töchter von Echnaton hatte [Nr. 5].

Leider ist bei Illig noch etwas anderes falsch dargestellt bzw. missdeutet worden, nämlich bei dem berühmten Holzköpfchen der Teje, das Teje auch keineswegs als Pharaonin auswies. Als Teje diese ihre bisherige Haube in eine mit zwei Federn umarbeiten oder dadurch erweitern ließ, ging es vor allem darum, dass ihre Rivalin Nofretete die Federkrone, die sie bisher trug, z.B. auf den Grenzstelen Amarnas, *abgeben* musste. Es ging damit um einen Machtverlust Nofretetes an Teje und nicht umgekehrt [Nr. 6].

Literatur

- Ernst, Otto (2014): Von Satamun zu Nofretete. Aufstieg und Ende einer Pharaonentochter; *Zeitensprünge* 26 (2) 456-470
- Hornung, Erik (1995): *Echnaton · Die Religion des Lichtes*; Artemis, Zürich
- Illig, Heribert (2014b): Kija = Satamun = Nofretete. Eine Bereinigung; *Zeitensprünge* 26 (3) 692-700
- (2014a): Amenophis III. = IV. Echnaton. Neues Licht auf Amarna und den Aton-Kult; *Zeitensprünge* 26 (3) 662-691

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Antwort auf die Einwände von Otto Ernst

Heribert Illig

Es war nicht zu erwarten, dass die Gleichsetzung von Amenophis III. und IV. auf jubelnde Zustimmung stoßen würde. Insofern waren Einwände wie die von Otto Ernst vorgebrachten zu erwarten, zumal das altägyptische Bildmaterial Legion ist, also sehr leicht eine Abbildung übersehen werden kann, die einer These unmittelbar den Garaus machen kann. Genau dies gälte, wenn Nofretete und Kija zusammen auf einem Relief gezeigt würden. Das würde auch für das von Ernst herangezogene Bild gelten, das er bei Erik Hornung gefunden hat: „auf dem Nofretete einschließlich zweier ihrer Töchter vor Kija im Staub liegen, d.h. sich vor ihr niederwerfen [Hornung, 118]“ (Ernst, s.S. 27).

Die Recherche brachte jedoch sofortige ‘Entwarnung’. Hornungs Buch ist nach 1995 noch viermal aufgelegt worden, anfangs bei Artemis & Winkler, später vom Patmos Verlag, aber Ernst bezieht sich auf die Erstauflage. Dort stehen folgender Absatz und der Anfang eines zweiten:

„Ob man mit einem «Verschwinden» Nofretetes rechnet oder nicht, und wie immer es zu erklären wäre, Kija tritt für eine Weile als beherrschende Frau am Königshof hervor. In einer nur als Fragment erhaltene Darstellung erscheint sie mit einer eigenen Tochter hinter Echnaton unter dem Strahlenaton, während gleichzeitig die Nofretete-Töchter Meritaton und Anchesenpaaton in Proskynese auf dem Boden liegen, also deutlich ins zweite Glied verwiesen sind.

Offenbar hatte Echnaton von Kija eine weitere, siebente Tochter, und man kann sich vorstellen, daß diese ihre eigene Tochter gerne als Thronfolgerin an die Stelle der Meritaton gesetzt hätte“ [Hornung, 118].

Hornung spricht also nicht von Kija und Nofretete, sondern von Kija und zwei Nofretete-Töchtern. Damit ist der wesentliche Einwand [Nr. 4] vom Tisch. Im Übrigen ist diese Passage in der Zweitaufgabe im Patmos Verlag, 2000, wiederum auf S. 118, unverändert geblieben.

Zugleich ergibt sich etwas Neues. Für Echnaton sind nur sechs Namen für seine Töchter bekannt: Meritaton, Maketaton, Anchesenpaaton, Neferneferuaton, Neferneferure und Setepenre [wiki ↔ Echnaton]. Das Kind von Kija wäre demnach am Hof namenlos geblieben, obwohl es sich Hornung sogar als Thronfolgerin vorstellen konnte und obwohl es offenbar deutlich übers ‘Steckkissen’ hinausgewachsen war. Dafür gibt es in der herrschenden Lehre keine Antwort, kann es keine geben – ein gravierendes Problem. Wären hingegen Nofretete und Kija identisch, dann wäre die Königin und königliche

Gemahlin mit drei ihrer Töchter abgebildet, was überhaupt kein Problem aufwirft.

Nebenbei bemerkt: Der *Wikipedia*-Eintrag zu Echnaton enthält auch den Hinweis, dass inzwischen sowohl durch eine DNA-Analyse wie durch die Inschrift eines Reliefs geklärt ist, dass Anchesenpaaton und Tutanchaton (der spätere Tutanchamun) Kinder von Echnaton waren [Roeder in Hanke, 40]. Im Vergleich dazu wäre der Name einer zusätzlichen Kija-Tochter viel leichter zu ermitteln gewesen.

Mit welcher Tochter Kija abgebildet worden ist, kann in keinem Fall angegeben werden. Damit hat sich auch Ernsts Einwand erübrigt, dass Kija deutlich jünger als Nofretete gewesen sein müsse [Nr. 5].

Noch einmal zu den unterscheidenden Titulaturen: Nofretete war die „Große königliche Gemahlin“ (unter „Nr. 2“), Kija führte hingegen „den ganz ungewöhnlichen offiziellen Titel «Große geliebte Frau des Königs», der sie über alle anderen Haremsdamen emporhebt, ohne ihr jedoch eine religiöse Bedeutung zuzuweisen, wie sie Nofretete gehabt hat“ [Hornung, 117].

Nachdem der Wechsel der Namen und Titulaturen nun einmal zu Amarna gehört, ist gut vorstellbar, dass Nofretete=Kija=Satamun je nach Bezug den einen oder den anderen Titel geführt hat. Damit verknüpft war selbstverständlich auch der Umstand, dass Kija niemals mit Krone oder königlicher Uräus-Schlange abgebildet, niemals ihr Name in einer (Königs-)Kartusche eingeschlossen worden ist [Hornung, 117]. Nofretete könnte ein weiblicher König Ägyptens gewesen sein, Kija nicht [ebd. 118]. Dementsprechend kann Kija nicht als Witwe Echnatons an den Hethiter-König Suppiluliuma geschrieben haben, Nofretete dagegen schon (eventuell noch Anchesenamun als Witwe Tutanchamuns) [Hornung, 119]. Diese feinziselierten Unterscheidungen werden von meiner These nicht getilgt, aber relativiert.

Ernst reklamiert einen wesentlichen Unterschied: Amenophis III. sieht sich als Inkarnation Atons, während Echnaton sich als dessen Sohn sieht [Nr. 3]. Genau das könnte ein Grund gewesen sein, warum Echnaton sich seinen neuen Namen zugelegt und Amarna gegründet hat: Er wechselte sein Selbstverständnis und trug dem durch die Änderung äußerer Gegebenheiten Rechnung. Ernst selbst fügt ja einen durchaus akzeptierten weiteren Selbstverständniswechsel an: Seine Mutter habe Amenophis III. nicht von Thutmosis IV. empfangen, sondern von Amun. Demnach sah sich Amenophis zunächst als Sohn eines anderen Gottes, woraus keineswegs gefolgert werden konnte, dass Aton eigentlich der Sohn Amuns gewesen sei [Nr. 2].

Meinem Kritiker ist sofort darin recht zu geben, dass sich die tradierten Namen der Eltern von Amenophis III. und Amenophis IV. unterscheiden [Nr. 1]. Auch hier muss ein Namenswechsel vorausgesetzt werden, auch dadurch

getragen, dass plötzlich Kürzestnamen wie Juja, Tuja, Teje oder Eje dominierten. Er weist aber auch darauf hin, dass mit Mutemwia „eine zunächst unbekannte Haremsdame“ sogar „zur faktischen Regentin“ aufgestiegen ist. Da ließe sich immerhin daran denken, dass ihr als Haremsfrau eine ganz andere, unpolitische Erziehung zuteil wurde – auch wenn wir seit Prokop zu wissen glauben, dass sich Justinian I. mit Theodora eine Schauspielerin und damit praktisch eine Prostituierte zur Gemahlin erkoren habe, die gleichwohl oder auch deswegen als Mitregentin in Erscheinung trat.

Auf jeden Fall wissen wir über Mutemwia praktisch nichts. Früher als mitannische Königstochter gesehen, „gilt [heute] jedoch als wahrscheinlicher, dass sie aus der nebenköniglichen Linie in Achmim stammte“ [wiki ↔ Mutemwia]. Das aber ist die Linie, der Teje und ihre Familie entstammen. Vielleicht bezieht sich das auf Maciejewskis Versuch, ein Haus Juja und Tuja zu konstruieren, das mit seinen Frauen Mutemwia, Teje und Nofretete fast eine Paralleldynastie gebildet hätte [Illig 3/2014, 683]. Hier sind nur Spekulationen möglich. Klar ist hingegen, dass die These das völlig unübersichtliche Amarna-Terrain klärt. So steht bei *Wikipedia* für Echnaton:

- „• Geschwister: Thutmosis, Sitamun, Iset, Henuttaunebu, Nebet-tah, Baketon, „Younger Lady“
- Ehefrauen: Nofretete, Kija, „Younger Lady“ (nach den DNS-Untersuchungen eine Schwester des Echnaton und Mutter des Tutanchamun), Taduhepa“.

Hier ergibt sich der ‘Dreiklang’ Nofretete=Kija=Younger Lady, nachdem gerade Ernst Wert darauf legt, dass Younger Lady und Nofretete identisch sind (s. S. 25). Eine der angesprochenen Schwestern Echnatons ist Sitamun=Satamun, bei meiner These ebenfalls mit Nofretete identisch. (Die angewendete DNA-Analysentechnik erlaubt Verwandtschaftsaussagen, aber nur in seltenen Fällen auch Personenaussagen.) Die ‘vierte’ Ehefrau Taduhepa ist jene mitannische Prinzessin, die Amenophis III. (auch) geheiratet hat!

Es bleibt Ernsts Kritikpunkt **Nr. 6**, der nicht direkt mit den Gleichsetzungen zu tun hat: die Federkrone. Eigentlich wäre dem von mir Geschriebenen [3/2014, 698] gar nichts hinzufügen. Trotzdem: Als Dietrich Wildung 1989 Direktor des Berliner Ägyptischen Museums und damit zum Hüter der Nofretete-Büste und des Teje-Köpfchens wurde (damals noch im Westberliner Charlottenburg), ließ er es mit enormem Aufwand untersuchen: CT-Aufnahmen des Köpfchens mit dem Ziel, unter den schwarzen Überzug schauen zu können, der das Köpfchen entstellte, aber ohne Materialverlust nicht zu entfernen war. (Wildungs einschlägigem Vortrag mit exquisiten Laboraufnahmen auf dem 6. Internationalen Kongress der Ägyptologie in Turin, 1991, konnte der Autor beiwohnen.) Die aktuelle Museumsbeschreibung übergeht zunächst das Material der Haube:

„Hinzu kommt, dass man auch die erste Version der Kopfbedeckung unter der später aufgelegten und mit kleinen blauen Perlen besetzten Haube kaum erfassen kann. Erkennbar sind noch die prächtigen Ohrgehänge sowie ein Teil der schwarz korrodierten silbernen Haube, in die zwei Uräusschlangen über der Stirn der Königin eingelassen gewesen waren, deren Schlangenkörper sich unter der zweiten Kopfbedeckung abzeichnen“ [teje].

Man muss sich das Material in der entsprechenden Rubrik herausuchen: wohl Textil und Kitt, die Perlen werden hier nicht genannt. Das bestätigt sich durch eine deutlich ältere Museums-Beschreibung:

„verpappte Leinwand dient als Träger einer aus kleinen blauen Perlen geschaffenen, nackenlangen Ballonperücke, auf deren Scheitel einstmals ein Kronenaufsatz befestigt war“ [Robbel 1986, 50].

Der Kronenaufsatz ist unter Wildung im Museum gefunden worden: zwei Federn, eingerahmt durch die Kuhhörner der Hathor. Trotzdem erscheint es außerhalb jeder Denkmöglichkeit, das Verpappen einer silbernen Haube, eines goldenen Stirnreifs, außerdem zweier Uräen und zweier goldener Ohrscheiben sei keine Abstufung.

Literatur

- Ernst, Otto (2015b): Korrekturen zur Amarnazeit; *Zeitensprünge* 27 (1) 26 f.
- (2105a): Teje – immer wieder umgebettet; *Zeitensprünge* 27 (1) 24 f.
Hornung, Erik (2000): *Echnaton · Die Religion des Lichtes*; Patmos, Ostfildern (und Artemis & Winkler, Düsseldorf · Zürich
- (1995): *Echnaton · Die Religion des Lichtes*; Artemis & Winkler, Zürich
Illig, Heribert (2014b): Kija = Satamun = Nofretete · Eine Bereinigung; *Zeitensprünge* 26 (3) 692-700
- (2014a): Amenophis III. = IV. Echnaton · Neues Licht auf Amarna und den Aton-Kult; *Zeitensprünge* 26 (3) 662-691
- (1992): Grabtuch und Mumien. Sechster Internationaler Kongreß der Ägyptologie in Turin; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (1) 26-30
Robbel, Liselotte und Helmut (Red. 31986): *Ägyptisches Museum Berlin*; Zabern, Mainz
Roeder, Günther (1969): Königssohn Tut-anchu-Aton; in Hanke, Rainer: *Amarna-Reliefs aus Hermopolis (Ausgrabungen der Deutschen Hermopolis-Expedition in Hermopolis 1929–1939)*, Bd. 2. Gerstenberg, Hildesheim
teje = Kopf der Teje (Ägyptisches Museum und Papyrussammlung)
https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/OC26W24E2O7517AVP7P7PXT_H2HXYGQERRF
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Mauerbau vor der Zeitenwende

Wie lief die Entwicklungslinie?

Heribert Illig

In der Antike sind Steinmauern in ganz unterschiedliche Manier gebaut worden. Die Vielfalt darf ebenso verblüffen wie ihre Abfolge. Wenn wir beispielgebend nach Mykene schauen, präsentiert uns Heinrich Schliemann [1878, 32 f.] drei verschiedene Typen, die er in drei Epochen gliedert.

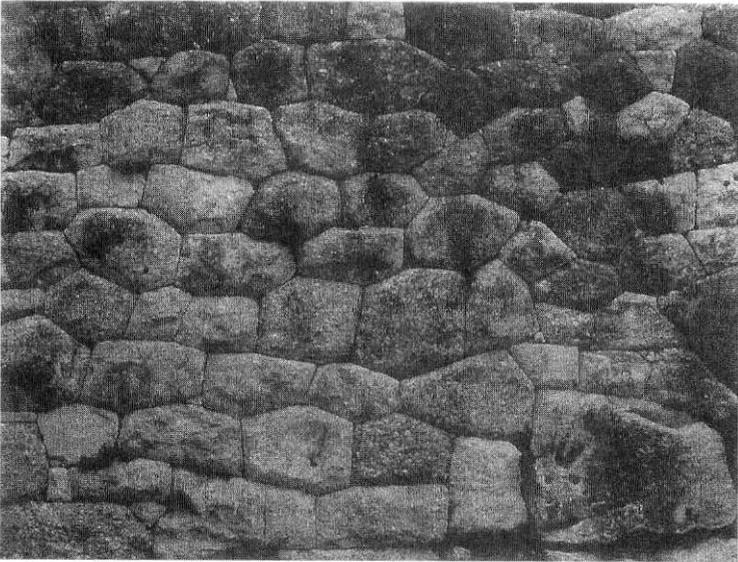
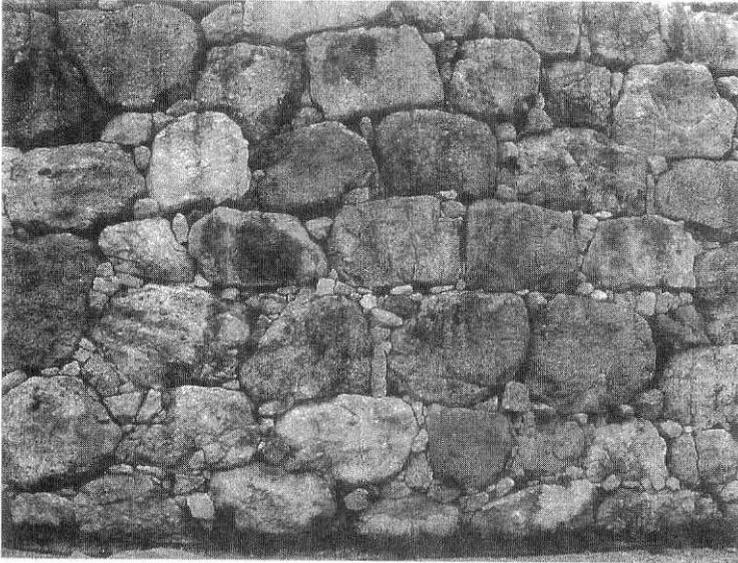
- Erste Epoche: die von dem Ausgräber auch „cyklopisch“ genannte Art [ebd. 35] aus großen unregelmäßigen Felsbrocken, deren Umrisse keineswegs schmale Fugen bilden, sondern so große Abstände halten, dass kleine Steine eingefügt werden müssen, um eine leidliche Oberfläche zu erzielen.
- Zweite Epoche: Sie besteht „aus sehr künstlich zusammengefügteten Polygonen, die ungeachtet der unendlichen Verschiedenheit der Fugen gewissermassen eine fest und schöne Felswand bilden“ [ebd. 33].
- Dritte Epoche: Diese Mauern „bestehen aus fast viereckigen Blöcken, die in ganz horizontalen Schichten liegen; ihre Fugen aber sind nicht ganz senkrecht und zeigen mehr oder weniger schiefe Linien“ [ebd. 34].

Schliemann sah alle drei Arten zeitgleich in der Ringmauer um die Burg verbaut; während die der ersten Epoche ‘ausstarb’, seien die beiden anderen Arten parallel weitergeführt worden. Doch das ist umstritten.

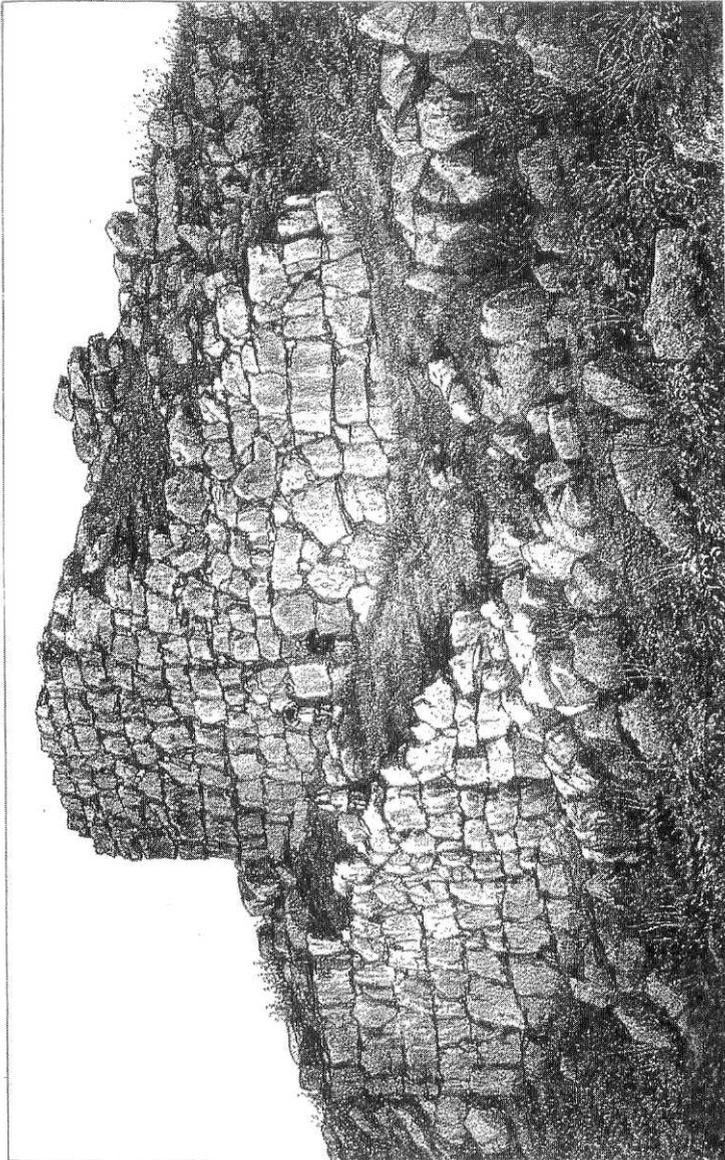
Zyklopenmauern

Zu Beginn der Steinbefestigungen stehen – also ohne kastenartige Erd-Holz-Wälle oder Holz-Lehm-Mauern wie bei Troia II – unverändert die Zyklopenmauern, die für Mykene bei -1350 gesehen werden [wiki ↔ Mykene]. In Tiryns wurden zu derselben Zeit und bis -1250 reichend noch größere Steinformate gewählt, die auch für die berühmten Galerien mit ihren falschen Gewölben zum Einsatz kamen. Die Akropolis in Athen wurde durch eine solche massive Mauer geschützt; erhalten hat sie sich nur neben den Propyläen [Michaelis, 235]. Nachdem für Athen eine Bauzeit um -1200 genannt wird [M1, 57], wäre sie erst kurz vor dem Erdbeben von Tiryns errichtet worden.

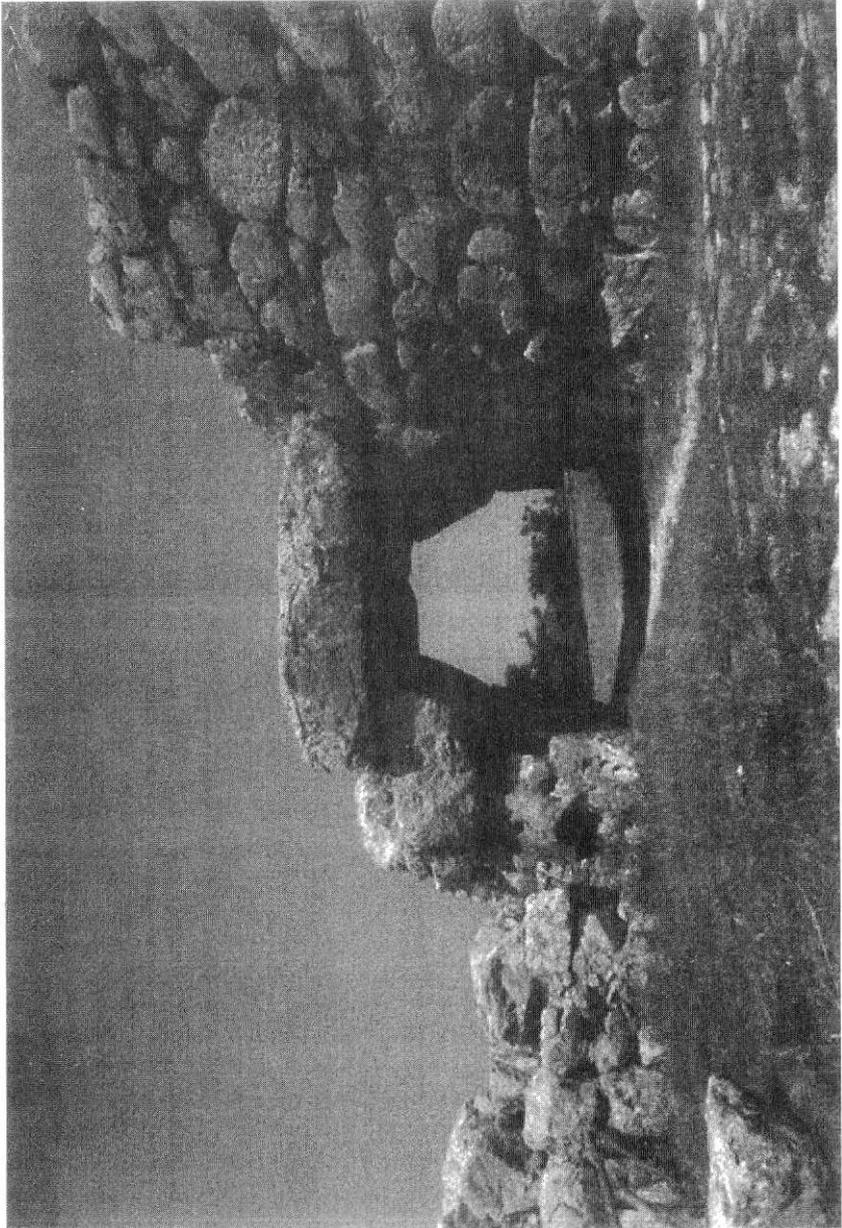
Die zur mykenischen Kultur zeitgleichen Hethiter haben etwa in Boğazkale (früher Boğazköy; einst Hattuscha) ähnlich massiv und ähnlich im Thema (Löwenplastiken) gebaut. Die Ausfallstore, also die Poternen der Burg



Mykenische Mauern: -13. Jh.; oben zyklische Mauern mit kleinen Füllsteinen; unten sehr sauberes polygonales Mauerwerk mit kleineren Steinformaten [*burgenseite*]. Die dritte Art bestand aus rechtwinkligen Quadern (s. Abb. S. 47, Löwentor).



Mindestens 700 Jahre Zeitdifferenz: zyklopische Mauern von Tiryns, -13. Jh.
[Schliemann 1869, 108] und...



Italische Volsker: Sarazenenentor von Segni, Latium, -6. Jh. [*amazonawas*]

waren wie in Tiryns mit schweren, falschen Gewölben überdeckt. Doch das zwischen beiden Ländern positionierte Troia kennt keine Zyklopenmauern mit steinernen Riesenformaten.

In Mykene finden wir – von außen gesehen links vom Löwentor – zum Teil sehr große, eigenwillig geformte Quader, zu denen dann passende Gegenstücke gesucht worden sind. So ruht etwa auf einem kleinen, senkrechten ‘Menhir’ ein Quader mit halbrunder Unterseite. Die Fugen verlaufen hier gelegentlich waagrecht, manchmal auch gekrümmt. Auf dem Peloponnes wurde im -14. Jh. [M3, 38]/-13. Jh. auch in Midea zyklologisch gebaut (es liegt wie Tiryns, Argos oder Nemea auf der 20-Kilometer-Distanz zwischen Mykene und Nauplia). Doch hier spüren wir den Übergang zu den Polygonalmauern. Bevor wir dieser Entwicklung folgen, ist Schliemanns dritte Epoche zu beachten.

Quadermauern

In Mykene bestehen die Mauern dicht beim Löwentor wie auch die Tholoi und die Flanken ihrer Zuwege (Dromoi) aus rechtwinkligen, mächtigen Quadern. Sie sind allerdings kleiner als die zyklologischen Steine und gut bearbeitet. Doch das schließt nicht aus, dass nötigenfalls auch Riesenformate zum Einsatz kommen. Beim sog. Schatzhaus des Atreus liegen über dem Eingangstor von 5,40 m Höhe und 2,45 m Breite hintereinander zwei Steinriegel als Türsturz. Der größere, innere misst 8,30 x 5,20 x 1,20 m und wiegt 120 t [wiki → Schatzhaus des Atreus]. Wurde dieser grandiose Bau früher im -14. Jh. gesehen, hat man sich heute auf Mitte des -13. Jh. geeinigt. Das Löwentor am Burgeingang ist mit 3 m sogar noch etwas breiter. Doch obwohl der mächtige Deckstein fast 5 m lang sein dürfte, errechnet sich für ihn ein wesentlich geringeres Gewicht von ‘nur’ 12 t. Die Mauern rings ums Tor sind alle aus diesen rechtwinkligen Quadern errichtet und wirken damit deutlich ‘moderner’ als die zyklologischen Teile der Befestigung.

Aus diesen Quadermauern sind letztlich alle anderen Mauern erwachsen, bis hin zum Quaderwerk des Parthenons (447–438). Hier wurde die Rechteckstruktur mit exakt senkrechten und waagrechten Fugen sogar übersteigert, denn die Horizontallinien wurden alle leicht gekrümmt geführt (Kurvatur; mit Stichhöhen von 11 cm an den Langseiten, von 6 cm an den Schmalseiten), um dem Auge den ‘richtigen’ Eindruck horizontaler Linien zu vermitteln. Da somit jeder einzelne Stein speziell geformt ist, konnte er bei den modernen Rekonstruktionen an seine richtige Stelle zurückgebracht werden. Diese subtile Behandlung der Proportionen – auch mit der Schwellung der Säulen (Entasis) und ihrer leichten Schrägstellung (Inklination) – konnte aber im weiteren Verlauf der Antike nicht durchgehalten werden. Sein zeitlich unmit-

telbarer Vorläufer und größtenmäßiges Pendant, der Hephaistos-Tempel (449–430) am Westrand der athenischen Agora, ist ganz ähnlich gebaut worden, allerdings noch mit schwächerer Krümmung. Beide sind Hekatompeda, wie bereits ihre archaischen Vorläufer: Tempel oder auch Cella messen 100 Fuß in der Länge, wobei griechische Städte verschiedene Fußmaße zwischen 29 und 34 cm hatten [Rottländer, 14 f.].

Aus heutiger Sicht hätte es nahe gelegen, das Quaderformat noch kleiner anzulegen, um so – analog zur Ziegelmauer – mit einheitlichen Bausteinen möglichst alle verlangten Formen bauen zu können. Der nächste Schritt in diese Richtung wurde wohl nicht in Griechenland vollzogen, wohl aber in Troia VI. Die dortigen Stadtmauern einschließlich der Ostbastion sind aus erstaunlich homogenen Rechteckquadraten errichtet, die kleiner als jene von Mykene ausfallen. Noch kleinere Formate wählte Ägypten in der Amarna-Zeit: Dort wurden Steine mit den Maßen $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2} \times 1$ ägyptischen Elle, das sind ca. 27 x 27 x 54 cm, gehauen, die von den heutigen Arabern Talatat genannt werden. Sie haben sich gegen die größeren Formate nicht durchsetzen können, passen aber mit ihrer von Heinsohn und mir vertretenen Datierung im -7./6. Jh. in den überregionalen Entwicklungsgang.

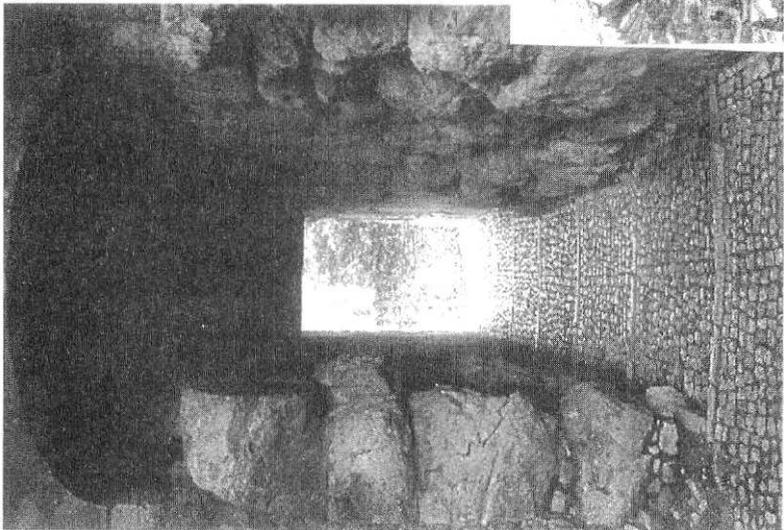
Polygonalmauern

Im oben bereits genannten Midea (-14./13. Jh.) wählte man weniger gigantische Steinformate, die dafür enger zusammengefügt worden sind. Von hier läuft auf griechischem Gebiet ein spezieller Entwicklungsstrang zu immer besser verfügbaren Mauern bis in die hellenistische Zeit.

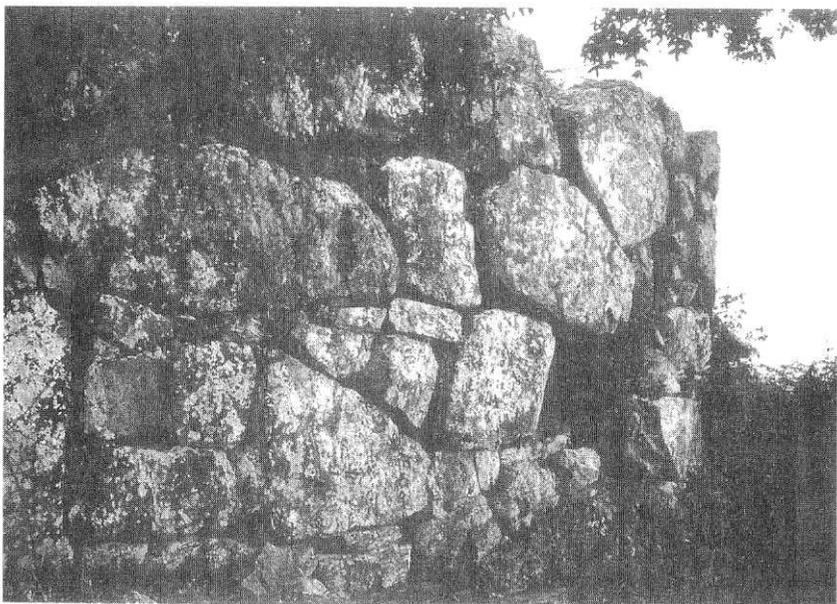
- 7. Jh. Ägina, Mauern neben Tempel [M2, 8];
- 7. Jh. Ithaka [M2, 65; M3, 259];
- 7. Jh. Samothrake (nordägäische Inseln) [M2, 271];
- 7./6. Jh. Eretria (Euböa) [M1, 192], darüber Mauern des -4. Jh. [M1, 195];
- 6. Jh. Attika: Ramnus [M1, 226]; Eleusis [M3, 211 f.];
- 6. Jh. Delphi (Mittelgriechenland) [M3, 182];
- 6. Jh. Samos: Stadtmauer unter Polykrates, fortgesetzt -322 [M2, 268];
- 495 Thasos (nordägäische Inseln) [M2, 289];
- 5. Jh. Dystos (Euböa) [M3, 223];
- 4. Jh. Nekromanteion (Epirus) [M3, 399; Abb. 401];
- 4./3. Jh. Mykene: nachgebessert in hellenistischer Zeit [M3, 378].

Ganz ähnliche Bauten begegnen uns südöstlich von Rom in Latium, zum Teil über Kilometer hinweg sehr gut erhalten:

- 6. /5. Jh. Segni [wiki → Segni];
- 4. Jh. Alatri, Arpino und Ferentino [Hennig, 244, 247, 269];
- 3. Jh. Cori, Norba und Palestrina [wiki → Zyklopenmauerwerk].



Alatri, Latium: die hohen, sehr glatten polygonalen Umfassungsmauern der künstlich erweiterten Fläche der Akropolis, zwischen -7. und -4. Jh. [romeartlover; altervista]



Etrurien: Zyklopische Stadtmauern von Roselle, -6. Jh. / Plattenmaterial für die Tomba del Diavolino mit falschem Gewölbe, -7. Jh. [Hess/Paschinger, Abb. 34, 37]

Weitere Fundorte [it.wiki → mura poligonal] finden sich in den italienischen Provinzen Abruzzen, Apulien, Basilicata, Campania, Toskana und Umbrien. Einen krassen Ausreißer bildet Cefalù an der Nordküste Siziliens:

-9. Jh. Cefalù, Diana-Tempel, obere Teile in hellenistischen Quadern [wiki → Cefalù].

Zwar haben bereits die Mykener Kolonien in Süditalien und im östlichem Sizilien (Thapsos) angelegt. Sein sog. Diana- oder Artemis-Tempel ist kein griechischer Tempel, besitzt er doch keine einzige Säule am Außenbau; seine Fassade mit dem weit aus der Mitte gerückten Tor und der anschließenden Mauerrückstufung hat nichts von einem antiken Tempel, aber einiges von einem Festungsbau. Die an der Fassade benutzten Steine sind zum Teil zyklisch groß und ungefügt, zum Teil deutlich kleiner und in polygonaler Manier versetzt. Während Esoteriker schnell ein Alter von „etwa 7 bis 8 Tausend Jahre[n]“ konstatieren [*lebenslichtkunst*], ist dieses Bauwerk zu Unrecht zwischen -13. und -7. Jh. eingestuft. Es dürfte noch jünger sein.

Im direkten Vergleich fällt die enorme Zeitlücke zwischen Midea und allen Nachfolgerbauten auf. Ohne Cefalù klafft eine Lücke von ca. 550 Jahren, wenn man die griechischen Datierungen im -6. Jh. akzeptiert, gibt es doch kaum weitere Steinmauern, die den *dark ages* nach -1100 und vor -700 zugeschrieben werden. Als erste Polis-Stadtmauer gilt die von Smyrna (Izmir), die wegen literarischer Erwähnung der Mitte oder dem Ende des -9. Jh. zugeschrieben wird [Coldstream, 50; wiki → Izmir]. Selbst im -7. Jh. sind sie noch selten. So wurde in Pergamon zwar eine Befestigungsmauer ins dunkle -7. Jh. gelegt, wird aber heute sehr vage zwischen -1800 und -1000 datiert [Kolb, 155] – sicheres Zeichen für die *dark age*-Verwerfungen.

Wikipedia unterscheidet nicht zwischen zyklischem und polygonalem Mauerwerk, obwohl Unterschiede bestehen. Das zyklische besteht aus ungefügten großen, ja riesigen Blöcken, die nicht gut aneinander anschließen müssen; kleines Gestein wird hier als Füllmaterial verwendet. So sparte man Zeit beim Bearbeiten der großen Brocken, benötigte dafür einen ganzen Arbeitertrupp für das Versetzen eines einzigen Steins. Die Optik war abweisend und damit zweckmäßig. Doch für die Umgebung des mykenischen Löwentors, für die Zugangswege zu den Tholoi und für diese selbst wünschte man sich offenbar das regelmäßige Muster von Quaderfugen. So wurden derartige Mauerteile aus kleineren, quaderförmigen Steinen errichtet, die eine ziemlich glatte Oberfläche bildeten (in den Tholoi wurden die Kuppelunterseiten geglättet, während die – hier zeitgleich gesehenen – falschen Gewölbe bei Snofru und Cheops gestuft blieben).

Bei den zyklischen Mauern setzte aber schnell die Tendenz zu glatteren Oberflächen ein, hier wohl weniger wegen der Optik als vielmehr deshalb, um

die Möglichkeit des raschen Erkletterns zu erschweren und schließlich zu verhindern. Außerdem machte man wohl die unangenehme Erfahrung, dass Mauern aus regelmäßigen Quadern ohne Verzahnung oder Mörtel bei Erdbeben leicht verschoben wurden.

So entstanden Polygonalmauern aus vieleckigen Steinen, die immer besser aneinandergepasst wurden. Die Quadergröße nahm tendenziell ab, doch das schloss Mauern mit großen Formaten nicht aus. So konnten Mauern mit einem fugenlosen, unregelmäßigen 'Kantennetz' ohne eine einzige horizontale Linie entstehen. Die Stabilität hing nicht zuletzt davon ab, ob durchgehende vertikale Linien vermieden werden konnten, denn sie partitionierten gewissermaßen die Mauer. Es dürfte kein Zufall sein, dass im 19. Jh. zahlreiche Eisenbahnbrücken in Polygonalbauweise errichtet worden sind, sollten sie doch den Erschütterungen durch Züge besser standhalten.

Die Fülle an erhaltenen antiken Mauern ist erstaunlich. Nur einige Beispiele: So läuft Segnis Stadtmauer (Latium) mit ihren zyklologisch-ungefügen Quadern ca. 2 km weit in schwierigem Gelände bergauf, bergab; auch ein Zugang, das sog. Sarazenenor, ist erhalten. Im auffälligen Gegensatz dazu wurde in Delphi eine Polygonalmauer als Stützmauer für die Terrasse des Apollon-Tempels angelegt [Durano, 91]. Sie wurde um -548 auf ca. 90 m Länge aus auffällig großen Vielecksteinen derart gekonnt errichtet und geglättet, dass sie wie eine lange Ornamentscheibe wirkt, wie ein gewollter Kontrast zu dem darüber stehenden, ganz aus rechtwinkligen Steinen errichteten Tempel.

Mauern enormer Höhe finden wir 85 km südöstlich von Rom in Alatri. Die zentrale Akropolis ist ringsum von einer zyklologischen polygonalen Mauer umgeben; mit ihr wurde der Tempelbezirk auf 19.000 m² vergrößert. Hier steht heute der Dom San Paolo. Die Umfassungsmauer ist vollständig erhalten, weist zwei Tore auf und erreicht eine Höhe von bis zu 21 m [basso]. Der aufsteigende Durchgang der Porta Maggiore ist 11 m lang und von Gesteinsplatten gedeckt – wie ein megalithisches Ganggrab.

„Den großartigsten Teil des Mauerrings bildet die Südost-Ecke mit vierzehn riesigen Pfeilern. Voller Stolz hat die Stadtverwaltung an den Mauern eine Tafel mit den Sätzen Gregorovius' angebracht: [...] »Als ich diese schwarzen titanischen Steingefüge sah und umschritt, welche so wohlhalten sind, als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Kolosseums ein Rom eingefloßt hatte« [Hennig, 247].

{Bei der Recherche ist dunkel geblieben, warum man bei Hennig [Abb. 81] einen Teil der Pfeiler aus weiter Ferne zu erkennen glaubt, während die Internet-Recherche kein Bild von ihnen zutage fördern konnte und Kenner der Anlage sie strikt bestreiten. Gute Fotos der Anlage etwa bei [mura].}

Alatris Mauern sind aus zum Teil sehr großen Steinen polygonal gesetzt; bei den Eingängen kamen auch zyklische Formate, in den sog. drei Nischen auch Rechteckquader zur Verwendung. Nach bisheriger Erkenntnis ist der Riesenbau zwischen -7. Jh. [Alatris], -6. Jh. [wiki → Acropoli di Alatri] bis zum -4. Jh. [Hennig, 247] oder sogar -3. Jh. von den Hernikern errichtet worden, die sich trotz ihres Schutzwalls -306 den Römern beugen mussten. Wir sind hier noch immer auf dem Stand von Mykene.

Mit Einsatz eines Mörtels, der ebenso hart ist wie Kalkstein oder Ziegel, konnten von den Römern die Steinformate weiter reduziert werden, so dass das Errichten stabiler Mauern zur Handarbeit einzelner Maurer wurde. So konnte der truppweise Einsatz mit Hebebalken und Aufhängungen für jeden einzelnen der tonnenschweren Quader entfallen, sofern kein Wert auf ihre Optik gelegt wurde. (Dessen ungeachtet haben die Römer im Jupitertempel von Baalbek drei jeweils ca. 800 t schwere Quader verbaut! [wiki → Liste der größten Monolithen der Welt])

Etrusker

„Erste Aufenthalte von keltischen Einwanderern im damals vor allem etruskisch geprägten Oberitalien sind ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. nachweisbar“ [wiki → Kelten].

Mit dem Vordringen der Kelten nach Süden müssen sich erst die Etrusker, dann die Römer gegen die Aggressoren wappnen.

„Aus dem Norden, aus der Padana, waren Nachrichten eingetroffen, die alle beunruhigten: Die Kelten – so hatten Boten gemeldet – seien im Vormarsch auf den Apennin! Damals begannen die Stadtstaaten ihre Befestigungen und Maueranlagen zu verstärken. Gewaltige, zyklische Mauerringe, mit Türmen bewehrt, wurden errichtet, aufgeschichtet aus riesigen behauenen Steinblöcken, rechteckigen wie polygonalen. 12 Kilometer lang zog sich der Ring um Tarquinia, 9 Kilometer um Volterra, 7 km um Volsinii. Reste der imponierenden Anlagen, die Rom als Vorbild für seine Festungsbauten nahm, können wir noch heute vielerorts bewundern“ [Keller, 250].

Die fast vollständig erhaltenen Stadtmauern von Roselle sind hier ebenso wenig genannt worden wie die Kaimauern von Orbetello oder die Mauern um Fiesole, Perugia, Saturnia oder Vetulonia, die noch partienweise erkennbar sind [Cristofani, 26 f.; Hess/Paschinger, Abb. 45]. Im Vergleich mit den italischen Apenninbewohnern treten kaum wesentliche Eigenheiten hinzu: Auch die Etrusker bauten polygonal mit größeren (zyklischen) wie mit kleineren Formaten und sie benutzten rechtwinklige Quader. Hinzu kommen noch fast quadratisch geschnittene Tuffquader in ihren einst vulkanischen Gebieten.

Die Stadtwerdung geschieht bei ihnen erst im Verlauf des -6. Jh., mehrheitlich erst an seinem Ende [Cristofori, 43]. Insofern sind Stadtmauern vorher nur selten zu erwarten. Um -400 haben die Kelten den Etruskern die Poebene abgenommen. Um -390 belagerten sie Rom monatelang [Maier, 96]. Danach haben die Römer die für uns heute noch sichtbare Servianische Stadtmauer aus rechtwinkligen Quadern gebaut (-378). Damals hatten sie sich bereits gegen Vulcii durchgesetzt. Erst nach -350 ist es den Römern gelungen, die italischen Bergvölker im und am Apennin zu überwinden: Äquer, Bruttier, Herniker, Lukaner, Marsen, Sabiner, Samniten, Umbrier und Volsker. Das ging bis -268, bis zu jenem Jahr, in dem die Römer gegen die Gallier auf dem Ager gallicus (hinter Rimini und Ancona) kämpften und erstmals den Gebirgszug in Richtung Nordosten überwandern [KHH, 78 f.]. Nachdem z.B. die trutzigen Mauern von Segni fast vor Roms Haustür lagen – nur 75 km südöstlich seiner Servianischen Stadtmauer –, waren sie gegen Rom errichtet worden. Deshalb müssen diese Polygonalmauern so jung angesetzt werden.

Nun lassen sich bei den Etruskern noch die frühen Gräber einbeziehen, die mit falschen Gewölben und Dromoi den mykenischen überaus ähneln, aber durchwegs nach -675 [Cristofani, 80 f.] oder ab -7. Jh. [Hess/Paschinger, 373] geführt werden. Ihre falschen Gewölbe wurden durchwegs mit plattigen Steinen gelegt, darunter aber finden sich Quader unterschiedlicher Größe. Gräber und Mauern zusammengenommen und eine Tendenz zur Reduktion der *dark ages* unterstellt, lässt sich eine zeitliche Untergrenze bei ca. -650 auf der Apennin-Halbinsel ansetzen. Ohne jede Anschlussmöglichkeit klafft hier eine riesige Zeitlücke zu den mykenischen Mauern.

{*Addenda*: Es muss nicht extra betont werden, dass unter den Inka die grandiosesten Zyklopenmauern gebaut wurden, ob in Cusco selbst oder in der Festung Sacsayhuamán. Dort sind die polygonalen Steinfugen in unüberbietbarer Präzision zusammengefügt, bei Steinformaten mit bis zu 9 m Länge und 200 t Gewicht, antransportiert aus 22 km entfernten Steinbrüchen. Die damit verbundenen Rätsel liegen zum Glück am Pazifik und erst im +15. Jh., so dass sie hier nicht gelöst werden müssen.}

Fazit

Im Gegensatz zum nachfolgenden Artikel beschränkt sich die Recherche auf ein handwerkliches Metier, den Mauerbau. Hier wird der Einschnitt der *dark age* sehr deutlich, da nach der ungefähr bei -1200 anzusetzenden Zerstörung der großen Festungen kaum mehr gebaut wird, und auch das in bisheriger Chronologie nur bis ca. -1050. Diese Datierung ist zur Archaik hin geschoben worden, um die *dark ages* zu verkleinern. Deshalb setzt sie der Autor wieder auf -1150 zurück. Das Bedürfnis nach schützenden Mauern besteht – mit der

nunmehr umzudatierenden Ausnahme von Smyrna/Izmir – erst wieder im -7. Jh. Blanke Steinmauern sind zeitlich schwer zu taxieren. Deshalb hätte es nahe gelegen, sie bald nach der späten Bronzezeit einzureihen. Doch es musste auch den griechischen Zuständen, der römischen Expansion und der Fehde zwischen Kelten und Etruskern entsprochen werden. Deshalb gibt es kaum einen Ansatz für etruskische oder italische Steinbauten vor -700.

Nach Prüfung der großen Mauerbauten schlägt der Autor vor: die Gleichsetzung -1150||-650 und das Streichen der dazwischen liegenden 500 Jahre. Dieses Ergebnis geht in den nachfolgenden Aufsatz ein, der die Kritik an den *dark ages* seit Immanuel Velikovsky berücksichtigt.

Literatur (soweit nicht ab S. 72 genannt)

alatri = <http://www.visitalatri.it/>

altervista = curiosity.altervista.org

basso = <http://www.bassolazio.com/c17/Alatri/>

burgenseite = <http://www.burgenseite.com/MWK/other/ausland.htm> (Martin Aigner) Cristofani, Mauro (1995): *Die Etrusker*; Stuttgart · Zürich

Durando, Furio (2004): *Archäologischer Reiseführer Griechenland*; Karl Müller, Köln

Hess, Robert / Paschinger, Elfriede (1986): *Das etruskische Italien*; DuMont, Köln

Keller, (1970): *Denn sie entzündeten das Licht · Geschichte der Etrusker – Die Lösung eines Rätsels*; Knaur, München · Zürich

KHH = Kinder, Hermann / Hilgemann, Werner / Hergt, Manfred (2006): *dtv-Atlas Weltgeschichte · Von den Anfängen bis zur Gegenwart*; dtv, München (einbändige Sonderausgabe)

lebenslichtkunst = <http://lebenslichtkunst.com/neueseite/seminare.html>

Maier, Bernhard (2003): *Die Kelten · Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*; Beck, München

mura = <http://www.escursioniciociaria.com/ita/alatri-fr-le-mura-ciclopiche>

romeartlover = romeartlover.it/Alatri

Rottländer, Rolf C. A. (1979): *Antike Längenmaße · Untersuchungen über ihre Zusammenhänge*; Vieweg, Braunschweig · Wiesbaden

Schliemann, Heinrich (1869): *Ithaka, der Peloponnes und Troja · Archäologische Forschungen*; Leipzig (Reprint 1963, WBG, Darmstadt)

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Griechenlands Dunkle Jahrhunderte

Eine Zeitbestimmung von Heribert Illig

Dark ages von Griechenland:

„Der Vorschlag, diese lange Zeit, die fast ein halbes Jahrtausend ausmacht, auf maximal ein Jahrhundert zu verkürzen, ist einhellig und vollkommen zu recht abgelehnt worden“ [Kourou in Hattler 2008, 15].

Das ist Stand in der herrschenden Lehre, die den oder die Vertreter anderer Ansätze gar nicht erst benennen will. Aber es wissen alle, die es wissen wollen, dass Immanuel Velikovsky 1945 als erster in seinen 284 Thesen einen solchen Vorschlag gemacht hat:

„106 Die Chronologie der minoischen und mykenischen Kultur ist um beinahe sechshundert Jahre verzerrt, weil sie von der falschen ägyptischen Chronologie abhängig ist.

107 Kein ‘Dunkles Zeitalter’ von sechshundert Jahren steht in Griechenland zwischen dem mykenischen und dem ionischen Zeitalter des siebten Jahrhunderts“ [Velikovsky 1945 lt. 1978].

Die Thesen waren und sind kühn, auch wenn die altgriechische Kultur ihre Daten keineswegs allein von den Ägyptologen erhalten hat, haben doch wesentliche altgriechische Autoren (s.u.) den Fall Troias bei -1200 angesetzt. Außerdem: Selbst wenn man die mykenische Kultur mit dem Fall Troias und diesem Jahr endigen ließe, bleiben keine vollen 600 Jahre zwischen -1200 und -7. Jh. Das gilt umso mehr, als die griechischen Recken damals noch keineswegs zurückgekehrt und die Burgen von Mykene oder Tiryns noch nicht zerstört worden waren. Deshalb soll hier einmal mehr die Frage nach der Dauer der *dark ages* gestellt werden (die Benennung wählte 1907 Ronald Montagu Burrows [Peiser, 211]).

Für das Ende der spätmykenischen Zeit stehen Troia und sein Fall. Dazu zwei Tableaus.

Wann fiel Troia?

- 1334 Doulis [Wood, 30],
- 13./12. Jh. laut Ausgräber Korfinann [Scheib],
- 1250 Herodot [Wood, 30]; auch Troia-Ausgräber Blegen [Hampe, 535],
- 1209 am 05. 06. laut *Parischem Marmor* [Wood, 30],
- 1200 heute häufig genanntes Datum [vgl. PHA 35],
- 1183 Eratosthenes [Wood, 30],
- 1180 heute ebenfalls üblicher Wert [etwa Wood, 264; Sperlich, 23],

- 1135 Ephoros [Wood, 30],
- 904 Isaac Newton belässt 400 Jahre Abstand zwischen Herodot und Homer, setzt aber den Krieg unmittelbar vor Homer [Newton, 29, 165]; dann 838–824 Cheops-Pyramide, -825 Rückkehr der Herakliden, -794 Ionische Wanderung, -776 Beginn der Olymp. Spiele [ebd. 33 f.].
- 690 Velikovsky [s. VVZ, 72 f.].

Die Grabungen in Troia konnten die grundsätzlichen Probleme bislang nicht lösen, kreierten statt dessen weitere:

„Anstatt den Eindruck zu erwecken, die Einbeziehung naturwissenschaftlicher Methoden trage gewissermaßen von sich aus zur Lösung historischer Probleme bei, hätte die Troia-Grabung aufzeigen können, daß jene Methoden nicht nur neue Daten liefern, sondern auch neue Probleme der Interpretation aufwerfen“ [Kolb, 237].

Ähnliches geschah bei Keramik, der besten relativen Datierungsleitschiene. Die von Schliemann so benannte „graue minysche Ware“, ‘Leitfossil’ für Troia VI, hat Vorläufer im Anatolien des -3. Jtsd. und auf dem griechischen Festland vor -2000 [Wood, 214]. Sie wird aber auch noch in Troia VII b und damit bis -1100 verwendet – und im wiederbesiedelten Troia VIII erneut ab -700 [Wood, 299 f.]. Eine derartige Dauernutzung ist eher unwahrscheinlich und damit ein schlechter Zeitgeber.

Zeittabelle für Troia I - VIII

Troia	Wood [16, pass.] Jahre	Uni Köln [2015] Zeitdauer	Hertel [1998, passim]	Blegen [Bertram, 50]
VIII	700– 300	400	685	700– 85
<i>Hiatus</i>		300	250	300
VII b ₂	1100–1000	100	200	1150– 950
VII b ₁	1180–1100	80	35	1185–1150
VII a	1250–1180	70	115	1300–1185
VI	1800–1250	550	450	1750–1300
V	1900–1800	100	250	2000–1750
IV	2000–1900	100	200	2200–2000
III	2200–2000	200	50	2250–2200
II	2500–2200	300	300	2550–2250
I	3000–2500	500	370	2920–2550*

* Auf drei Seiten steht zweimal -2550, einmal -2350

Den Hiatus spricht Wood nicht an, lässt ihn aber frei, wie auch die Kölner Tabelle bei Korfmann (= ^K); beim parallel genannten Hertel (1020–334 für Troia VIII) existiert er nicht.

Erhebliche Unterschiede fallen auf. Eigentlich besteht nur für Troia II weitgehend Einigkeit, davor und danach gibt es Zeitunterschiede je Schicht



Wie ein Symbol für die Dunklen Jahrhunderte: das Löwentor von Mykene ungefähr um 1885 (Ausgräber Wilhelm Dörpfeld links vom Tor an der Wand). Wie viele Streich-Jahrhunderte folgen Mykenes Ende bald nach -1200? [Schliemann 1878, 37]

von bis zu 150 Jahren. Rätselhaft, wie sich der schmale Zeitabschnitt für Troia VII b₂ verdoppeln kann. Danach reißt dann ohnehin jede Gemeinsamkeit ab; Korfmann akzeptiert unausgesprochen einen gegen Wood halbierten Hiatus, Hertel verwischt ihn zur Gänze. Dass Troia VI 450 bis 550 Jahre lang bestanden haben soll, verdankt es den Querbezügen zu Ägypten; dazu gehören einige Kartuschen von Sesostri I., Chian und Thutmosis III. [Schachermeyr, 83, 86, 45], also aus Mittlerem Reich, Zweiter Zwischenzeit und Neuem Reich. Realiter dürfte auch die Epoche jener Schicht nicht länger als 200 bis 250 Jahre gewesen sein.

Troia ist um -1200 zweimal zerstört worden: Erdbeben -1250 (Ende Troia VI) und -1180 Großbrand (Troia VII a). Troia VII b₂ endigt spätestens -950 [Latacz, 183]. Doch wenig später lässt Latacz [218] den Wiederaufbau um -800 einsetzen: „nach der Katastrophe ungefähr 350 Jahre“ [Latacz, 218]. Er rechnet also bereits ab -1150, und das für ganz Griechenland [ebd. 247], während andere Autoren den Aufschwung erst ab -700 sehen. Dementsprechend ließen sich für die *dark ages* 250, 350 oder auch 450 Jahre ableiten – ein Jahrhundert hin oder her spielt scheinbar keine Rolle.

Fehlende Stratigrafien

Wiederum Ähnliches geschah bei den Stratigrafien. Während sich bei den vorderasiatischen Tells mit ihren stetig nach oben wachsenden Schuttlagen aus ungebrannten Lehmziegeln Datierungsabfolgen gewinnen ließen, funktionierte das in Griechenland nicht immer so glatt:

Olympia: Schwarze Fundschicht -7./6. Jh. [Peiser, 43] mit vielen früheren Schichtfunden. In einem Stratum treten ganz unterschiedliche Stile auf, sowohl mykenisch wie nachmykenisch [Peiser, 82], für Dörpfeld jedoch vor-mykenisch [Peiser, 84]! Tonvotive und Bronzetierrücken können entweder mykenisch oder geometrisch eingestuft werden [Peiser, 51 f.]. Der Archäologe kann deshalb wählen, ob er der mykenischen Zeit oder den *dark ages* die Funde gönnt. Da er aber wegen der ersten Olympiade von -776 Funde aus dem -8./7. Jh. dringend benötigt, entscheidet er sich zwangsläufig für diese Jahrhunderte.

Tiryns: Die mykenischen Überreste wie Megaron und Thronsaal konnten „aus den Fundamenten und dem Trümmerschutt geborgen werden, der nur ein paar Zoll unter den Resten der byzantinischen Kirche lag“ [Wood, 93].

Knossos: „Durch einen ungewöhnlichen Zufall war das Gebäude seit dem Tage vor dreitausend Jahren, als es durch Feuer zerstört wurde, praktisch unberührt geblieben – nur ein paar Zoll unter dem Gras kamen Teile von Mauern zum Vorschein, auf denen noch Fresken erkennbar waren“ [Wood, 116]

Östliches Mittelmeer: Den über 100 Forschern des Projektes SCIEM2000 ist es für Ägypten, Griechenland und Vorderasien trotz Ascheschichten des

Santorin-Ausbruchs nicht gelungen, die 2. Hälfte des -2. Jtsd. zu synchronisieren [sciem2000].

Troia: Direkt unter den Fundamenten einer römischen Laden-Kolonnade lagen spätbronzezeitliche Schichten. Und die griechischen Kolonisten von -730 bauten ihren Tempel direkt auf den 'Priamos-Palast' [Wood, 281].

Bei den Grabungen von Korfmann und Pernicka in Troia gewann schließlich das unbedingte Findenwollen von Erhofftem die Oberhand. Frank Kolb [2010, 169] als wissenschaftlicher Gegner von Korfmann (und Zangger) formulierte es so:

„Unter manchen Vertretern der prähistorischen Archäologie kursiert seit einiger Zeit leider der methodische Grundsatz ›Abwesenheit von Befunden ist kein Beweis gegen ihr einstiges Vorhandensein‹. Dies kehrt die Beweislage um und öffnet das Tor zu beliebigen Spekulationen. Der methodische Grundsatz muß vielmehr heißen ›Das Fehlen von Befunden spricht zunächst einmal gegen ihr einstiges Vorhandensein‹. Oder wie es der Prähistoriker und Archäologe Hans-Günther Buchholz formulierte: ›Wir Archäologen haben von dem auszugehen, was erhalten ist, und nicht von dem, was nicht erhalten ist.‹“

Beginn und Ende der *dark ages*

Diese Antwort fällt ebenso schwer. So muss man bei *Google* nur „Archaische Zeit Griechenland“ eingeben, um bereits auf der ersten Seite den Kurzfassungen von neun Artikeln vier verschiedene Jahreszahlen für das Ende zu entnehmen: -800, -750, -700 und -650. Wir haben also einen nur schlecht bestimm- baren Zeitsaum vor uns.

Das Ende der mykenisch-minoischen Zeit ist ebenso schlecht datierbar. Um 1960 wurde *Mykenes* Zerstörung im -11. Jh. bzw. um -1100 gesehen, gleich danach um -1075 der Beginn der protogeometrischen Periode [Webster, 11, 204]. 1985 stellte sich das anders da, denn jetzt gelten die berühmten Paläste von Mykene, Tiryns, Pylos, Theben, Orchomenos, Araxos, Krisa und Menelaion als bereits vor -1200 zerstört; nur Athen [Wood, 251] blieb ausgenommen; aber es hatte für seine Akropolis eine mykenische Verteidigungsmauer im zyklopischen Stil [Wood, 297], die uns separat beschäftigt (s. S. 32). Aktuell gilt Mykene kurz nach -1200 als zerstört; seine Zitadelle wird damals weiterhin bewohnt, nicht aber die schrumpfende Siedlung. In archaischer Zeit, also nach -700, wird ein Hera-Tempel gebaut [wiki ↔ Mykene]. Dazwischen sind keine Neubauten gefunden worden. Trotz seiner Zerstörung um -1200 gilt auch Mykene bis ins -5. Jh. als „ununterbrochen bewohnt“ [wiki ↔ Mykene]. Demnach gäbe es zu Recht eine Kulturstufe „submykenisch“, die ungefähr bis -1050 reicht.

Im benachbarten *Tiryns* stellt sich der Niedergang anders dar. Nach einer Brandkatastrophe kurz nach -1200, die wohl von einem Erdbeben ausgelöst worden ist, gelang ein Neuaufbau:

„Ein neues Gebäude wurde in die Ruinen des alten Palastes hineingebaut und von führenden Adligen bewohnt. Die Unterstadt scheint nach der Katastrophe sogar noch systematisch ausgebaut worden zu sein. Dieser Befund steht in Widerspruch zu dem der teilweisen Entvölkerung in anderen mykenischen Zentren im 12. Jahrhundert v. Chr.“ [wiki ↔ Tiryns].

Hier geht man von einer neuen aristokratischen Schicht aus, die sich an ebenfalls neuen Fresken noch bis -1050 erfreute, während sich das Leben in der Unterstadt „normalisierte“ [Hattler, 68] – dann war auch hier Schluss [ebd.]. Die Erbauung eines ersten Heratempels kann nur ganz vage zwischen -1100 und -750 angesetzt werden. Erst -468 wird Tiryns endgültig zerstört [gottwein].

Submykenisch bis -1050 erbrächte die oben genannte Minimalzeit von 250 Jahren für die *dark ages*. Sie gilt selbstverständlich als nicht streichbar, hätte doch während dieser Jahrhunderte der geometrische Stil geblüht.

Homers Schaffenszeit

Um die Schwierigkeiten noch zu erhöhen und um die Dringlichkeit der Datierungen zu unterstreichen, wollen wir die Frage nach der Zeit Homers stellen und dabei bedenken, dass erst der Wiener Wolfgang Reichel (1858–1900) die beiden Fragen nach der Zeit Homers und nach der von ihm beschriebenen Zeit voneinander abtrennte – „diese ist um mehr als ein halbes Jahrtausend älter als jene“ [Friedell 1963, 460]. Hat er mit der *Ilias* das mykenische Zeitalter kurz vor dem Untergang beschrieben, sofern ein Dichter namens Homer überhaupt gelebt hat? Wir können hier ebenso wenig auf die Realität Homers eingehen wie der Frage nachgehen, ob *Ilias* und *Odyssee* von einer einzigen Person gedichtet worden sind. Es ist nicht einmal klar, ob das uns bekannte Troia deckungsgleich ist mit dem Ilion der *Ilias*, ja nicht einmal klar, ob es den troianischen Krieg gegeben hat.

Wann blühte Homer?

- 907 Wood [30],
- 890 kurz nach Odysseus [Newton, 165],
- 840 wenn er 400 Jahre vor Herodot gelebt hätte [Riemschneider, 222],
- 759 bis -725 *Ilias* und *Odyssee* [Webster 1960, 285],
- 750 Latacz [21],
- 730 [PHA 35; Sperlich, 23],
- 720 Korfmann [Scheib],
- 700 Lokrer beginnen mit Ajax-Kult zum Troian. Krieg [VVZ 74; Wood, 27],

- 670 nach Ende des 1. Messenischen Kriegs, d.i. für Kolb [63] nach -670;
- 650 nach -650 [Riemschneider, 222],
- 7. Jh. Velikovsky [VVZ, 72 f.], nach Troias Fall von 690;
- 7. Jh. Verschriftlichung Homers [Wood, 298],
- 625 „Die frühesten Darstellungen von Ilias-Szenen finden sich sogar erst ab etwa 625 v. Chr. auf geometrischen Vasen“ [wiki ↔ Homer].
- 550 Verschriftlichung Homers, alternativ [PHA 35].

Homer, den wir hier der Einfachheit halber als Realperson nehmen wollen, scheint aber wie große Persönlichkeiten der Weltgeschichte – erinnert sei an den hl. Benedikt oder an Christoph Kolumbus [Illig 1993; 1994, 29] – doppel-
leibig gewesen zu sein, müsste er doch sowohl um -1200 wie um -700 gelebt haben. Denn zum einen kennt er bereits die Tempelarchitektur [Riemschneider, 223] des -7. Jh. Andererseits weiß er zu viel von der mykenischen Zeit:

- Das böotische Eutresis wurde um -1200 aufgegeben und „erst 600 Jahre später wieder besiedelt“ [Wood, 157 f.], genauso wie weitere vier Orte. Woher kannte Homer sie und ihre Namen?
- Der Schiffskatalog müsste bereits im späten -12. Jh. entstanden sein [Wood, 161].
- Woher waren ihm zahlreiche Namen von Kämpfern aus den Reihen von Achäern, Troiern und Phäaken geläufig, die wir auch von spätmykenischen Linear-B-Schrifttäfelchen kennen?
„Dabei scheint es sich nicht um hervorragende Persönlichkeiten gehandelt zu haben, sondern eher um bescheidene Existenzen. Es sind offenbar Namen, die bei den Achäern in spätmykenischer Zeit allgemein verbreitet waren und die dann außer Kurs kamen“ [Hampe, 551].
- In Lefkandi finden wir den ersten Heroenkult gegen -950, d.h. ein Heroon über einem Begräbnis. Aber wie sollten die großen Begräbnisszenen bei Homer, die als Vorlage gedient haben dürften, bereits um -950 bekannt gewesen sein [Grant, 61]?
- Die Machtverhältnisse, wie sie Homer schildert, sind bronzezeitliche [Latacz, 243]. Die Troia-Geschichte ist in mykenischer Zeit erdacht worden [ebd. 287].

Die Frage ist unabwendbar:

„Wie konnte das Wissen über dieses historische Troia und über seinen Untergang über rund 450 Jahre hinweg [1200–750] bis zu dem griechischen Dichter Homer gelangen?“ [Latacz, 21]

Eberzahnhelme

Die Frage lässt sich beispielhaft an einem typischen Kopfschutz beantworten. Benötigt wird die arg strapazierte *oral history*, um zwischen mykenischer Zeit

und der schriftlichen Niederlegung von Homers Epen Jahrhunderte zu überbrücken. Der Eberzahnhelm hatte nur vor den *dark ages* zur Ausrüstung gehört, doch Homer kennt ihn genau:

„Und Meriones gab dem Odysseus Bogen und Köcher
Und das Schwert und setzte die *ledergefertigte Kappe*
Ihm aufs Haupt; sie war von innen mit *Riemengeflechte*
Fest bespannt, und außen umgaben sie schimmernde Zähne
Eines Ebers mit weißen Hauern, *nach hier- und nach dorthin*
Gut und kundig gereiht, in der Mitte war *Filz drin* befestigt.
Einst aus Éleon hatte Autólykos diese erbeutet,
Als in die Feste er drang des Ormeniden Amyntor,
Und er gab dem Kytherer Amphídamas sie nach Skandeia;
Aber Amphidamas gab als Gastgeschenk sie dem Molos,
Dieser gab sie dem Sohne Meriones, um sie zu tragen.
Nun umgab, dicht aufgesetzt, sie das Haupt des Odysseus“ [*Ilias*, 10, 260-271].

Das klingt imponierend und zeitlich weitgreifend: eine Geschichte, die „wenigstens fünf Örtlichkeiten und drei Menschengenerationen umfasste“ [Hattler, 126]: Autólykos → Amphidamas → Molos → Meriones → Odysseus! Doch Autólykos war der Großvater des Odysseus, der ihn noch gekannt haben mag. Es geht also nicht unbedingt um 75 oder gar 90, sondern vielleicht nur um 10 Jahre. Das bestätigt auch Molos „der Onkel oder Bruder von Deukalions Sohn Idomeneus“ [wiki → Molos], denn dieser Idomeneus saß mit im troianischen Pferd!

Die präzise Schilderung des Eberzahnhelms wirft Probleme auf. Denn eine Kappe aus Leder, ausgestattet mit Riemen und Filz, zerfällt im Lauf der Zeit, selbst wenn sie nicht in einem Grab verschwindet. Wie wusste dann Homer, dass die Reihen der krummen Hauer und Haderer abwechselnd nach links und rechts angeordnet waren? Denn

„es ist ausgeschlossen, daß derartige Rüstungsstücke (Lederkappe mit innerem Riemengeflecht, die Eberzähne aufgenäht) sich durch Jahrhunderte bis in die Lebenszeit Homers erhalten haben sollten“ [Hampe, 535].

Wir Heutigen kennen mykenische Eberzahnhelmbildungen [Demakopoulou, 148, 236 f.] aus dem -14./13. Jh.; in Knossos wurden die Reste eines solchen Helms gefunden [Wood, 152]. Doch die Alten kannten keine archäologischen Funde. Außerdem ist Homers Beschreibung in ihrer Sprachform keineswegs altertümlich, sondern eher modern, sprich archaisch [Wood, 168].

Solche und zahlreiche andere Rätsel ließen sich zwanglos dann auflösen, wenn Homer nicht doppeldeutig war, sondern beide Zeiten ineinander übergingen. Leider lassen sich zahlreiche Indizien gegeneinander stellen, die eine Streichung zwischen mindestens 300 und mehr als 1.000 Jahren zu verlangen

scheinen (s. u.). Das mag unter anderem dem Problem geschuldet sein, dass historische Überlieferung und archäologischer Befund oft weit divergieren. Der Archäologe Anthony Snodgrass sprach vom „positivist fallacy“, dem positivistischen Trugschluss [Grant, 33], der immer wieder Ausgrabungsfakten fordert, obwohl Archäologie keine Geschichte erbringt. Doch das kann auch falscher Chronologie geschuldet sein.

Bisherige Ansätze für die Dauer der griechischen *dark ages*

- 600 Velikovsky, Peiser, Illig, Heinsohn [PHA 41; auch VVZ 76];
- <600 Velikovsky: „beinahe sechshundert Jahre verzerrt“ [VVZ 72 f.];
- >500 Illig: „für mich mindestens fünf Jahrhunderte“ [VVZ 35];
- 500 Späthelladisch bis -1150, ab-650 archaisch [PHA 66];
- <500 Friedell: „fast ein halbes Jahrtausend“ vom -12. bis -7. Jh. [VVZ 35];
- 450 1200–750 (auch Anatolien) [wiki → Dunkle Jahrhunderte (Antike)];
- 400 Burkert: 1200–800 [Hattler, 330];
- 250 1050–800 wegen neuer Funde [wiki → Dunkle Jahrhunderte (Antike)];
- 150 Latacz [aus 183 und 218].

So dramatisch können Ansätze von Chronologiekritikern und Mainstream-Meinungen differieren. Gibt es andere Hinweise?

Indizien für die Dauer der *dark ages*

Diese Liste ist mit Vorsicht zu genießen, denn hier tauchen auch Jahreszahlen der herrschenden Lehre auf, die aufgrund früherer Untersuchungen kritischer Autoren keinen Bestand mehr haben können, aber gleichwohl gelten.

Abstand in Jahren / Legende

- 1.020 Goldmasken: 1550–530 [VVZ 35; ähnlich PHA 161] In Manching wurde 2014 neben der Goldmaske auch eine kleine, goldgranulierte Doppelaxt, beide aus Lychnidos (Ohrid), gezeigt [Manching].
- 1.000 Hethitisch laut Piggott mehrere Jahrhunderte bis zu einem Jahrtausend vor Assyrien-Persien [VVZ 73];
- 870 Skarabäen/Siegel von Thutmosis III. (-15. Jh.) im Karthago des späten -6. Jh. [Illig 1997];
- 840 Medinet-Habu: Umgangstempel der Hatschepsut -1460 gegenüber den frühen griechischen Umgangstempeln ab ca. -620 [PHA 182];
- 815 Thutmosis III. (1479–1425) gleichgesetzt mit Psammetich I. (664–610) [PHA 379];
- 800 Glasgefäße fehlen in Ägypten von -1200 bis -400 respektive von -1200 bis -570 [PHA 274];
- 800 Keine Landwirtschaftsdarstellungen 1100–300 in Ägypten [PHA 395];

- 785 Stratigrafische Lücken in Vorderasien 1085–300 [PHA 436];
- 760 Echnatons Sonnengesang ähnelt Psalm 104. Die Psalmen 90-103 stehen ab -586 zu Buche, Psalm 104 jedoch im -14. Jh. [PHA 367];
- 750 Lücke bei Granulationen 1350–600 [PHA 149]
- 740 Samos-Löwe aus Amarna: -14. Jh. → 610 [VVZ 67; PHA 235];
- 720 Mykenische Bronzerüstung von Dendra (bei Mykene; -1400) entspricht den archaischen Sphyrrelata ab -680 [PHA 212];
- 720 Goldmasken bei veränderter mykenischer Chronologie: 1250–530 [VVZ 35; ähnlich PHA 161];
- 700 Jeremia 700 Jahre später bei -627 (stratigr. noch später) [PHA 367];
- 640 Antithetisches Motiv vom mykenischen Löwentor (-13. Jh. [Wood, 88], -14. Jh. [Webster 1960, 10]) am Athener Hekatompedon von -560 [Jt. M1 64; VVZ 82];
- 630 Glasgefäße fehlen von -1200 bis -570 in Ägypten [PHA 274];
- 600 Eisenlücke in Ägyptens Geschichte 1200–600 [PHA 393];
- 600 Nimrud: Frau am Fenster gleiche Zeit wie Enkomi-Bronze, doch die muss in der Amarna-Zeit liegen: 1350–750 [PHA 238];
- 600 Die Spitznasigkeit der geometrischen Darstellung wie auf der myk. Kriegervase setzt sich bei den Kouroi (etwa dem aus Tenea) fort [Hattler, 348]: 1150–550;
- 570 Eberzahnhelm: 1200–630 [PHA 35];
- 550 Griechische Archaik und Etruskik ab spätem -7. Jh. [PHA 208];
- 500 Kriegervase von -1200, phrygisches Analogon ca. -700 [PHA 193];
- 500 Lokrer beginnen Ajax-Kult etwa -700 [VVZ 74; Wood, 27], ein Brauch bis kurz nach der Zeitenwende.
- 466 Mythische Überlieferung 1200–734 unterbrochen [PHA 347];
- 450 Nimrud-Kästchen (850–700) älter als Enkomi-Brettspielkästchen (-14. Jh.) [PHA 238];
- 400 Silberbeschlagene Schwerter wurden nicht zwischen der späteren mykenischen Zeit und -700 gefunden [Wood, 153];
- 400 Tongefäße Enkomi: -12. und -8. Jh. [PHA 235]. Dito: Enkomi entspricht der perfektsten Stufe mykenischer Kunst. Ein Teil soll -14./13. Jh. sein, ein anderer -10./9. Jh. [PHA 239];
- 400-350 erneut Schrift, jetzt Buchstaben- statt Silbenschrift [Hattler, 327];
- 400 Graues Minysch in Troia bis VIIb₂, dann hier Lücke (1100–700), dafür in Bunarbaschi, danach in Troia VIII wieder Graues Minysch. Wood [300] nennt „gegen 1100 v. Chr.“ und „Ende des achten Jahrhunderts“, doch fälschlicherweise „eine Zeitspanne von beinahe 300 Jahren“ [VVZ 74]. Es sind beinahe 400 Jahre.
- 300 Samaria-Elfenbein -9. Jh. stilgleich Megiddo -12. Jh. [PHA 237].

Beschreibungen der *dark ages*

Angesichts dieser Zeitspanne, die sich scherenartig zwischen 150 und 1.020 Jahren öffnet, bleibt nichts anderes übrig, als die *dark ages*, so wie sie gegenwärtig zu Buche stehen, auf ihre Realexistenz zu prüfen.

Ihre Beschreibungen sind davon geprägt, dass sie die leidige Lücke ein wenig beleben müssen, ohne den zwischenzeitlichen Tiefpunkt zu leugnen. So spricht Hattler [17] vom allmählichen Niedergang der mykenischen Kultur, beschleunigt durch Bevölkerungsbewegungen im -11. Jh.; er

„führt u.a. zum kompletten Verlust der technischen Fähigkeiten. Sogar die Töpfereiprodukte sind von eindrucksvoller Minderwertigkeit“ [Hattler, 18], wie ja auch Bronze und Gold zwischen -1025 und -950 fast verschwinden [Coldstream, 19] und mangels Bautätigkeit selbst Dachziegel in Vergessenheit geraten.

Doch in dieser trostlosen, von Kämpfen mit den Seevölkern und Zivilisationsferne beherrschten Zeit wäre gleichzeitig die zukunftsweisende Eisentechnologie übernommen und weiterentwickelt worden [Hattler, 18, vgl. 21], wie auch die schriftlos gewordene, nicht einmal mehr existente Kultur nun eine Alphabetschrift adaptiert und nutzt. Die Übernahme aus dem Phönizischen wird im -9. Jh., die ersten griechischen Schriftzeichen werden nach -800 gesehen [wiki → Griechische Schrift]. Das macht die Einschätzung der Epoche ambivalent: zum einen armselig, ohne Schöpferkraft und Eigeninitiative, zum anderen das Aufblühen allerwichtigster Neuerungen.

Und in diesen *dark ages* sollen sich die eigentlichen Griechen vom Norden her auf dem heutigen griechischen Festland, den Inseln und in Kleinasien verbreitet haben.

Die vermeintlichen Wanderungen

Die lange vertretenen Wanderungswellen vom Norden in alle Bereiche griechischen Lebens werden kaum mehr verteidigt, denn weder sind die von ihnen selbst benutzten Namen der Einwanderer bekannt, noch wissen wir, ob sie sich ethnisch zusammengehörig fühlten. Die ihnen zugehörige Keramik trat schon vor der Zerstörung der Paläste auf, und die Wanderungen selbst werden von Autoren der klassischen Antike berichtet. Erkennbar sind lediglich Bevölkerungsverschiebungen, mit denen sich die Dialekte gewandelt haben sollen [Hattler, 51].

„Der generell verloren gegangene Glaube an »Invasionstheorien« als Erklärung für Kulturwandel, der Zweifel am Wert der griechischen Legenden als Quellen für die Geschichte der Bronzezeit sowie die genauere Datierung der Abfolge der archäologischen Phasen haben die Glaubwürdigkeit dieser Rekonstruktion unterminiert“ [Hattler, 48; ähnlich 51].

Insofern gehört es eher zu den Kuriosa, wenn an dieser Stelle noch einmal stichpunktartig das Vordringen der verschiedenen 'Stämme' nachgezeichnet wird. Es mag illustrieren, wie gut sich die *dark ages* für eine stetige Ausbreitungsfama nutzen ließen, die freilich von verfrühten wie verspäteten 'Ausrutschern' flankiert wird.

Achäische Wanderung

Nur informationshalber vorab:

Diese Wanderung wird zu Anfang des -2. Jtsd. angesetzt; sie erreicht Mykene (ab -1600 minoischer Einfluss) [M3, 377].

Äolische Wanderung

Aus der Zeit vor archäologischen Ergebnissen lässt sich aus der Feder des deutschen Aufklärers Christian Gottlob Heyne, der englische Autoren ausgewertet und erweitert hat, das ursprüngliche Wissen der griechischen Chronographen leicht gewinnen. Troia ist laut seinen Überlegungen -1234 gefallen [Heyne 1766, 254]; 140 Jahre später beginnt die äolische (-1094), 52 Jahre später die ionische (-1042) und schließlich 70 Jahre später die dorische Wanderung (972) [ebd. 19]. Heute wird die äolische Wanderung einigermaßen ignoriert, ist sie doch dem Autor in seinen Überblicksbüchern nur zweimal begegnet:

-1000	Lesbos [M3, 340],
-750	Ilion [Wood, 163].

Es kann auch eine markante Ausnahme von allen sog. Wanderungen gebracht werden: Auf Lemnos (Limnos, ostägäische Inseln) scheint es in der Ansiedlung Polióchni bis -600 eine nichtgriechische, pelasgische Bevölkerung gegeben zu haben, während im benachbarten Hephaístia Griechen ab dem -8. Jh. siedelten [M3, 349].

Dorische Wanderung

Selbst die sog. dorische Wanderung ist nicht gerade ein wohldatiertes historisches Ereignis [Hattler, 17]. Doch für Zypern gilt: „Mit den sog. Seevölkern kamen als Folge der »Dorischen Wanderung« Achäer aus der Peloponnes dorthin und brachten Sprache und Religion mit“ [Hattler, 254]. Demnach hätten die Dorer die Achäer nach Zypern vertrieben. Dorisches wird frühestens -1050 greifbar an Keramikornamenten [wiki ↔ Dorische Wanderung]. Es sollte eigentlich erstaunen, dass die Dorer bis ins späte -7. Jh. brauchten, um den nach ihnen benannten Stil zu entwickeln. Widersprochen werden muss der Behauptung, es habe bereits in mykenischer Zeit Säulen dorischer Ordnung gegeben, etwa vor dem Schatzhaus des Atreus oder auf dem Relief über dem Löwentor Mykenes [Peiser, 188, 197]. Tatsächlich handelt es sich wie beim

mykenischen Typus um nach oben breiter werdende Säulen ohne Kanneluren und ohne dorischen Kapitellwulst, doch anders als dorische auf einer Basis.

- 12. Jh. Dorische Wanderung im -12. Jh. wegen Berechnung des antiken Chronographen [Peiser, 237; Beloch];
- 1200 Larissa (Thessalien) [M3, 336];
- 1200 An Athen *vorbei* (aber dort gleichwohl dorische Toteneinäscherung ab -1100 [M1, 122]) [M1, 28];
- 1120 Peloponnes laut Thukydides, dann Ägäis, Italien, Sizilien [Wood, 297];
- 1100 Kreta-West [M3, 328; M2, 97 f.];
- 1100 Kreta, nach katastrophischer Zerstörung um -1450 [M2, 98];
- 1100 Rhodos; hier setzt sich die Kultur im -7. Jh. fort [M2, 250];
- 1000 Santorin; um -630 finden sich dann Münzen, Alphabet; Ruinen des -7./6. Jh. im antiken Thera [M2, 294, 296].
- 1000 Laurion (Attika) [M1, 203];
- 1000 Mégara (Attika), das seit -1700 mykenisch war [M2, 283];
- 1000 Tilos (Dodekanes); Kultur ab dem -7./6. Jh. auffindbar [M2, 302];
- 1000 Naupaktos (Peloponnes) [M3, 391];
- 10. Jh. Ialysos (Rhodos) [M2, 256];
- 950 Ägina [M1, 8];
- 800 Nisyros [M3, 404];
- 800 Kos (Dodekanes) [M2, 26; M3, 319];
- 800 Kalymnos (Dodekanes), davor minoisch-mykenisch [M2, 67].

Die Zahlen wirken einigermaßen zufällig, denn warum hätten die Dorer an Athen vorbei 200 Jahre bis zu den keine 30 km entfernten Orten Laurion und Mégara gebraucht, und zu der direkt vor Athens Hafen Piräus liegenden Ägina sogar 250 Jahre?

Ionische Wanderung

Auch hier gibt es eine vorpreschende Datierung, während die anderen im Schnitt etwas jünger ausfallen als bei der dorischen Wanderung. Wiederum könnte verwundern, warum die ionische Ordnung im Tempelbau erst im beginnenden -6. Jh. entsteht. Immerhin haben sie in den protoäolischen Kapitellen Vorläufer, die vom -10. bis ins -7./6. Jh. reichen sollen. Sie treten eher in Palästina auf, als hätten sie die von Kreta kommenden Philister mitgebracht. Auf den ostägäischen Inseln wie Lesbos, Lawisa, Neandria gibt es im -7. Jh. das äolische Kapitell, das sich dem ionischen nähert und dem protoäolischen nahe steht [Illig 1992].

- 1900 Attika (?) [M1, 26];
- 11. Jh. generell [Webster, 11];
- 11. Jh. Samos (ostägäische Inseln); erst im -6. Jh. Blüte [M2, 264];

- 1000 Skiathos (nördl. Sporaden); weiter im -9. Jh. [M2, 278];
- 1000 Kykladen: Amorgos [M2, 18]; Andros [M2, 22]; Delos: weiter ab -700 [M2, 40]; Naxos [M3, 395]; Tinos [M2, 303];
- 1000 Chios (östägäische Inseln) [M2, 38];
- 900 Leros (Dodekanes) [M3, 339];
- 900 Kykladen: Kea [M2, 73]; Mykonos [M2, 226]; Sifnos [M2, 276];
- 800 Euboia (nach myk. Spuren von 1400–1200) [M2, 47; M3, 220];
- 800 Ikaria (östägäische Inseln) [M3, 244];
- 8. Jh. Paros (Kykladen): Beginn der Hochblüte [M2, 237];
- 680 Thasos (nordägäische Inseln) [M2, 287];
- 6. Jh. Kythnos (Kykladen), samt König [M2, 208].

Wieder wirken die Zahlen wie aus dem Zufallsgenerator gewonnen. Warum wäre Samos schon im -11. Jh. erreicht worden, die viel näheren Kykladen jedoch erst ca. 150 Jahre später und die letzten Inseln dieser Gruppe gar erst 500 Jahre später?

Lässt man die Zahlen trotzdem gelten, hätten sich die ‘eentlichen’ Griechen zwischen -1200 und -680 in ihren späteren Gebieten niedergelassen. Doch diese Interpretation ist im Grunde hinfällig, seit erste Linear-B-Täfelchen ab 1878 gefunden und 1952 als *griechische* Silbenschrift von Michael Ventris, John Chadwick und Alice Kober entziffert worden sind. Demnach könnten nur die Achäer die Ursprungsgriechen gewesen sein. Hätte es dann ab spätkykenischer Zeit so lange gedauert, bis sich die griechischen Hauptdialekte auseinander entwickelten?

Was zeichnet die *dark ages* aus?

„Das geometrische Griechenland ist reich an Gräbern, aber Spuren des Lebens sind vergleichsweise rar“ [Coldstream, 303]. Wie später die Franken scheinen ‘die Griechen’ vorwiegend in Gräbern gehaust zu haben – vielleicht auch unter zusammengebogenen Zweigen nach Art der Pygmäen:

„Wie die früheisenzeitlichen Häuser in Tiryns ausgesehen haben, ist allerdings noch unbekannt, was darauf zurückgehen dürfte, dass sie in einer Weise konstruiert waren, die wenig Spuren hinterlässt“ [Hattler, 73].

Nur dem äolischen Smyrna (Izmir) wird eine Stadtmauer zugestanden, die um -600 von Lydern zerstört worden sein soll [Coldstream, 303]; danach lag die Ansiedlung 300 Jahre brach. In diesen Nicht-Behausungen verwahrten sie über viele Generationen hinweg wertvolle Objekte. So enthält der Schatz von Tiryns solche des -15. bis ins -12. Jh., geht es doch um „den Besitz beweglicher Symbole der Palastzeit“ [Hattler, 70].

Ähnliches suggeriert der Schatz aus dem Tumba-Gebäude von Lefkandia (Euböa, wo reiche Nekropolen ins -10./9. Jh. datiert werden). Er entspricht

detaillierten homerischen Schilderungen (Grabhügel, Brandbestattung, Pferdeopfer, wertvoller Bronzekrater).

„Und doch gehen diese Funde der Abfassung der homerischen Epen um fast drei Jahrhunderte voraus, was eine direkte Beeinflussung durch die Ependichtung nahezu unmöglich macht“ [Hattler, 120].

Hier geht es um die Distanz von 1000–700. Dabei wird auch ein 200 Jahre alter Bronzekrater zwischen viel jüngeren Überresten geborgen [Hattler, 127]. Im Lehrbuch sind diese Zeiten sauber schematisiert:

1180–1050	späthelladisch IIIc / spätminoisch IIIc
-----	(manchmal noch subminoisch eingefügt)
1050– 900	protogeometrisch
900– 800	frühgeometrisch
800– 740	hochgeometrisch
740– 700	spätgeometrisch

700– 620	früharchaisch
620– 560	hocharchaisch
560– 500	spätarchaisch.

Geometrischer Stil

Der geometrische Stil erhielt seinen Namen, weil man anfänglich nur streng geometrische Muster wie etwa Mäander auf der Tonware fand. Doch mit den Dipylon-Amphoren aus Athens Kerameikos traten gegen -750 auch Personen- und Tierdarstellungen hinzu. Sie waren freilich hochabstrahiert, die menschlichen Körper wie eine Doppelaxt aus zwei Dreiecken mit Wespentaille konstruiert. In spätgeometrisch-archaischer Zeit wird der Rumpf rechteckig bis quadratisch. Beide Formen können auf einer Vase gleichzeitig auftreten; sie werden bei -750/25 angesetzt [Hattler, 104, 96].

Seltsamerweise haben die auf die *dark ages* spezialisierten Kenner nicht bemerkt, dass simpel gestaltete ‘Strichmännchen’ bereits im -13. Jh. auf Kreta zusammen mit Doppeläxten auftreten [Demakopoulou, 76]. Gleitende Übergänge von körperlicher, tiefenbetonender minoischer Malerei zu abstrahierten geometrischen Figuren lassen sich auch schon früher beobachten [vgl. Demakopoulou, 90, 93, 101]. Weitere Beispiele bringt Hattler [38, 274] mit Krateren aus dem -14. Jh. oder Hampe [etwa Abb. 2, 10] sogar aus dem -15/14. Jh.

Insofern könnten die geometrischen Vasen zwanglos parallel zu den minoischen Vasen geführt werden. Da aber vor -1050 der Begriff „geometrisch“ keine Verwendung findet, bleibt dieser geometrische ‘Vorlauf’ von rund 300 Jahren gänzlich unbeachtet. Deshalb schlägt der Autor zunächst vor, die 350 geometrischen Jahre zum guten Teil vor -1200 einzufügen, ergänzt um eine

Übergangszone, die im herrschenden Konzept von -1180 bis -1050 und von -700 bis -620 reichen würde. Die verbleibenden 210 Jahre erscheinen aber immer noch zu lang. Wie lässt sich das feiner gliedern?

Griechenland vor den *dark ages*

Es lohnt ein Blick nach Mykene. Hier liegt eine zweifelhafte Abfolge vor:

- 1650–1550 Gräberrund B;
- 1600–1200 9 Tholosgräber (solche wurden schon in der frühen Bronzezeit auf Kreta errichtet), Schatzhaus des Atreus um -1250;
- 1550–1250 Schachtgräberrund A (auch Agamemnon-Maske);
- 1350 Bau der kyklopischen Umfassungsmauer;
- 1250 Mauererweiterung, Grabkreis A nun in der Burg, Löwentor;
- 1220 Letzte Erweiterung der Mauer (Nordtor, Zisternenzugang);
- 1190 Zerstörung [wiki ↔ Gräberrund A / B].

Die Abfolge von Tholos- und Schachtgräbern erscheint nicht stimmig. Wegen der Gold- und Elektron-Masken ist bei den Schachtgräbern eine Verjüngung zu erwarten: vom -17. ins -13. Jh.!? Die bisherigen Datierungen sind auch deshalb zweifelhaft, weil die wechselseitigen Bezüge zwischen Griechenland und Ägypten nur bedingt ineinander greifen. Während in Amarna große Mengen von spätmykenischer Keramik zu Tage kam, fand sich in Mykene ein Skarabäus der Teje, der Mutter von Echnaton (mit dem bei *Wikipedia* [↔ Mykene] als Fundort genannten „Tempel“ ist vielleicht das Megaron gemeint).

„Allerdings wird die Regierungszeit von Amenophis III. spät im SH IIIA1 angesetzt. Es ist also wahrscheinlich, dass Amenophis (oder seine Frau) den Skarabäus einer früheren Generation mykenischer Herrscher übersandte, bevor deren Nachfahren diesen (zwei bis drei Generationen später) im Tempel deponierten“ [wiki ↔ Mykene].

Demnach scheint Echnaton im Vergleich mit Mykene fast ein Jahrhundert zu früh eingeordnet zu sein.

Um und nach -1200 zerfallen Hochkulturen wie die minoische, mykenische oder die hethitische, auch Stadtstaaten wie Ugarit oder das vorisraelitische Bethel; dafür entsteht palästinische Vielfalt. Trotz Vernichtung des Hethiterreichs gehen seine Teilreiche erst im -8./7. Jh. in Lykien, Karien oder Lydien auf [Latacz, 87]. Hier wird durchaus eine Invasion fremder Völker, „eine sogenannte Wanderlawine“ [Latacz, 178] gesehen. Nach dem Palastzusammenbruch geht das Leben in Kleinzentren wie Elateia, Lefkandi weiter, luxuriös, mit aufwendigen Bauten und prächtigen Herrscherbestattungen [Latacz, 321]. Athen bestand weiter, wie der Kerameikos-Friedhof ausweist, und es war nicht der einzige Ort, der weiterbestand und -blühte: auch Perati in

Attika, Grotta auf Naxos oder Amyklai in Lakonien, wie auch die ganze Phokis blieben unzerstört [Latacz, 323] – laut geometrischer Keramik.

Für Kreta ist eine Auffälligkeit zu berichten. Ab -1200 werden Höhensiedlungen abseits der Küste angelegt [Hattler, 246]. Ausgegraben wurden Kavousi und das nur kurz bewohnte Karphi in 1100 m Höhe, für 600 bis 1.200 Menschen [Hattler, 236; Masuky], fast 50 weitere Siedlungen sind im Survey entdeckt worden [Masuky]. Damals muss vom Meer her eine Gefahr gedroht haben. Ob es die sog. Seevölker waren, die nur in Ägypten unter Ramses III. Spuren hinterlassen haben, bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall ist an der Ostküste mit Kastri auch eine Siedlung von Neuankömmlingen entdeckt worden.

Nach den dark ages

Nun lesen wir, dass ab -750 die griechische Kolonisation beginnt, fast erzwungen durch einen Bevölkerungsüberschuss, dem bereits Hesiod mit der Ein-Kind-Familie begegnen wollte [KHH, 51]. Doch woher kam er? Eine alte Stimme weist den Weg:

„Von etwa dem letzten Viertel des zweiten Jahrtausend an gibt es auf griechischem Boden keine Paläste, keine Kunstwerke, keine Kostbarkeiten mehr, sondern nur Hütten mit primitivem Hausrat aus armseligem Material und an der Stelle machtvoller Imperien und Emporien zahllose kleine Kantone, die sich gegeneinander abschließen. Die sogenannte »submykenische« Ware (etwa 1200 bis 1000) und die »geometrische« Keramik (seit 1000) zeigt, daß man ganz von vorne angefangen hat“ [Friedell, 479].

Aus einer derartigen gesellschaftlichen Situation geht Überbevölkerung nicht gerade zwingend hervor. Insofern muss die Verbindung von ca. -750 (Cumae als erste griechische Kolonie in Italien, -735 Naxos als erste auf Sizilien) zurück zur blühenden mykenischen Zivilisation gesucht werden, die ihrerseits übers Meer ausgegriffen hat:

„Eindeutige Belege für Kolonien fehlen, wenn man von der Besetzung Kretas und der Übernahme von der bereits minoisch besiedelten Gebieten, z. B. Milet absieht. Außerhalb der Ägäis nehmen einige Forscher mykenische Viertel bzw. Händlerniederlassungen oder Faktoreien für Ugarit in Nordsyrien, Tell Abu-Hawam in Palästina und in Süditalien (Scoglio del Tonno bei Tarent sowie für Thapsos im Osten von Sizilien) an“ [wiki ↔ Kolonisation].

Dieser wirtschaftliche Schwung dürfte viel eher als das Hausen in schnell verrotteten Hütten die Kinderzahl nach oben mitgerissen haben. Zum Handel im Mittelmeerraum, zu Eisen und Schrift tritt nun der Tempel. Geometrische Keramik läuft parallel zu spezifisch mykenischer und minoischer Tonware und noch bis in die archaische Zeit.

Ein erstes Problem zeigt sich in der Datierung der olympischen Spiele. Das Datum -776 kommt bedenklich früh, nicht nur wegen des ungemein späten Tempelbaus für 'Schirmherrn' Zeus, anno -457. Der Archäologe Mallwitz sieht gemäß Peiser in Olympia keine Befunde vor -700. Specht Heidrich [1987] verwies auf einen Fehler in der Olympiadenrechnung, der die Spielegründung auf -724 oder -720 brächte. Peiser [1993] hat in seiner Dissertation dafür plädiert, die Spiele nicht vor den anderen panhellenischen Spiele anzusetzen und damit später als -600. Ohnehin erhielten Pythien, Isthmien, Nemeen und Panathenäen erst in historischer Zeit ihre Datierungen, u. a. von Aristoteles, und hatten immer eine historische *und* eine mythische Gründungssage [Peiser, 123].

Ortskontinuität

Allen voran geht Argos auf der Peloponnes, denn es „gilt als die älteste kontinuierlich besiedelte Stadt Europas“ [wiki → Argos (Stadt)]. Das muss natürlich auch ständige Besiedlung während der *dark ages* beinhalten. (Argos mit seiner mykenischen Burg liegt dicht bei den starken spätbronzezeitlichen Festungen Mykene, Midea und Tiryns.)

Erstaunlich genug ist vielerorts die Siedlungskontinuität vor und nach den *dark ages*, etwa rings um Olympia. Dunkel bleibt,

„warum nach einer angeblich 300- bis 400-jährigen Unterbrechung neue Einwanderer ausgerechnet die gleichen winzigen mykenischen Dörfchen (und um mehr handelt es sich in keinem Fall) wiederbesiedelten“ [Peiser, 38].

Der Übergang vom adligen König zum (nichtadligen) Tyrannen, wie er im -6. Jh. dominiert, wäre einfacher zu verstehen, stünde nicht eine leere Zeit zwischen beiden Regierungsformen. Obendrein gab es im -7./6. Jh. sehr wohl adlige Tyrannen, etwa Kylon von Athen, der -632 mit einem Staatsstreich an die Macht kam [wiki → Tyrannis]. Auch der Athener Peisistratos (ca. 600–527) war adlig, leitete sich sogar von König Nestor ab [Finley 1983, 30]. Insofern reicht die Macht des Adels bis ins -5. Jh., denn selbst Kleisthenes (570–510) als Wegbereiter der attischen Demokratie und Perikles (ca. 490–429) entstammten bedeutenden Familien wie den Alkmeoniden. Der entscheidende Unterschied liegt also nicht in der neuen Bezeichnung, die bald eine unberechtigte Alleinherrschaft kennzeichnete, sondern darin, dass Könige Paläste, Tyrannen jedoch Tempel bauten, wobei in einem Tempel die Götter nicht vom Volk verehrt werden, sondern ihren Sitz haben (der Opferaltar stand vor dem Tempel im Freien). Unter den Tyrannen übernahm der Staat die einst vom König ausgeübte Priesterpflicht [Finley 1983, 33 f.].

Kultkontinuität

Bei den *dark ages* geht es nicht zuletzt darum, ob derart bautenlose Jahrhunderte gegen alle Erwartung Kultkontinuität bewahren konnten. Als Beweis gegen dunkle Jahrhunderte könnte ein mykenisches Heiligtum dienen, über dem ein archaischer Tempel steht (in der nachfolgenden Liste mit ! gekennzeichnet), der idealerweise auch noch derselben Gottheit gewidmet ist (dafür !!). Die nachfolgende Aufstellung zeigt, dass es nicht nur derartige Kultorte gibt, sondern dass es auch trotz der offenbar jammervollen Fundsituation in dunklen Zeiten mehrere vermittelnde Zwischenstufen gibt.

„Der Altar ist immer das Erste (in Olympia ist sein Platz nicht ganz sicher); hochaltertümliche kleine Weihgeschenke finden sich in seiner Nähe, auch wohl eine Höhle, wie am Ptoion, oder eine künstliche Grotte, wie in Delos. Mit der Bildung der Gottheit in Menschengestalt stellt sich dann auch das Tempelhaus als die Wohnung des Götterbildes ein; Nebengebäude werden bald erforderlich“ [Michaelis 1908, 149].

Es gab Heroenkulte an mykenischen Tholoi, über Kammergräbern und in Höhlen [Hattler, 359]; laut Webster [1960, 11] begannen sie aber erst ab -760. Es handelte sich um

„Anbetungsrituale am Eingang wiederentdeckter mykenischer Gräber, die mit denen der legendären Helden gleichgesetzt wurden, da die Identität jeder *pólis* am Ende der Dark Ages in erster Linie in der Wirksamkeit ihrer Mythen bestand, besonders der ihrer Helden“ [Hattler, 25].

Die eigentliche Abstammungslinie für einen tempelartigen Bau rührt vom mykenischen Megaron her, wie ja auch die Priesterfunktion vom palastbesitzenden König auf den Priester übergeht (s.u.). Vor dem Megaron erstreckte sich ein großer Hof – „mit einem unter freiem Himmel gelegenen Altar“ [Hattler, 64]. Minoische Megara werden auch als Thronsaal bezeichnet, manchmal (fälschlich) auch als Tempel. Am Festland entstanden dreigeteilte ‘Heiligtümer’, deren Anordnung bereits der Cella eines späteren Tempels ähnelt [wiki ↔ Megaron].

Bei der Architektur ist zu beachten, dass das Bauprinzip von Bruchsteinmauerwerk in Kombination mit Holzsäulen nicht nur die mykenischen Megara und die minoischen Bauten wie in Knossos auszeichnet (leider von Arthur Evans in Beton rekonstruiert), sondern auch den archaischen Tempelbau des späten -7. und des -6. Jh., obwohl dazwischen kaum ein Bau nachgewiesen ist. In Kalopodi ist auch eine Frühform mit Lehmziegelmauern und Holzstützen ergraben worden [dai = Nils Hellner].

Zentral für die Kultkontinuität ist der erstaunlich gleiche Götterhimmel vor und nach den *dark ages*. Zeus und Hera als oberstes Paar, weiter Athene und Artemis, Poseidon und Hephaistos, Hermes und Ares, dazu Dionysos und

Eileithya werden in der Spätbronzezeit auf Linear-B-Täfelchen genannt. Diese Gottheiten 'überwinterten' während der *dark ages*, um nach -620 Tempel zu erhalten. Nicht für spätmykenische Zeiten belegt sind Apollon, Demeter, Hestia und Aphrodite. Dafür fehlen nach den *dark ages* einige 'alte' Götter wie Piptyna, Manasa, Drimios oder Potnia [Hattler, 190 f.]. Ungeachtet aller Änderungen verlangt die zehnfache Gottes- und Verehrungskontinuität eine drastische Kürzung der *dark ages*.

Nicht gemeint ist hier eine gebrochene Kultkontinuität wie bei der christlichen Panagía Chrysopigi bei Apíranthos auf Naxos. Hier handelt es sich um ein zum Teil eingestürztes mykenisches Grab, das als Kirche genutzt worden ist. Doch für die hier angestellte Betrachtung ist es allzu lange unbenutzt geblieben (die einschlägige Bildsequenz von Astrid Scharlau ist sehenswert). Bezeichnenderweise kennen wir solche Gräber mit ihren falschen Gewölben auch aus Etrurien ab -675.

Nun in alphabetischer Folge Beispiele für Kultkontinuität trotz mehr oder weniger langer Unterbrechung.

Ägina (Insel dicht bei Athen): Über mykenischen Fundamenten Gebäude des -6. Jh.; Fundgegenstände aus der Schachtgräberzeit und sogar -5. Jh. liegen vermengt.

Agia Irini (nördliches Zypern): Heiligtum von Spätbronzezeit bis ans Ende des -6. Jh., das 2.000 Terrakottafiguren freigegeben hat. Größte Bedeutung -625 bis -600, ergo archaische Figürchen, zum Teil porträthaft [Hattler, 271].

!! Delos (Kykladen): Über mykenischem Artemis-Altar von -1200 ein Tempel des -7. Jh. [M2, 40] und das Artemision des -2. Jh. [M3, 192].

Artemision: Heiligtum von der mykenischen bis zur hocharchaischen Zeit. Mykenische Keramik ist hier zeitgleich mit geometrischer [PHA 243].

Delphi: Aus dem chthonischen Kult der Gaia wird um -1000 mit den einwandernden Dorern ein Apollon-Kult. Holztempel des -7. Jh., -548 abgebrannt, dann Steinbau 514–505 [M3, 174].

Dodona (Epirus): Laut *Ilias* schon für Achill Orakelstätte mit Zeus-Heiligtum und hl. Eiche. „Funde fehlen weitgehend für die sogenannten Dunklen Jahrhunderte und die homerische Zeit“ [wiki ↔ Dodona]. Erst gegen -420 entstand der erste Zeus-Tempel [M3, 205], da dem Gott zuvor an einem freistehenden Altar geopfert worden ist.

Eleusis (Attika): Über einem mykenischen Megaron (um -1400) Mauerfragmente aus geometrischer und archaischer Zeit (-8./7. Jh.). Um -540 darüber ein quadratischer Bau, um -480 ein rechteckiger Bau, der um -440 wieder zu einem quadratischen Bau erweitert worden ist [M3, 210].

Hymettos (Attika): 10.–6. Jh. Kultreste in einer Höhle nahe Heiligtum des Zeus Hymettos [M3, 262].

Ithaka (ionische Inseln): Polis-Bucht. Kultgrotte von mykenischer Zeit bis ins -1. Jh. (geometrische Bronzefunde) [M3, 259].

! **Kalapodi**, bei Atalanti (Mittelgriechenl.)

„In Kalapodi bietet sich die einzigartige Möglichkeit eines exemplarischen Studiums vom mykenischen Ursprung und bislang mindestens acht übereinander errichteten Bauten von geometrischer (9./8. Jahrhundert v. Chr.) bis in hadrianische Zeit (2. Jahrhundert n. Chr.)“ [dai, Nils Hellner].

„Etwas außerhalb des modernen Ortes wurde ein Heiligtum entdeckt, in dessen Kern sich seit früharchaischer Zeit zwei parallele Tempelanlagen, die Nord- und die Süd-Tempel befanden. [...] Aus der literarischen Überlieferung erfahren wir, dass dieses Heiligtum eine Orakelstätte war und zeitweise sogar eine ähnliche Bedeutung wie Delphi hatte. Das Heiligtum bei Kalapodi entstand schon in mykenischer Zeit an einer wichtigen Wegeverbindung“ [dai = Katja Sporn]

Kálymnos (Dodekanes), Damos: Mykenische Felsgräber [M3, 266], nahebei Apollon-Heiligtum aus dem -5./4. Jh., darüber frühchr. Kirche, 6. Jh., mit antiken Spolien

! **Lefkandi** (Euböa):

Seit dem -3. Jtsd. besiedelt, blühte der Ort vom -16. Jh. bis zu seiner Zerstörung um -1200. Danach erfolgte der Wiederaufbau und sogar ein neues Erblühen. Um -950 [Hattler, 184] oder -900 [wiki ↔ Lefkandi] wird ein Apsidengebäude mit einer Grundfläche von 50 x 15 m direkt über zwei Brandgräbern errichtet, das bislang größte bekannte Gebäude aus den *dark ages* [Grant, 5]. Über den beiden prachtvoll ausgestatteten Gräbern wurde „der Kult von Personen [begangen], die gerade erst verstorben waren, ein Heroen-Kult, der früheste bislang bekannte“ [Grant, 6]. Das erstaunlich große Haus hatte nicht nur in der Mitte eine Reihe von Pfosten für die Satteldachkonstruktion, sondern außerhalb der Mauern wurden die vorragenden Dachbalken von ca. 68 Pfosten gestützt. Das wird als Vorform eines Peripteros interpretiert, also eines Tempels, dessen Cella auf allen Seiten von einer Säulenreihe umstanden wird. Danach verschwinden kurvilineare, also krummlinige Grundrisse, das rationale Rechteck dominiert bei Tempeln und Mehrraumhäusern [Hattler, 145]. Das ist allerdings nur bedingt richtig, weil bereits die Palastgrundrisse in Tiryns oder Knossos rechtwinklig konstruiert waren.

! **Naxos** (Kykladen): Dionysos-Tempel in Íria (Yria): Ausgrabung nach erstem Anlauf unter Gabriel Welter dann 1986–1991 durch Gottfried Gruben [1991/92] von der TU München [Ohnesorg; Scharlau]:

- 13. Jh. Mykenische Kultstätte mit als Opfertisch interpretierter Gneisplatte; die nachfolgenden Jahrhunderte sind durch Keramik belegt [wiki → Heiligtum von Yria].
- 9. Jh. frühgeometrischer, 'schachtelartiger' Kultbau, 5 x 10 m, mit 2 mittleren Basen für Holzstützen, durch Überschwemmung zerstört;
- 730 spätgeometrischer 2. Tempel: wenige Dezimeter höher eine 4-schiffige 'Schachtel', 11 x 15 m; von den 15 (hölzernen) Säulen haben sich 3 marmorne Säulenbasen erhalten; wohl durch Überschwemmung zerstört.
- 680 früh-archaischer 3. Tempel: immer noch giebellos, nun 3-schiffig mit Holzsäulen und einem Prostylos (Vorbau) mit 4 (?) ionischen Frontsäulen; zerstört durch Überschwemmung.
- 580 archaischer 4. Tempel, 13 x 29 m als Umhüllung der früheren Bauten: 3-schiffig, die 8 Innensäulen und die 4 (inselionischen) Frontsäulen aus Marmor, dito Türwand und Giebel, Dach aus 3 cm dicken, transluzenten Marmorplatten.
- 490 Perser zerstören die Tempel auf der Insel. Um -477 nach Attisch-Delischem Seebund von Athen unterworfen, verliert Naxos politische und kulturelle Bedeutung.
- 50 Marc Anton lässt sich als neuer Dionysus verehren. Später zahlreiche Reparaturen wegen zu schwacher Fundamente.
- +500 Kirche direkt im Tempel eingerichtet. Nach vielen weiteren Überschwemmungen bis ins 12. Jh. wird die Kirche Agios Georgios nahebei auf sicherem Boden errichtet. Letzte Überschwemmung des Tempelgeländes 2004 [gut bebildert bei Scharlau].

Naxos: Teilkontinuität in Flerió (Mélanes):

- 8. Jh. geometrisch: Gebäude 5,4 x 6,4, aus Bruchsteinen mit zwei Holzsäulen auf Marmorbasen errichtet (die frühesten bislang bekannten), westlich des Tempels eine Terrasse, südlich kleines, 3-räumiges Gebäude, dazu Umfassungswall;
- (-735 Naxioten gründen zusammen mit Euböoten erste griechische Kolonie auf Sizilien.)
- 660–625 archaisch: Tempel von 4,5 x 7 m mit anderer Grundfläche, die die bisherige Brandopferstelle in den Tempel hinein bringt. Dazu zwei Terrassen für Brandopfer. Benutzung bis ins -6. Jh.
- 6. Jh. Neuer kleiner Tempel aus Marmorquadern und -dachziegeln. Dort 5,5 m hoher Kouros. Seine Haartracht altertümlich, Haltung entspricht der Zeit um -550.
- 6. Jh. In Apollonas ein unfertiger 10,7 m hoher Kouros im Steinbruch, der größte aller griechischen [Scharlau].

! **Olympia**: Heroon des Pelops, Grabhügel ohne Grab, -2600 (bei wiki [↔ Olympia] bronzezeitlich, ergo eher -1600). Sein Steinkreis hat nahezu identische Ausmaße mit dem etwa anderthalb Meter darüber liegenden Pelopion des -5. Jh. [Peiser, 97 f.]. Er muss deshalb im -13. Jh. angesetzt werden [Peiser, 17]. Kult erst ab -1100, Unterbrechung, dann ab vielleicht -800 [Hattler, 354] Häuser von -1700 zwischen den Tempeln der Altis; es wird von einem ursprünglichen Kultzentrum gesprochen [M3, 412].

Olympische Spiele: Sie werden zurückgeführt auf die sagenhaften Spiele, die um -1200 vor Troia beim Tod des Achilles durchgeführt worden sind [Finley 1983, 17; Peiser, 109, 133], ungeachtet der Frage, ob sie nun -776 oder -720 [Heidrich] oder Anfang des -6. Jh. [Peiser] eingeführt worden sind.

Orchomenos: frühhelladische Stadt, 2600–1900, Kuppelgrab aus dem -14. Jh., Akropolismauern aus dem -7. und -4. Jh. [M3, 419];

!! **Paphos** (Zypern): Aphrodite-Heiligtum. Das im -12. Jh. unzerstörte Heiligtum dient ab dem -9. Jh. der phönizischen Astarte [Hattler, 273]; es existiert bis in römische Zeit, bis +4. Jh. (Ende durch Erdbeben) [wiki ↔ Paphos].

Pharsala (Thessalien): Nahebei Paläokastro von -2500 bis -500 ständig bewohnt [M3, 227];

! **Poros** (saronische Inseln): über mykenischem Kultort Tempelbezirk des -6. Jh. [M1, 222];

! **Samos** (ostägäische Inseln): Um -1300 entstand ein erster Holztempel [samos]. Der erste Dipteros (Tempel mit doppelter Säulenreihe) ab -575. Der zweite Tempel entstand ab -530 zum großen Teil in Marmor.

Sunion (Attika): Die Fundamente der vier Säulen eines (mykenischen) Megarons im Tempel von -460 erhalten. Heiligtum seit dem -6. Jh. [M1, 283];

! **Thorikos** (Attika): Dichte neolithische Besiedlung ab -2900. Über vormykenischen Wohnstätten (2000–1800) ein mykenisches Gebäude (1600–1200). Drei Kuppelgräber zwischen -16. Jh. und ca. -1200, eines dann für archaischen Heroenkult benutzt (Scherben 7.–5. Jh.). [M3, 534; M1, 236];

Tiryns (Peloponnes): Über dem Platz des mykenischen Megarons wurde der archaische Tempel [Peiser, 190 f.] mit seinen Holzsäulen gebaut [Hattler, 69].

Vravrona (Braurona; Attika): Myken. Befestigungen. Agamemnons Tochter Iphigenie erhält ab dem -8. Jh. einen Grabkult (Scherben) [M1, 239].

Hier hat sich alles versammelt: Tempel über mykenischen Ansiedlungen, Heiligtümer bei Heroengräbern, ein zu früh kommender Tempel wie auf Samos, vor allem aber Kultkontinuität wie in Delphi, Kalapodi oder Yria auf Naxos, am schönsten natürlich im Herzen griechischer Frömmigkeit, auf Delos mit seinem Artemis-Heiligtum, belegt von mykenischer Zeit bis ins -2.

Jh. Gut belegt ist auf jeden Fall der Umstand, dass nach scheinbar langen Jahrhunderten ein Kultort unverändert in Funktion gebracht wird.

Kult und Tempelbau

Aus Sicht von Sir Moses Finley [1983, 32] sind die Ursprünge des Tempels verborgen. Damals waren die Tempelanlagen Maltas längst bekannt, die heute dem -5. bis -3. Jtsd. zugeschrieben werden. Hingegen waren die Anlagen von Göbekli Tepe, die sogar dem -10. Jtsd. entstammen sollen, noch nicht entdeckt. Wir lassen sie für Griechenland außer Betracht, auch wenn der Verfasser sie zusammen mit den menorcischen Taulas erst zu Ende des -2./ zu Anfang des -1. Jtsd. sieht, zeitgleich mit Mykenes Mauerwerk [Illig 2005, 191 f.].

‘Eigentlich’ besteht Einigkeit, dass es zu mykenisch-minoischer Zeit zwar Heiligtümer, aber noch keine Tempel (im archaisch-klassischen Sinne) gab. Gleichwohl werden einigen griechischen Gebäuden, die Tempel gewesen sein könnten/sollten, abenteuerlich frühe Datierungen zugeschrieben, etwa den Tempelresten bei Agia Irini auf Zypern ein Alter von etwa -3000, damals bereits eine minoische Kolonie [M2, 74]. Für Kea (Keos; Kykladen) nennt Finley [1982, 38] erstaunliche Details:

„Auf Keos hatte es in der Mittleren Bronzezeit, als in der gesamten übrigen ägäischen Welt nichts dergleichen existierte, ein Bauwerk gegeben, das anscheinend ein Tempel war. In den Resten dieses Gebäudes wurden Hunderte von Tonfragmenten lebensgroßer weiblicher Hohlfiguren, Bruchstücke von mindestens neunzehn, vielleicht aber über vierundzwanzig einzelnen Statuen gefunden. Sollten es Göttinnen gewesen sein, wären sie im ägäischen Raum ohne Beispiel und hätten nahezu weitere tausend Jahre lang kaum Nachfolger gehabt.“

Es könnte sich einmal mehr um einen Fehler bei naturwissenschaftlichen Altersbestimmungen handeln, wie sie gerade bei Thermolumineszenz-Messungen an gebranntem Ton fast unvermeidlich wären. Die gestörte Tempel-Abfolge setzt sich erst mehr als ein Jahrtausend später fort:

-1700 Agia Triada, Kreta: Tempel um -1700 [M2, 108]

-1700/1600 Knossos, Kreta: „Tempelgrab“ mit Kultraum, offenem Hof, Halle, Treppe, zwei Terrassen, Pfeilerkrypta und Grabkammer für einen Sarkophag [M2, 163].

Nach einem weiteren Zeitsprung von rund einem halben Jahrtausend nähern wir uns den archaischen Tempelformen; vorab stehen zwei Opferstätten ohne bauliche Umhausung.

-11./9. Jh. Die **Ida-Höhle** auf Kreta stellt ein Zeus-Heiligtum dar, das bis in die Römerzeit Funde geliefert hat [M2, 116; M3, 560].

- 1000–600 **Párnis** (Attika): frühantiker Opferaltar, Keramik [M1, 213];
- 10./9. Jh. **Thérmos** (Ätolien): Fundamente eines ersten Baus bekannt; dann Apollon-Tempel von ca. -625 mit Holzsäulen [M3, 513];
- 900 **Delos** (Kykladen): Ab -900 beginnt der Apollon-Kult, Tempel erst ab -550 [M2, 40]. Auf dieser Insel gab es auch ein tempellooses Heiligtum für den Gründerkönig Anios, -600 [M3, 196].
- 800 **Eretria** (Euböa): Apollon-Bezirk mit geometrischem Hekatompedon und einem Apsidenbau; es folgt ein ionischer Peripteros von -650 mit Holzsäulen, danach der erste Steintempel, -520 [M2, 52].
- 8. Jh. **Samos** (ostägäische Inseln), Heraion: 1. Tempel (Hekatompedon) -8. Jh., zweiter Tempel von -670, dritter Tempel (damals der größte landesweit) um -560, vierter Tempel um -530 [M2, 266; M3, 480];
- 8. Jh. **Sunion** (Attika): Apollon-Heiligtum seit -8. Jh. [M1, 229];
- 8. Jh. **Eleusis**: Über Heiligtum des -8. Jh. Artemis-Poseidon-Tempel des -2. Jh. [M3, 213];
- 8./7. Jh. **Eretria** (Euböa): Kultbezirk [M2, 54];
- 700 **Kythnos** (Kykladen): ergrabener, ungeplündert Tempelraum [en.wiki ↔ Kythnos];
- 7. Jh. **Olympia**: Auf Fundamenten des -7. Jh. ältester (Hera-)Tempel des -6. Jh. mit Holzsäulen und Holzgebälk. Erster Zeus-Tempel erst um -457 fertiggestellt [M3, 412 f.].
- 7. Jh. **Ägina**, ältester Tempel, dorisch [M2, 8];
- 7. Jh. **Isthmia** bei Korinth: Poseidon-Tempel mit Holzsäulen, ca. -450 dann Steinbau [M3, 257] Isthmische Spiele ab -582;
- 590 **Korfu**: ältestes Tempelgiebelfeld [M2, 82].

Zu ergänzen sind die Holzsäulen, die bereits im minoisch-mykenischen Bereich Verwendung fanden; so zeigten sich auch in der Burg von Tiryns (1300-1200) Basen für Holzsäulen [M3,538]. Bei den alten Ägyptern sind wir im Ablauf der Geschichte dreimal dem Übergang von Holz- zu Steinsäulen begegnet, wobei in der frühen 18. Dynastie sogar Auswechslungen nachgewiesen sind. Zusammen mit Hatschepsuts Tempel können hier zeitgleiche Verbindungen zwischen beiden Kulturvölkern geschlagen werden [vgl. PHA 182 f.].

Eine solche Verbindung stellt auch eine Weihegabe dar, die in Samos schichtgerecht in einem Brunnenschacht gegen -610 'begraben' worden ist. Der kleine Elfenbeinlöwe entstammt der Kunst Amarnas, wäre aber erst 700 Jahre später [PHA 241] der samischen Hera gewidmet worden. Dabei zählte im Altertum nicht die Antiquität, sondern die zeitgenössische Kunstleistung. Wann immer derart alte und noch ältere Zimelien auftauchen, darf das als

Hinweis auf Fehldatierungen gewertet werden. (Das gerne für christliche Schätze benutzte Wort Zimelie geht übrigens auf griech. Keimelia als Plural von Keimelion für gehortete Kleinodien zurück [Hattler, 122].)

Etrusker und die Gräber Tarquinias

In diesem Zusammenhang sind auch die Etrusker zu beachten. Sie waren ebenso wenig indogermanisch wie die Minoer. Mangels eigener Chroniken können sie keine chronologischen Daten, vor allem keine Absolutdaten beisteuern. Ihre Zeitstellung hängt an den importierten griechischen Vasen und mittelbar an der in Tarquinia (Latium) gefundenen Bocchoris-Vase [vgl. Wehgartner, 54 f.]. Sie trägt die Kartusche dieses – für Manetho – einzigen Pharaos der 24. Dynastie, der in Hieroglyphen Bakenrenef geschrieben wird. Er wird 720–716 geführt, von ihm ist kaum etwas bekannt. Als Gesetzgeber wird er mit Amasis (570–526) und Dareios I. (549–486) verglichen, könnte also bei einer Gleichsetzung gut in die Zeit nach -550 rücken. Doch für die Etruskologen ist er sichere Gewähr dafür, dass die Etrusker bereits im -7. Jh. Gräber in Tarquinia belegt hätten. Zumindest wird die *Tomba del vaso di Bocchoris* deshalb dem -7./6. Jh. zugeschrieben, während freskierte Gräber erst ab der Mitte des -6. Jh. geführt werden. Die frühesten bemalten Gräber sind in diesem Zusammenhang von Interesse.

Das älteste unter den bekannten Gräbern, die *Tomba degli Auguri* wird um -550 angesetzt, die nächsten von Mitte des -6. Jh. bis ins -5. Jh. Auffällig ist die *Tomba delle Leonesse* (um -530) mit einer ungemein minoischen Farbpalette: vor allem das spezifische Blau, dazu springende Delphine, wie wir sie aus dem alten Kreta kennen. In den Farben kommt ihr die *Tomba dei Tori* am nächsten. Was ist typisch für minoische Fresken, verglichen mit zeitgleichen der festländischen Mykener?

„In der letzten, uns wesentlich besser bekannten Phase der mykenischen Fresken, im 13. Jh. v. Chr., zeigt sich die größte Entfernung von den minoischen Vorbildern; verglichen mit der älteren Malerei ist sie durch fortgeschrittenere Stilisierung, Starrheit und häufig durch mindere Qualität in Farbgebung und Ausführung gekennzeichnet“ [Demakopoulou, 35].

Der Autor stellt die These auf, dass sich die Etrusker anfänglich von der minoischen Malerei befruchten ließen, vielleicht sogar Minoer als Maler hatten. Doch das ginge nur bei einem zeitlich fast nahtlosen Übergang – eine Kunstunterbrechung von -1150 bis -550 hätte solches zuverlässig verhindert.

Zusammenfassung

Im Rückblick könnte man ob der Divergenzen verzweifeln. Scheint wirklich alles möglich zwischen 0 und 1.020 Jahren an Kürzungen? Am schwersten

wiegt die Kultkontinuität, die *dark ages* überbrückt, unabhängig von deren Dauer. Sie zeigt, wie aus dem einen Götterglauben bei – zu gutem Teil – gleichen Göttern eine ganz andere Kultform entsteht. Der zentrale Palastrraum des Königs wird zum Ort des Gottes, während die Priesterkaste entsteht. Gravierender Einwand wäre Laokoon als troianischer Priester des Apollon Thymbraios, der aber erstaunlicherweise weder in *Ilias* noch *Odyssee* genannt [Hampe, Register], sondern erst im -7. Jh. erwähnt wird [wiki → Laokoon].

Ein Zahlenmodell

Alte Datierungen durch griechische Autoren oder auf dem *Marmor Parium* gehen – abgesehen von einzelnen Zahlen – kaum weiter zurück als -600, aber die Ausgrabungen z.B. des Dionysos-Tempels (Íria) auf Naxos haben gezeigt, dass vor -600 drei aufeinanderfolgende Tempelbauten in den *dark ages* liegen (in Kalapodi gibt es vermutlich ebenfalls mehr als einen ‘dark-age-Tempel’). Da die drei Tempel nicht wie der nachfolgende in Granit errichtet waren, lässt sich bei den dort häufigen Überschwemmungen unterstellen, dass für sie nicht mehr als ein Jahrhundert angesetzt werden muss. Damit ließe sich das Ende der *dark ages* nach -700 ansetzen. Der separate Artikel über Mauerformen verwies für denselben Geschichtsraum und dieselbe Zeit auf einen Wiederbeginn bei -650 hin. Wenn es keinen mykenischen Vorläuferbau gibt, kann die archaische Zeit noch bis zu 50 Jahre ins Mykenische zurückreichen.

Die Paläste der spätmykenischen Zeit werden zumeist um -1200 zerstört, ob durch Erdbeben und/oder Seevölker. Anschließend Aktivitäten wie in Tiryns – ein Wiederaufbau für Überlebende muss rasch erfolgen – benötigen nicht mehr als 50 Jahre. Nachdem auf griechischen Inseln die Tempelkultur gleich nach den Zerstörungen von -1200 eingesetzt haben kann, möchte der Autor bei dem nun ‘verfeinerten’ Mittelwert für die Zeitstraffung, bei den (s. S. 44) **bereits vorgeschlagenen -1150|-650 bleiben**. -1150 wäre dann auch die Zeitgrenze für Späthelladisch/Spätminoisch. So ergäbe sich folgendes Schema, bei dem sich Späthelladikum und mykenische Zeit entsprechen, doch nicht bereits ab -1600 laufen, sondern deutlich später beginnen:

- 1190 Späthelladisch I bis III B (parallel auch Geometrisch),
- 1190–1150 Späthelladisch III C / spätminoisch III C (dito Spätgeometrisch),
- 650– 610 früharchaisch und Spätgeometrisch,
- 610– 560 hocharchaisch,
- 560– 500 spätarchaisch.

Da die geometrische Epoche hier keine eigene Zeit erhält, ergeben sich rund 500 Streichjahre. Nicht erklärt sind damit Verwerfungen innerhalb der mykenischen und ägyptischen Geschichte. Einige sind bereits angesprochen worden: Die Schachtgräber aus dem Gräberrund A

„gehören nicht vor die, sondern parallel zu den großen Tholosbauten ins →8./7. Jh.! Mykenische Geschichte offenbart sich als kurze Blütezeit einer zugewanderten megalithischen (Volks-)Gruppe, die einen Teil ihres kunsthandwerklichen Könnens vom minoischen Kreta übernommen hat.

Nachdem minoische und Amarna-Funde durchwegs als zeitgleich akzeptiert sind, kann daraus nur folgern: Die Amarna-Zeit, also Echnaton, wird noch stärker im →7./6. Jh. verankert, und das Grab IV kann zeitgleich mit der späten 18. Dynastie rangieren“ [Illig in PHA 247].

Doch das kann ist in diesem Rahmen noch nicht vertieft werden.

Literatur

arachne = <http://www.arachne.uni-koeln.de/> [Archäologisches Institut der Universität Köln, gelesen 16. 01. 2015 ab Nr. 8006443 alle Tafeln zu Troia]

Bertram, Marion (Hg. 1992): *Schliemann und Troia* [Ausstellungskatalog München]; München

Coldstream, John N. (1977): *Geometric Greece*; Methuen, London

dai = Deutsches Archäologisches Institut ↔ Forschung ↔ Projekte ↔ Kalapodi

Dani, Ahmad H. (Hg. 1996): *History of Humanity Volume II From the Third Millennium to the Seventh Century BC*; London

Demakopoulou, Katie (1988): *Das mykenische Hellas · Heimat der Helden Homers* [Ausstellungskatalog Berlin]; Athen

Doumas, Christos, G. (1991): *Thera / Santorin · Das Pompeji der alten Ägäis*; Koehler & Amelang; Berlin · Leipzig

Finley, Moses I. (1982): *Die frühe griechische Welt*; Beck, München

- (²1983): *Die Griechen. Eine Einführung in ihre Geschichte und Zivilisation*; Beck, München

Friedell, Egon (1963): *Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients*; Beck, München (¹1936)

gottwein = http://www.gottwein.de/grep/his_1200.php

Grant, Michael (1992): *The Visible Past. An Archaeological Reinterpretation of Ancient History*; Macmillan, New York

Gruben, Gottfried (1991/92): Die Entwicklung der Marmorarchitektur auf Naxos und das neuentdeckte Dionysos-Heiligtum in Iria; *Nürnberger Blätter zur Archäologie* (8) 41–51

Hampe, Roland (1979): Nachwort (zu seiner Ilias-Übersetzung: Homer: *Ilias*); Reclam, Stuttgart, 531–567

Hampe, Roland / Simon, Erika (1980): *Tausend Jahre Frühgriechische Kunst · 1600 - 600 v. Chr.*; Hirmer, München

Hattler, Claus (Red. 2008): *Zeit der Helden. Die „dunklen Jahrhunderte“ Griechenlands 1200 – 1700 v. Chr.* [Badisches Landesmuseum Karlsruhe]; Stuttgart

Heidrich, K. Specht (1987): *Olympias Uhren gingen falsch. Die revidierte Geschichte der griechisch-archaischen Zeit*; Mann, Berlin

Heinsohn, Gunnar (²2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Mantis, Gräfelfing

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Grä-

- felfing (= PHA)
- Hennig, Christoph (1989): *Latium. Das Land um Rom (DuMont Kunst-Reiseführer)*; DuMont, Köln
- Heyne, Christian Gottlob (1766): *Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit; welche alle bekannte Reiche und Staaten, ihre Veränderungen, Staatsverfassungen, Gesetze, Religionen, Sitten und Gebräuche, ihr Wachstum in der Gelehrsamkeit, den Künsten und Wissenschaften, der Handlung und Schifffahrt, sammt ihrer Zeitrechnung, ihren Alterthümern, öffentlichen Gebäuden und besonders Seltenheiten der Natur und Kunst in sich begreift*; ausgefertigt von Wilhelm Guthrie, Johann Gray, und anderen in diesen Theilen der Wissenschaften berühmten Gelehrten. Aus dem Englischen übersetzt. Aus den Originalschriftstellern berichtigt, und mit einer fortlaufenden Zeitrechnung und verschiedenen Anmerkungen versehen von Herrn Christian Gottlob Heyne, **Professor der Beredtsamkeit** und Dichtkunst zu Göttingen. *Dritter Theil (Siebentes Buch, Das neunte Hauptstück: Die Geschichte der griechischen Staaten im kleinern Asien; nämlich von Ionien, Aeolien und Doris.)*; Weidmann und Reich, Leipzig (insgesamt zumindest 80 Bände bis mindestens 1797. (Auf Engl. *A complete index to the general history of the world. General history of the world from the creation to the present time ...*) [Hvhg. HI]
- Homer (1979): *Ilias*; Reclam, Stuttgart (in Hexameter übertragen von Roland Hampe)
- (1979): *Odyssee*; Reclam, Stuttgart (in Hexameter übertragen von R. Hampe)
- Illig, Heribert (2006): Geometrischer Stil und Dark Ages. Griechen · Etrusker · Ägypter; *Zeitensprünge* 18 (1) 58-79
- (2005): *Die veraltete Vorzeit*; Mantis, Gräfelfing (= VVZ)
- (1997): Tuthmosis III. in Karthago? *Zeitensprünge* 9 (4) 540-543
- (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- (1993): Das faule Ei des Kolumbus. Eine Entsorgung durch Peter Milger; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (1) 90-94
- (1992): Zur Symbolik der äolischen Säule. Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (3) 69-87
- Kolb, Frank (2010): *Tatort „Troia“ · Geschichte · Mythen · Politik*; Schöningh, Paderborn u.a.
- Korfmann, Manfred / Mannsperger, Dietrich (1998): *Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang*; Theiss, Stuttgart
- Latacz, Joachim (2005): *Troia und Homer · Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*; Koehler & Amelang; Leipzig
- Le Goffic, Michel (Hg. 1988): *Avant les Celtes. L'Europe à l'Age du Bronze. 2500-800 avant J-C* [Ausstellungskatalog]; Abbaye de Daoulas
- manching* = Ausstellung „Das goldene Antlitz des unbekanntenen Makedonenkönigs. Makedonen und Kelten am Ohrid-See – ein Zusammenprall der Kulturen? Gezeigt 24. 07. bis 16. 11. 2014 im *kelten römer museum manching*
- Masaki, Marcy (2015): *Apokalypse in der Bronzezeit · Das Ende der ersten Hochkultur*; gesendet am 10. 01. auf Phoenix, 21:00-21:45 (ZDF-History, Guido Knopp)
- M1 = Mehling, Marianne (Hg. 1998): *Knaurs Kulturführer in Farbe. Athen und Attika*; Weltbild, Augsburg

- M2 = Mehling, Marianne (Hg. 1998): *Knaurs Kulturführer in Farbe. Griechische Inseln*; Droemer Knaur, München
- M3 = Mehling, Klaus (Hg. 1998): *Knaurs Kulturführer in Farbe Griechenland*; Weltbild, Augsburg
- Michaelis, Adolf (²1908): *Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen*; Seemann, Leipzig
- Murray, Alexander S. / Smith, Arthur H. / Walters, Henry B. (1900): *Excavations in Cyprus*; British Museum, London
- Newton, Isaac (1728): *The Chronology of Ancient Kingdoms Amended*; (Reprint 1988, London)
- Ohnesorg, Aenne (2015): *Das Dionysos-Heiligtum von Yria auf Naxos/Kykladen*; <http://www.baufo.ar.tum.de/index.php?id=115>
- Peiser, Benny Josef (1993): *Das Dunkle Zeitalter Olympias*; Lang, Frankfurt u. a.
- PHA s. Heinsohn/Illig: *Wann lebten die Pharaonen?*
- Riemschneider, Margarete (1950): *Homer. Entwicklung und Stil*; Koehler & Amelang, Leipzig
- samos = <http://www.in2greece.com/griechenland/samos.html>
- Sandars, Nancy K. (²1985): *The Sea Peoples. Warriors of the ancient Mediterranean 1250-1150 BC*; Thames & Hudson, London
- Schachermeyr, Fritz (²1979): *Die minoische Kultur des alten Kreta*; Kohlhammer, Stuttgart u.a.
- Scharlau, Astrid: „Ferienhäuser in Azalas“ [auf Naxos] (Internet-Site mit zahlreichen Fotoserien, etwa über die ‘mykenische Kirche’ Panagia Chrysopigi bei Apíranthos) http://azalos.de/blog/?page_id=406
- Scheib, Werner (2001): „Lob und Prügel sind unser Lohn“. Troia-Ausgräber Manfred Korfmann über sein Projekt, seine Kritiker und die Wahrheit über Troia; *Die Welt*, 26. 07. [im Internet]
- Schliemann, Heinrich (1878): *Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns*; Leipzig (Reprint 1964, WBG, Darmstadt)
- sciem2000 = *The synchronization of Civilizations in the Eastern Mediterranean in the 2nd Millennium BC* (Internet)
- Sperlich, Waltraud (2001): *Troja war nicht allein*; Thorbecke, Stuttgart
- Torr, Cecil (1988): *Memphis and Mycenae with supplementary material on the great chronology debate*; Hgg. Rohl, David / Durkin, Martin; ISIS ('1896)
- Velikovskiy, Immanuel (1974): *The Scandal of Encomi*; *Pensée*, IV (5) 21-23
- (1973): *Astronomy and Chronology*; *Pensée*, III,2 38-49
- (1945): *Theses for the Reconstruction of Ancient History*; New York
- VVZ s. Illig: *Veraltete Vorzeit*
- Webster, Thomas B. L. (1960): *Von Mykene bis Homer. Anfänge griechischer Literatur und Kunst im Lichte von Linear B*; Oldenbourg, München · Wien
- Wehgartner, Irma (1993): *Die Etrusker und Europa · Paris 1992 · Berlin 1993*; Mailand
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Wood, Michael (1985): *Der Krieg um Troja. Geschichte der Stadt, ihre Wiederentdeckung und der neuesten Grabungen*; Umschau, Frankfurt/M.

Zur Idee der chronologischen Verkoppelung von *Caracalla* und *Diocletian* bei Mathias Dumbs

Einspruch von Marianne Koch

Seine Hypothese, *Diocletian* müsse zeitlich *Caracalla* unmittelbar folgen, belegt Mathias Dumbs [2014] u.a. mit Argumenten aus der römischen Rechtsgeschichte, die nach meiner Meinung kritisierbar sind:

1. verkürzt und verändert er die Kernaussage seines Referenzautors Franz Wieacker,
2. übersieht er die Gesetzessammlung des *Codex Gregorianus*, der die traditionelle chronologische Reihenfolge der Mehrzahl der Kaiservorgänger *Diocletians* bestätigt.

Dazu soll der Hintergrund kurz aufgehellert werden.

Dumbs ältere *Zeitensprünge*-Beiträge seit 2011 nähren allgemeine Zweifel am überlieferten Constantinsbild aus archäologischer Sicht [Dumbs 2011; 2012a; 2012b]. Es kommt der Verdacht auf, dass Leistungen des Kuppelbauers *Diocletian* seinem kaiserlichen Nachfolger *Constantin* eingepasst worden sind. Verschwinden von Kuppeltechnik und Aufkommen einer „Spolienarchitektur“ könnten Hinweise auf einen weit größeren gesellschaftlichen Bruch zwischen *Diocletian* und *Constantin* geben, als aufgrund der Zulassung christlicher Gemeinden unter *Constantin* traditionell angenommen wird.

In seinem Artikel „Neudatierungen beim Römischen Reich des 3. und 4. Jahrhunderts“ [Dumbs 2014] verstärkt und erweitert der Autor diese Zweifel mit Argumenten aus der römischen Rechtsgeschichte des 2. bis 6. Jh., die seiner Ansicht nach die traditionelle chronologische Reihenfolge der Constantinsvorgänger zwischen *Caracalla* und *Diocletian* generell in Frage stellen. Seine Lösungsthese behauptet, *Caracalla* (211–217) und *Diocletian* (284–305) folgen zeitlich unmittelbar aufeinander, und die ca. 70 Jahre Diskrepanz zwischen ihnen, die traditionell den letzten beiden „syrischen“ Severern und den Soldatenkaisern zugeordnet werden, seien chronologisch verschoben.

Aus archäologischer Sicht hebt Dumbs die bekannte Feststellung hervor, dass der Kuppelbau mit der Maxentiusbasilika (Konstantinsbasilika) und den *Diocletiansthermen* zu Beginn des 4. Jh. abbricht und in der neuen römischen Hauptstadt Byzanz nicht zeitgleich auftaucht. Kuppelbauten spielen dort erst ca. 200 Jahre später unter *Justinian* eine Rolle, allerdings in anderer technischer Ausführung. Die zahlreichen dem christenfreundlichen Kaiser *Constantin* zugeschriebenen Kirchenbauten erscheinen in Anbetracht seiner Privile-

gierung des Christentums wenig spektakulär und sind architektonisch-technisch ein Rückschritt. Weitere Verwunderungen über Spolieneinbauten an Roms Konstantinsbogen verstärken die Zweifel an *Constantins* überlieferter Geschichtsmächtigkeit.

Im neuen Artikel geht Dumbs über seine bisherigen Erklärungsansätze für Veränderungen von Bautraditionen als Anzeichen eines Zivilisationsbruchs hinaus. Indem er seine Suche nach gesamtgesellschaftlichen Belegen hierfür auf Ziegelstempellücken und auf Entwicklungen des Römischen Rechts im 3. und 4. Jh. ausdehnt, findet er scheinbar eindeutig bestätigende Anhaltspunkte bei seinem Referenzautor Franz Wieacker [2006 §§ 44-65], der entgegen der Mehrheit älterer Rechtsgeschichtler „nicht von einem abrupten und jähem Ende der klassischen Fachjurisprudenz ausgehe“, dem ein „für ihn [Wieacker; M.K.] jedoch unmöglicher gewaltsamer Versuch Diocletians zur Restauration des klassischen Privatrechts gefolgt sei“ [Dumbs 2014, 706 f.]. Hintergrund ist die Überzeugung der herrschenden Lehre (hL) in der juristischen Romanistikforschung, dass die klassische Literaturproduktion namentlich bekannter Juristen mit der Generation um *Modestin* ca. 235 abbricht, obwohl unter Diocletian mit den Konstitutionensammlungen von *Gregorian* und *Hermogenian* letztmalig vor *Justinian* zwei weitere Juristennamen isoliert überliefert sind. Die hL erwägt unterschiedliche Gründe, warum in der Zeit der Soldatenkaiser (235–284) keine Juristen erwähnt werden [s. Koch 324-328].

Gegen eine derartige Fixierung auf tradierte Namen als Inbegriff der römischen Fachjurisprudenz argumentiert Wieacker auf beinahe 200 Seiten seines Werkes [§§ 44-65, S. 28-200]. Nach seiner Meinung erschöpft sich die römische Fachjurisprudenz nicht in der theoretisch-praktischen Rechtsbildung und -fortschreibung durch die bekannten Klassiker, die über die justinianischen Kodifikationen unbestritten bis in unsere aktuellen Rechtsordnungen fortwirken. Nach ihm gibt es daneben selbstverständlich ein Meer von anonymen juristischen Vertrags- und Prozessberatern ebenso wie den Juristenstab von Kaiser, Statthaltern, Kommunen und Politikern als Konsiliare. In entsprechenden Gremien und Kanzleien, besonders in den politisch führenden Herrscherbüros „*ab litteris*“ und „*ab epistulis*“, bearbeiten und verfassen amtliche Fachjuristen gesetzesgleiche Verordnungen (Subskripte), Entscheidungen (Reskripte) und verwaltungsinterne Anweisungen (Mandate) in kaiserlichem Namen. Logischer Weise sind solch kaiserliche Beamte weitgehend anonym, aber sie verantworten inhaltlich das stetige, immer massivere Vordringen von zentralisierter Rechtsetzung als *Kaiserrecht* gegenüber gleichzeitig bestehendem *Juristenrecht* (*Honorarrecht*). Endgültig setzt sich das *Kaiserrecht* allerdings erst mit den Kodifikationen *Justinians* als ausschließlicher Rechtsquelle durch [Überblick Koch, 306 f.].

Einzelne Namen von kaiserlichen Beratern und Kanzleileitern begegnen uns in der juristischen Hoch- und Spätclassik zwar durchaus auch als öffentliche Rechtsinterpreten. Z.B. erstellt *Salvius Julianus* im Auftrag *Hadrians* ca. 130 das *Ständige Edikt*; damit verwandeln sich die jährlichen Rechtsweisungen und Prozessformulare der Prätores von *Honorarrecht* /*Juristenrecht* in *Kaiserrecht*. Anschließend publiziert *Julianus* mit seinen *Digesten* ein großes kommentierendes Sammelwerk, in dem *Kaiserrecht* und *Juristenrecht* miteinander verquickt sind. So wird er zum Gründungsvater eines erneuerten *Juristenrechts*. Auch die Spätclassiker *Papinian*, *Ulpinian*, *Julianus Paulus* werden sowohl aufgrund ihrer Beamtenkarrieren wie ihrer Veröffentlichungen erinnert. Aber diese verschwindend geringe Juristenzahl verkörpert nicht den Normalfall hauptstädtischer und provinzieller römischer Fachjurisprudenz. Die Mehrheit der Fachleute bleibt über Jahrhunderte anonym und übt gleichwohl tagtäglich juristisches Handwerk aus. Das juristische Fachwissen verschwindet keineswegs mit den großen Klassikernamen.

Allerdings verändert die zunehmende Provinzialisierung des römischen Reiches den juristischen Literaturbedarf radikal – spätestens, seitdem *Caracallas Constitutio Antoniana* (212) jedem Freien, der in Rom oder den Provinzen geboren ist, das römische Vollbürgerrecht zugesteht. Besonders für diese Neubürger braucht man schlichte Sammlungen von geltendem Recht in Form von Kompendien über prozessfeste Ergebnisse der ‘Klassikerwerke’, doch ohne deren theoretischen Diskussionsballast. Schon die Spätclassiker bedienen dieses Bedürfnis teilweise; sie stellen seltener Problemanalysen zur Diskussion, sondern liefern vielmehr Auflistungen gerichtswirksam bewährter Lösungswege. Darüber hinaus benötigt man Rechtssammlungen des geltenden *Kaiserrechts*. Dazu gehören Kanzleiprodukte wie Subskripte und Reskripte sowie rechtlich relevante kaiserliche Senatsverlautbarungen, die unter dem Begriff *Konstitutionen* zusammengefasst werden. Die frühesten uns überlieferten privaten *Konstitutionen*-Sammlungen erscheinen zur Zeit *Diocletians* unter den letztbekanntesten Juristennamen von *Gregorianus* (nach 291) und *Hermogenianus* (um 300). Die späteren kaiserlichen Sammlungen *Codex Theodosianus* (438/39) und *Codex Justinianus* (529/34) schöpfen aus ihnen. Sie halten sich formal an die chronologische Gliederung innerhalb von Einzeltiteln gemäß dem Aufbau des *Gregorianus* [Wieacker § 60 III 2, S. 169].

Soweit zur stichpunktartigen Aufhellung des rechtsgeschichtlichen Hintergrunds, den Dumbs dem Leser leider vorenthält, obwohl dies für Wieackers Argumentationskette essentiell ist. Dumbs übergeht Wieackers Kritik am Fachjuristenbegriff der hL völlig und übernimmt deren Fixierung auf die Klassikernamen. Die bei Wieacker aufwändig festgestellte reichsrechtliche Relevanz anonymer Fachjuristen neben und ohne ‘Klassiker’ wird in Dumbs’ Text [2014, 707] nur kurz angerissen und erscheint beinahe wie eine verlegene

Hilfshypothese. Dumbs' Personalisierung verkürzt die Wieackersche Kernaussage über Entwicklungszusammenhänge allein auf den Wissenstransport der überlieferten Namensträger untereinander. Nur so kann er *Caracalla*- und *Diocletian*-Zeit unmittelbar aneinander koppeln. Offenbar gibt es bei ihm keine Weitergabe des juristischen Handwerks ohne Klassikerkult. Indem er die tägliche Rechtspraxis in Gesetzgebung und vor Gericht vernachlässigt, kann er die Existenz der römischen Gesellschaft unter den Soldatenkaisern als chronologisches Zwischenglied in Frage stellen. Als Leser erwarte ich bei einer derartigen Behauptung zumindest einen kurzen inhaltlichen Einblick in Stoff und Argumentation des Referenzautors und eine Begründung, warum dessen Ergebnis selektiv verstümmelt wird. Ich möchte solch einen Gedankengang nachvollziehen können, nicht einfach nur glauben.

Die Vernachlässigung der konkreten Rechtsinhalte einzelner klassischer Werke ist im Allgemeinen für Dumbs' *Zeitensprünge*-Beitrag unerheblich. In Anbetracht seiner Hypothese von einer chronologischen Verschiebung der Soldatenkaiser irritiert es allerdings erheblich, wenn Dumbs den *Codex Gregorianus* überhaupt nicht erwähnt, geschweige denn inhaltlich problematisiert! Dieser Codex enthält nämlich die Konstitutionen von *Hadrian* bis einschließlich der frühen *Diocletians* bis 291 (*); sie sind innerhalb der Titel nach Konsulatsjahren geordnet. Nicht von allen, aber von vielen Soldatenkaisern sind Reskripte aufgenommen. Einige dieser kaiserlichen Entscheidungen aus den Beamtenbüros sind zusätzlich als epigrafische Inschriften sogar mit Jahreszahl erhalten: *Gordian* an die Skaptoparener (238) zum Personalstatus; *Philipp Arabs'* Araguener Petition; *Aurelians* Privilegienbestätigung für einen Dionysosverein [Wieacker § 601, S. 166].

Das Römische Recht belegt die These einer Ankoppelung der Diocletianszeit an die Zeit Caracallas keineswegs! Der Codex Gregorianus widerspricht einer derartigen Behauptung diametral.

* In meinen Aufsatz zu römischen Rechtspflegeentwicklungen hat sich [2012, 326] ein ärgerlicher Druckfehler eingeschlichen. Im Zusammenhang mit der Erläuterung des *Codex Gregorianus* lautet die Jahreszahl nicht 391; vielmehr ist **291** richtig!

Literatur

- Dumbs, Mathias (2011), Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr., *Zeitensprünge* 23 (3) 581-610
- (2012a), Zur Datierung des Konstantinsbogen in Rom, *Zeitensprünge* 24 (1) 18-28
 - (2012b), Der Konstantinsbogen in Rom als posthumes Monument, *Zeitensprünge* 24 (2) 292-305

- (2014), Neudatierungen beim Römischen Reich des 3. und 4. Jahrhunderts, *Zeitensprünge* 26 (3) 701-730
- Koch, Marianne (2012), Römische Rechtspflegeentwicklungen von Augustus bis Justinian, *Zeitensprünge* 24 (2) 306-334
- Wieacker, Franz (2006), Römische Rechtsgeschichte II Die Jurisprudenz vom frühen Prinzipat bis zum Ausgang der Antike im weströmischen Reich und die oströmische Rechtswissenschaft bis zur justinianischen Gesetzgebung. Ein Fragment aus dem Nachlass, hrg. Josef Georg Wolf, München

MarianneKoch1@gmx.de

Soldatenkaiser in kaiserlichen Rechtsentscheidungen

Eine Erwiderung auf Marianne Koch
von Mathias Dumbs

Im vorausgehenden Heft stellte der Autor Überlegungen dazu an, wie der Übergang von der klassischen römischen in die christliche spätantike Kaiserzeit chronologisch neu geordnet werden könnte. Marianne Koch meldet hiergegen in diesem Heft aus rechtsgeschichtlicher Sicht Widerspruch an. Das zwingt zu einem genaueren Blick auf die überlieferten kaiserlichen Rechtsentscheidungen aus dieser Zeit, denen nach einer sorgfältigen chronologiekritischen Prüfung vielleicht interessante Beweise für die Abfolge der römischen Kaiser entnommen werden können.

1. Kernaussagen der Veröffentlichung von Dumbs

Im letzten Heft stellte der Autor Ideen vor, wie man sich den Übergang von der klassischen Kaiserzeit in deren nachklassische christliche Phase vorstellen könne. Als Grundlage hierfür dienten ihm unter anderem die Beobachtungen, dass die klassische kaiserzeitliche Architektur stilistisch homogene Bauwerke, die vermutlich nachklassische hingegen Kirchenbauten hervorbrachte, die wesentlich durch die Verwendung von Spolien geprägt sind. In Fortführung früherer Überlegungen zeigte er außerdem genauer auf, warum Zweifel daran bestehen, dass die Konstantin zugeschriebenen Kirchenbauten tatsächlich von ihm errichtet worden sind [Dumbs, 3/2011, 591 ff.; 1/2012, 18 ff.; 2/2012, 292 ff.; 3/2014, 701 ff.].

In diesem Rahmen erwog der Autor einerseits die Möglichkeit, dass die Soldatenkaiser chronologisch nicht *vor*, sondern *nach* Diokletian zu verorten wären, andererseits die Frage, ob sich das Christentum nicht erst an der Wende vom 4. zum 5. Jh. offiziell durchgesetzt haben könnte und die großen Kirchenbauten, also die „Spolienarchitektur“, somit erst mit dem Ende, nicht schon mit dem Anfang des 4. Jh. einsetzten. Daraus ergab sich dann versuchsweise folgende Modellvorstellung:

Diokletian folge möglicherweise direkt auf Caracalla; er sei dann die große Übergangsfigur am Ende des klassischen Kaiserreichs; Konstantin I. komme keine entscheidende Rolle im Übergang vor; der eigentliche Einbruch der klassischen Kultur erfolge nach Diokletian; der kulturelle Wiederaufstieg der Spätantike beginne am Ende des 4. Jh.; er halte im Westen nicht an, im Osten gipfele er in Justinian I.

2. Gegenstand des Widerspruchs von Koch

Gegen diese Vorstellung meldet Koch in diesem Heft für die Zeit der Soldatenkaiser punktuellen Widerspruch an. Heribert Illig hat dem Autor die Erwiderung vorweg zugänglich gemacht, so dass die Möglichkeit entstand, hierzu – trotz aller zeitlichen Beschränkung – kurzfristig eine erste Stellungnahme abzugeben.

Der Autor stützte seine Überlegungen dazu, dass Diokletian direkt auf Caracalla folgen könnte, unter anderem darauf, dass in diesem Zeitraum nach Coarelli keine Ziegelstempel vorkämen, und dass die große Tradition der juristischen Hochkultur während der Zeit der Soldatenkaiser abbreche, dann aber unter Diokletian nochmals auflebe, um dann endgültig unterzugehen. Nach einem solchen, doppelt veranschaulichten Kultureinbruch sei die kurze Glanzzeit unter Diokletian, aber auch noch unter Maxentius, die die alte Kultur nochmals grandios weiterführte, nur schwer vorstellbar. Für die juristische Gedankenführung bezog sich der Autor vor allem auf Analysen des Rechtsgeschichtlers Franz Wieacker.

Koch wirft dem Autor Fehler im juristischen Teil seines Argumentationsgangs vor. Wieacker werde als Referenzautor missbraucht, wenn er als Kronzeuge für einen juristischen Kultureinbruch nach Caracalla dienen solle. Sein Anliegen sei im Gegenteil, die grundlegende Bedeutung anonym gebliebener Juristen herauszustellen. Diese reichten in der Zeit der Soldatenkaiser als juristische Kulturträger völlig aus. Daneben wirft sie dem Autor vor, einen juristischen Codex, den *Codex Gregorianus*, nicht problematisiert zu haben, der unter Diokletian verfasst worden sei. In diesem seien Rechtsentscheide der Soldatenkaiser chronologisch geordnet und oft sogar datiert worden.

„Einige dieser kaiserlichen Entscheidungen aus den Beamtenbüros sind zusätzlich als epigrafische Inschriften sogar mit Jahreszahl erhalten: Gordian an die Skaptoparener (238) zum Personalstatus; Philipp Arabs' Araguener Petition; Aurelians Privilegienbestätigung für einen Dionysosverein [Wieacker § 60 I, S. 166]“. (Koch, s. S. 78)

Das römische Recht stütze die These von der Ankopplung der Diokletianszeit an die Zeit Caracallas daher nicht; der *Codex Gregorianus* widerspreche ihr sogar diametral.

3. Unterschiede von juristischer Hoch- und Allgmeinkultur

Wieacker war zeitlebens von den geistigen Glanzleistungen der Menschheit fasziniert. Das zeigt sich exemplarisch an seinem berühmtesten Werk, seiner *Privatrechtsgeschichte der Neuzeit*. In ihr stellt er die geistigen Impulsgeber für die Entwicklung des modernen Zivilrechts über die Jahrhunderte hinweg dar. Es ist schwer vorstellbar, dass dieser Autor die Leistungen der Masse

anonymer Juristen, die die notwendige Alltagsarbeit teilweise sicher brillant verrichteten, als gleichwertig zu den geistigen Spitzenleistungen ansah. Auch aus den vom Autor zitierten Passagen der *Römischen Rechtsgeschichte* Wieackers spricht vielmehr der Respekt und die Bewunderung für die grandiosen Leistungen herausragender Persönlichkeiten [Wieacker 2006, 159 unter § 58 IV 3]. Beide Ebenen der juristischen Arbeit und Entwicklung können daher in Wieackers Werk sicherlich nicht in dem Maße gleichgesetzt werden, wie Koch dies tut. Beide ergänzten sich vielmehr; ohne einen soliden juristischen Grundstock sind einerseits die geistigen Hochleistungen der besten Juristen nicht möglich; andererseits stellen diese eine eigenständige kulturelle Errungenschaft dar.

Für seinen Gedankengang kommt es dem Autor auf das genaue Verhältnis der bekannten Elite zur anonymen Masse nicht entscheidend an. Unstreitig ist, wie auch Koch festhält, dass diese juristischen Hochleistungen vor der Zeit der Soldatenkaiser enden. Unter Diokletian sind dann nochmals berühmte Juristen bekannt, zu denen auch der von ihr erwähnte Gregorius beziehungsweise Gregorianus gehört – der genaue Name des Verfassers ist allerdings nicht gesichert [Wieacker 2006, 169]. Wieacker sieht, wie die herrschende juristische Lehre, diesen Einbruch in der juristischen Hochkultur der klassischen Kaiserzeit. Die streitige Frage ist, wie das Wiederaufleben dieser Kultur unter Diokletian möglich gewesen ist, wie also die Kontinuität juristischen Denkens gewahrt werden konnte, die für dieses Wiederaufleben notwendig gewesen ist. Der vom Autor erwähnte Kultureinbruch, den er mit den fehlenden Ziegelstempeln parallel setzte, wird also auch von Wieacker dargestellt; er reicht in seiner Darstellung allerdings bei weitem nicht so weit, wie dies die herrschende juristische Lehre vertritt. Für mehr hat der Autor das Werk jedoch auch nicht zitiert.

Im Übrigen ist es für die Chronologiekritik typisch, wenn nicht sogar zwingend, dass bisherige Forschungsergebnisse ‘gegen den Strich’ gelesen werden. Historiker versuchen in der Regel stets, ein Bild des von ihnen beschriebenen geschichtlichen Zeitraums zu zeichnen. Dieses gründet zwangsläufig, soweit sie nicht selbst zu den Chronologiekritikern gehören, auf der herkömmlichen Geschichtsschreibung. Wieacker ist da keine Ausnahme. Er beobachtet Verwerfungen und Widersprüche aber aufmerksamer als viele dar. Für die Chronologiekritik treten vielfach eher diese Probleme, die Unstimmigkeiten im Geschichtsbild in den Vordergrund. Natürlich darf kein Werk entgegen seiner Aussagen zitiert werden; eine kritische Distanz ist aber notwendig, um die chronologischen Prämissen der herkömmlichen Geschichtsschreibung nicht unhinterfragt zu übernehmen. Die Zitate des Autors aus Wieacker überschreiten aus seiner Sicht diese Grenzen nicht.

Hinzu tritt schließlich das Problem, dass selbst chronologiekritisch Eingestellte teilweise herkömmliche Prämissen zur Datierung übernehmen, ohne dies zu merken. Umgekehrt besteht immer die Gefahr, im Rahmen einer ergebnisoffenen Prüfung Realitäten zu weitgehend in Frage zu stellen. Wie die Wirklichkeit tatsächlich ausgesehen hat, ergibt sich dabei häufig nur auf dem Umweg über Irrtümer. Ob den überlieferten Informationen dabei am Ende ein realistisches Bild entnommen wird, lässt sich in manchen Bereichen wohl nie mehr feststellen.

4. Ungeklärte Prämissen in der Rekonstruktion des *Codex Gregorianus*

Schwer beurteilen lässt sich ohne vertiefende Studien, ob der *Codex Gregorianus* die Überlegung des Autors, dass Diokletian auf Caracalla gefolgt sein könnte, zwingend widerlegt. Zumindest dem Wieacker kann ein solcher Widerspruch bei einer kritischen Prüfung seiner Ausführungen nicht ohne weiteres entnommen werden. Denn zu den hier interessierenden Fragen sind die Auskünfte Wieackers zu kurz und nicht eindeutig genug.

Beim *Codex Gregorianus* habe es sich um die erste systematische Sammlung von kaiserlichen Entscheidungen zum gesamten römischen Recht unter Einschluss des Strafrechts gehandelt. Laut Wieacker reichten die aufgearbeiteten Entscheidungen aus der Gegenwart des Autors unter Diokletian bis auf Hadrian zurück. Es sieht allerdings so aus, wie wenn sich diese Sammlung nicht erhalten hat; sie wird wohl aus verschiedenen späteren Quellen, darunter vor allem dem *Codex Justinianus* aus dem *Corpus Juris Civilis* von Justinian rekonstruiert. Wie weitgehend diese Rekonstruktion gelingt, wie gesichert sie ist und welche Informationen ihr dann genau entnommen werden können, lässt sich zumindest dem sehr ausführlichen Werk von Wieacker, aber auch den Ausführungen Kochs nicht entnehmen. Der *Codex Gregorianus* scheint grundlegende Pionierarbeit geleistet zu haben; im Gegensatz dazu stehen die wenigen gefestigten Angaben, die bei Wieacker über ihn zu finden sind [Wieacker 2006, 169 f.; auch 1988, 176 f.; vgl. auch Härtel, 8 f., 22; Kunkel/Schermaier, 203 f.].

Für den *Codex Gregorianus* gilt damit wohl in besonderem Maße ein Problem, das Wieacker generell bei der Rekonstruktion der römischen Rechtsgeschichte sieht, nämlich dass die Überlieferung der Originalquellen äußerst lückenhaft ist und noch dazu durch den Überlieferungsvorgang, darunter vor allem durch spätere Veränderungen („Interpolationen“) verfälscht worden sein kann. Wie weit diese Fälschungen reichen, lässt sich dabei vielfach nicht mehr beurteilen. Die römische Rechtsgeschichte beruht daher in vielerlei Hinsicht, gerade auch in den Details auf Spekulation [Wieacker 1988, 173 ff. unter § 8 IV, darin u.a. 174 Fn. 90, 177 mit Fn. 98]. Der *Codex Gregorianus* ist somit zur Widerlegung der These des Autors nur mit Vorsicht zu

genießen; es muss sichergestellt werden, dass nicht herkömmliche Überlegungen zur Chronologie in seine Rekonstruktion mit eingeflossen sind. Dann würde nämlich letztlich die bisherige Chronologie als Argument gegen die neue dienen; nötig sind jedoch von ihr unabhängige Informationen. Ohne eine genaue Kenntnis dessen, was der *Codex Gregorianus* enthielt, und welche Prämissen in seine Rekonstruktion einfließen, ist dieses Werk für chronologische Überlegungen daher nicht sicher zu gebrauchen. Diese Informationen enthält jedoch der Wieacker nicht; von seinem Standpunkt aus bestand wohl keine Veranlassung, hierzu Näheres auszuführen [Wieacker 2006, 74, auch 196 ff.].

5. Belege für die Soldatenkaiser mit Jahreszahlen

Wenig aussagekräftig per se ist auch die Aussage von Koch (s. S. 78), dass „einige dieser kaiserlichen Entscheidungen aus den Beamtenbüros [...] zusätzlich als epigrafische Inschriften sogar mit Jahreszahl erhalten“ seien: „Gordian an die Skaptoparener (238) zum Personalstatus; ...“

Die damalige Zeit kannte noch keine durchgängigen Datierungen auf der Zeitachse, vielmehr war üblich, dass die Zeitzählung in Regierungsjahren der jeweiligen Kaiser erfolgte. Sie fing somit mit jedem Regierungswechsel wieder bei Null an. Bei der Zahl 238 handelt es sich damit ebenfalls um eine Rekonstruktion. Es steht daher zu vermuten, dass die im *Codex Gregorianus* und andernorts benutzten Datierungen isoliert keine chronologiekritische Aussagekraft haben.

6. Chronologische Ordnung der Rechtsentscheidungen in den Codices

Innerhalb der jeweiligen Titel des Codex seien die Entscheidungen allerdings chronologisch geordnet gewesen; dies entspräche den späteren Kaisercodices [Koch; Wieacker 2006, 169, vgl. auch 196 unter § 64 III 3]. Somit könnte die Abfolge der aufgeführten Entscheidungen verlässlichere Hinweise darauf ergeben, wann die Soldatenkaiser geherrscht hätten. Mit ihr ließe sich vielleicht beweisen, dass die Zeit der Soldatenkaiser tatsächlich zwischen Caracalla und Diokletian zu verorten ist.

Auch hier bleibt allerdings eine genauere Prüfung notwendig. Woraus ergibt sich, dass der *Codex Gregorianus* schon dieses Prinzip der Ordnung hatte? Was genau ist von der chronologischen Ordnung des *Gregorianus* überliefert? Ist auszuschließen, dass in späteren Zeiten, insbesondere unter Justinian, Änderungen an der Chronologie vorgenommen wurden [andeutungsweise Wieacker 2006, 196 unter § 64 III 3, 199 unter § 64 IV 2]? Was gibt es an unabhängigen Zeugnissen für die Abfolge der Kaiser, beispielsweise an Kaiserlisten?

In Byzanz gab es sicherlich ein Bedürfnis nach Legitimation, um die Rechtsnachfolge zur früheren Hauptstadt Rom sicherzustellen und an ihre

Stelle zu treten. Gerade Justinian mit seinem Rückeroberungsprogramm für den an die Germanen verlorenen Westen dürfte ein solches Bedürfnis gehabt haben. Wenn es richtig wäre, wie der Autor erwog, dass sich Byzanz erst nach Konstantin zur Hauptstadt Ostroms entwickelt hat, dann wäre es denkbar, dass Justinian daran interessiert war, sich durch ein Aufbauschen von Konstantin und der Zuschreibung der Hauptstadtfunction zu diesem Kaiser selbst zu legitimieren.

Könnte Justinian, vielleicht zuvor schon Theodosius II., in diesem Rahmen ein Interesse daran besessen haben, dabei auch die Soldatenkaiser zeitlich zu verschieben? Wäre es überhaupt möglich gewesen, so gravierende Eingriffe in die Chronologie, wie die These des Autors zur Folge hätte, schon in der Antike vorzunehmen?

7. Auswertung als Szenario

Vor dem Hintergrund der begrenzten Information, die dem Autor in der Kürze der Zeit greifbar war, bleibt folgendes Szenario nicht ganz auszuschließen: Die Soldatenkaiser hätten, wären die Überlegungen des Autors aus dem vorausgegangenen Heft der *Zeitensprünge* richtig, nach Diokletian geherrscht. Die im *Codex Justinianus* überlieferten Rechtsentscheidungen der Soldatenkaiser (bzw. ihrer Juristen) wären noch nicht im *Codex Gregorianus*, sondern erst im *Codex Justinianus* enthalten gewesen. Die Annahme, dass sie schon im *Codex Gregorianus* aufgenommen waren, beruhte dann auf einer fehlerhaften Rekonstruktion.

Weil der *Codex Gregorianus* nach Wieacker die Zeit von Hadrian bis Diokletian abdeckt, könnten die Soldatenkaiser wegen der herkömmlichen Datierungen wie selbstverständlich dem *Codex Gregorianus* zugeschrieben worden sein. Hätten sie jedoch erst später gelebt, und wäre beispielsweise dem *Codex Justinianus* nicht sicher zu entnehmen, welche seiner Inhalte schon im *Codex Gregorianus* enthalten waren, so hätte der *Gregorianus* die systematische Ordnung der kaiserlichen Entscheidungen noch ohne die späteren der Soldatenkaiser angelegt. All dies lässt sich mit Hilfe des Wieacker und anderer, dem Autor in der Kürze der Zeit zugänglichen Quellen nicht prüfen.

Dem Autor steht eine erheblich gekürzte Fassung des *Codex Justinianus* in deutscher Übersetzung zur Verfügung. Dort sind die überlieferten Datierungen der kaiserlichen Rechtsentscheidungen ebenfalls in der Zeitzählung nach Christus wiedergegeben. Zugleich wird jeweils angegeben, aus welchen anderen überlieferten Rechtssammlungen diese Entscheidungen noch bekannt sind. Für die hier aufgeführten Rechtssprüche verschiedener Soldatenkaiser sind nirgends ergänzende Fundstellen aufgeführt, vor allem auch keine aus

dem *Codex Gregorianus*. Das könnte dafür sprechen, dass es keine gesicherte Überlieferung gibt, die diese Entscheidungen schon dem *Codex Gregorianus* zuordnet und somit zwingend ergibt, dass die Soldatenkaiser zeitlich vor Diokletian anzusiedeln sind.

Andererseits werden die Entscheidungen verschiedener Soldatenkaiser im *Codex Justinianus* stets vor Diokletian erwähnt. Sollte sich für die Überlegungen, dass Justinian die Abfolge der Kaiser in seinem Codex ändern ließ, kein konkreter Anhaltspunkt finden, so ließe sich die These des Autors, dass auf Caracalla direkt Diokletian gefolgt sei, wohl nicht sinnvoll weiter vertreten. Dieses Argument würde dann allerdings wegen der schlechten Überlieferungslage weniger aus dem *Codex Gregorianus* selbst folgen, sondern sich in erster Linie aus den späteren, besser erhaltenen Codices und ergänzenden Überlegungen ergeben, warum diese Texte in dieser Hinsicht keinen größeren Eingriffen unterlagen.

8. Folgefragen

Der Kern von Kochs Kritik liegt für den Autor somit darin, dass sie einen Hinweis auf die Kaiserabfolgen in den erwähnten Codices, darunter vor allem im am besten erhaltenen *Codex Justinianus* gibt. Darin läge in dem Maße, in dem hieran mögliche Zweifel beseitigt werden können, auch ein Argument gegen umfassendere Versuche, Teile der Spätantike durch Parallelführungen zu verändern. Die Verlässlichkeit der Kaiserabfolgen ist daher chronologiekritisch so genau zu prüfen, dass sich beurteilen lässt, einen wie festen Grund die Kaisercodices für Datierungsfragen in Wirklichkeit bieten. Sollte sich dabei ihre Verlässlichkeit bestätigen, so ließe sich daraus vielleicht ein weitreichendes Argument für alle Debatten um Neudatierungen in der Spätantike gewinnen, soweit die hierfür verwertbaren Aussagen aus den Kaiserentscheidungen reichen.

Im *Codex Justinianus* werden auch Rechtsentscheidungen von Konstantin I. erwähnt. Für diese enthält die gekürzte deutsche Übersetzung, die dem Autor zur Verfügung steht, auch Hinweise auf den *Codex Theodosianus*. Beide Codices ließen sich unter der Prämisse, dass sie chronologiekritischer Prüfung standhalten, dann auch zur Überprüfung der Thesen benutzen, die der Autor zu Konstantin I. aufstellt. Hierfür wäre allerdings speziell zu fragen, ob nicht Theodosius II, der den *Codex Theodosianus* herstellen ließ, als erster auf Ostrom beschränkter großer Kaiser ein solches Legitimationsbedürfnis besaß, dass er die Kaisersammlungen zu diesem Zweck verändern ließ. Es müsste möglichst ausgeschlossen werden, dass er auf diese Weise Konstantin I. zu einer Legitimationsfigur aufbaute, die er so zuvor vielleicht nicht war.

Sollte sich die Auffassung, die Koch vertritt, bestätigen, so wären die Bedenken des Autors dagegen, dass der Übergang von der klassischen in die christliche Kaiserzeit chronologisch richtig dargestellt wird, auf einer weit weniger radikalen Grundlage zu prüfen. Die schon geäußerten Zweifel am bisherigen Geschichtsbild würden hierdurch genauer verortet, damit besser eingegrenzt und hierüber weiter geklärt. Für die Streitigkeiten, die sich um den Zusammenbruch der heidnisch geprägten spätantiken Kultur ranken, wäre vielleicht ein etwas festerer Grund gelegt.

9. Zusammenfassung

Dem Widerspruch Kochs gegen den Aufsatz des Autors lässt sich nicht entnehmen, ob er ausreichend von den gängigen chronologischen Vorstellungen abstrahiert. Auf Wieackers Einstellung zum Verhältnis der namentlich bekannten juristischen Elite zu den anonym gebliebenen Juristen kommt es in der Argumentation des Autors nicht entscheidend an. Hochinteressant ist hingegen die in diesem Rahmen aufgekommene Frage, ob die Abfolge der kaiserlichen Rechtsentscheidungen insbesondere im *Codex Justinianus* einer chronologiekritischen Prüfung standhält. Ist dies der Fall, so wäre damit allerdings ein wesentliches Argument gegen Teile der Thesen des Autors, aber auch gegen umfassendere Neudatierungsversuche in der Spätantike gewonnen. Damit lässt sich dem Widerspruch Kochs möglicherweise ein weitreichender Beitrag zur Chronologiedebatte der römischen Spätantike weit über ihre Kritik am Beitrag des Autors hinaus entnehmen.

Literatur

- Codex Justinianus* (1991), ausgewählt und herausgegeben von Härtel, Gottfried, und Kaufmann, Frank-Michael, Leipzig
- Dumbs, Mathias (2011), Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr., *Zeitensprünge* 23 (3) 581-610
- (1/2012), Zur Datierung des Konstantinsbogens in Rom, *Zeitensprünge* 24 (1) 18-28
 - (2/2012), Der Konstantinsbogen in Rom als posthumes Monument, *Zeitensprünge* 24 (2) 292-305
 - (3/2014), Neudatierungen beim Römischen Reich des 3. und 4. Jahrhunderts, *Zeitensprünge* 26 (3) 701-730
- Härtel, Gottfried (1991), Einleitung, in: *Codex Justinianus*, ausgewählt und herausgegeben von Härtel, Gottfried, und Kaufmann, Frank-Michael, Leipzig, 5-27
- Koch, Marianne (1/2015), Zur Idee der chronologischen Verkoppelung von Caracalla und Diocletian bei Mathias Dumbs, Einspruch, *Zeitensprünge* 27 (1) 75-79
- Wieacker, Franz (1967), *Privatrechtsgeschichte der Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Entwicklung*, Göttingen
- Wieacker, Franz (1988), *Römische Rechtsgeschichte, Quellenkunde, Rechtsbildung,*

Jurisprudenz und Rechtsliteratur, Erster Abschnitt, Einleitung, Quellenkunde, Frühzeit und Republik, München

Wieacker, Franz (2006), *Römische Rechtsgeschichte, Zweiter Abschnitt, Die Jurisprudenz vom frühen Prinzipat bis zum Ausgang der Antike im weströmischen Reich und die oströmische Rechtswissenschaft bis zur Justinianischen Gesetzgebung*, Ein Fragment, Aus dem Nachlaß von Franz Wieacker, herausgegeben von Joseph Georg Wolf, München

Mathias Dumbs, 79104 Freiburg, Fillibachstr. 17
ayumi.tdumbs@t-online.de

Trierische Hinweise zu Konstantin (*Trier IV*)

Karl-Heinz Lewin

Konstantinische Ziegelstempel und Münzfunde

Mathias Dumbs fragte sich [ZS 3/2014], „inwieweit Konstantin über Ziegelstempel als Bauherr nachweisbar ist“; „bei seiner Suche fand er keine entsprechenden Nachweise“ [Dumbs 701]. Dazu hatte ich 2012 geschrieben:

„An der Stelle der heutigen ‚Basilika‘, der evangelischen ‚Kirche zum Erlöser‘, wurde Anfang des 4. Jh. eine Aula Palatina (Palastaula) etwa gleichen Ausmaßes errichtet. Trotz der vielen Umbauten im Mittelalter und der zwei Neuerrichtungen im 19. und 20. Jh. sind noch (einige wenige) Reste der Mauern und des Außenputzes aus römischer Zeit *in situ* erhalten [K. 138].

»Für die Datierung berufen sich die Gelehrten normalerweise auf eine prägefrische Münze des Jahres 305 n. Chr., die 1937 im Mörtel einer Mauer der Vorhalle eingebettet gefunden worden war.« Eine »Reihe der Ziegelstempel von ADIV, ARMO, CAPIO und TAIN« zeigt »Parallelen zu Funden aus dem Kastell Köln-Deutz«. Dieses stammt »aus der Regierungszeit Konstantins des Großen« [K. 141], genauer aus den Jahren 307–310 [H. 224 f.], so dass plausibel »eine Errichtung der [Palastaula] etwa um die gleiche Zeit« angenommen wird [K. 141]. »Die an die umgebenden Portiken im Westen anschließenden Räume erhielten nach Aussage der Fundmünzen im Jahre 330/31 [...] ihren Boden. [...] der untere Heizboden der Basilika [wurde] ebenfalls nach Aussage der Fundmünzen erst nach 337/41 gegossen« [GW 151].“ [Lewin 2012, 141]

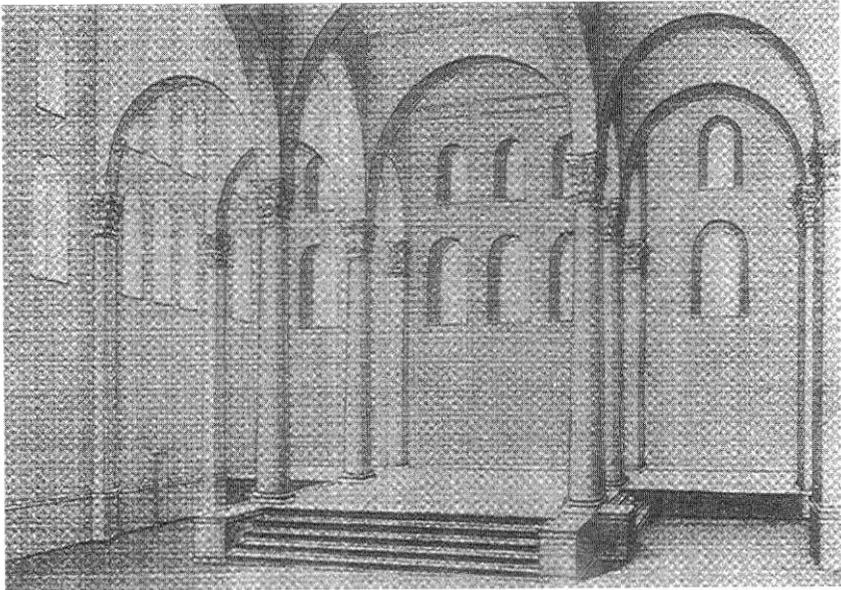
Bei der prägefrischen Münze handelte es sich um eine „des in Mailand residierenden Flavius Valerius Severus (305–307)“ [GW 151]. Über das Kastell in Köln-Deutz kann ich allerdings nur mit dem obigen Zitat von Kuhnen bürgen; der zur Zeitstellung des Kastells zitierte Heinen erwähnt die Ziegelstempel nicht. Die in den obigen Zitaten erwähnten Münzfunde geben uns Hinweise auf Konstantins Vorgänger und Nachfolger.

Fundort	Münzen, Münzherr	Dat.	Quelle
Unterste Ziegelschichten der Vorhalle der Palastaula	Flavius Val. Severus	305	[GW 151]
Portiken im Westen der Palastaula	Konstantin I.	330/31	[GW 151]
Heizboden der Palastaula	<i>ungenannt, vermutlich Konstantin II.</i>	337/41	[GW 151]

Konstantinische Großkirchen

Ebenfalls zur Zeit Konstantins wurde die sog. Doppelkirchenanlage errichtet, eigentlich eine Vier-Basiliken-Anlage, in der Reihenfolge SW-Basilika (ab 315), SO-Basilika, NW-Basilika. Die Münzfunde, die die Reihenfolge der Bauarbeiten belegen sollten, wurden von den Ausgräbern jedoch nicht sauber dokumentiert.

Die NO-Basilika wurde erst ab 340 gebaut, unter Konstantins Sohn Constans. Nachweislich als Kirche genutzt wurden die beiden Südbasiliken, während für die beiden Nordbasiliken in Frage gestellt werden muss, ob sie jemals fertiggestellt wurden, denn bereits 364 bis 383 wurde an der Stelle der NO-Basilika der sog. Quadratbau errichtet, dessen südliche und nördliche Außenmauern heute noch den mittleren Teil des Trierer Doms bilden. Die Basiliken waren nicht gekuppelt, sondern trugen hölzerne Kastendecken. Auch der Quadratbau trug keine Kuppel. Mit seinen riesigen Granitsäulen (über 1,5 m Durchmesser, 12 m hoch) und den über diesen 'schwebenden' Bögen vor den großen Fenstern wirkte er dennoch leicht und luftig, wie die folgende Abbildung zeigt.



„Trier, Frühchristliche Kirchenanlage, Quadratbau, Innenraumrekonstruktion nach J. N. von Wilmovsky“ [HAW 562, Abb. 16]

Die in der Rekonstruktion zu sehende Seitenwand links ist bis heute erhalten, die Säulen wurden aus den unter dem heutigen Boden liegenden Bruchstücken rekonstruiert, die Bögen der Seitenschiffe und die Ansätze der Bögen des Mittelschiffs wurden bei Restaurierungsarbeiten unter den Putzschichten gefunden. Die geziegelten Bögen sind auf einem gezeichneten Schnitt in meinem Artikel zum Dom abgebildet [Lewin 3/2005, 678, Abb. 5; aus Ronig 6].

Die Konstruktion dieses Baus unterscheidet sich deutlich von den kurz vorher erbauten oder nach meiner Vermutung zum Teil nur begonnenen vier Basiliken, deren erhaltene Fundamente manchen Kritikern denen von Marktbasiliken des 1. oder gar des -1. Jh. zu sehr ähneln. Ihre Wirkung entspricht schon fast der späterer byzantinischer Zentralbauten wie der Hagia Sophia in Istanbul oder San Vitale in Ravenna und wird von der Wirkung des gotischen Umbaus kaum übertroffen, wie ein Vergleich mit Abbildungen [wiki → Trierer Dom] zeigt.

Die Holzdecken der Konstruktion waren allerdings fatal. Wir wissen nicht genau, wann und wie sie entzündet wurden. Trierer Historiker veröffentlichten unterschiedliche Vermutungen, z. B.: 410/11, 428 „oder“ 435 Überfälle/ Plünderungszüge der Franken auf Trier [H. 369], erneut nach 455 „geplündert und gebrandschatzt“ [H. 370]; 410/11, 419/20, 428 „oder“ 435, 455 Eroberungen durch Franken [K. 58 mit Berufung auf Fredegar]. Regino von Prüm hatte dagegen die Zerstörungen den Normannen im Jahre 882 zugeschrieben. Die erste im Feuer zerborstene Säule wurde 1614 entdeckt [domstein]. Sie liegt seitdem vor der Westseite des Doms als „Domstein“. Die Bruchstücke der anderen drei Säulen fand Theodor K. Kempf in seinen Grabungen von 1943 – 1981 nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs.

Wie datiert man die Trierischen Großkirchenbauten?

Die ersten beiden Basiliken, die wohl auch fertig gebaut wurden, nämlich die SW- und die darauf folgende SO-Basilika, wurden durch Münzfunde datiert, die nicht ausreichend dokumentiert sind. Heute kann nicht mehr nachvollzogen werden, nach jeweils welcher Münze die Datierung erfolgte. Wir können uns daher nur noch auf die relative Stratigraphie verlassen, die uns die Reihenfolge SW – SO – NW – NO nahe legt.

Bessere Datierungen erhalten wir im Quadratbau. Die römischen Gerüste waren nicht freistehend, sondern wurden in das aufstrebende Mauerwerk eingemauert. Nach Fertigstellung des Baus wurden beim Rückbau der Baugerüste die eingemauerten Teile einfach an der Mauerseite abgesägt. Es blieben also Holzteile der Baugerüste in der Mauer. Bei Restaurationen wurden diese Holzteile entfernt und durch Stein und Mörtel ersetzt. Unter einigen dieser Holzteile wurden Münzen gefunden, „darunter eine Münze des Gratian“ [W 409; 432]. Andere fand man im Boden und unter dem Verputz.

Münzfunde in den Mauern des Quadratbaus

Fundort	Münzen, Münzherr	Datierung	Quelle
Unter dem Estrich der Apsis des Apsidensaals unter der SW-Basilika	2 Antoniniane des Tetricus I.	271–274	[W. 422]
Unter dem Unterboden der SW-Basilika	<i>ungenannt</i>	~315	[W. 427]
Planierungsschichten unter den Ziegelmörtelestrichen der Vierkirchen-Anlage	<i>ungenannt</i>	330–340	[W. 429]
Unter dem Holzfußboden einer (Bau-?)Bude an der Ostwand des Quadratbaus	127 Münzen, Konstantin II., Constans	<= 347/48	[W. 431]
Verputz der Schrankenmauer in der SO-Basilika	Valens	367–375	[W. 432]
Mauerwerk des Quadratbaus	Gratian	378/83	[W. 409, 432]

Die Jahreszahlen entstammen der herkömmlichen Chronologie. Man darf sie bezweifeln. Die Münzfunde in den Böden der Palastaula, in den Böden der Vierfach-Basilika sowie in den Wänden des Quadratbaus bestätigen allerdings die Reihenfolge der westlichen Kaiser Tetricus, Flavius Valerius Severus, Konstantin I., Konstantin II., Constans, Valens und Gratian und zeigen, dass diese Kaiser nur in einem Block in der Chronologie verschoben werden können. Ob Diokletian mit ihnen wandern muss, ist aus dem Trierer Material bislang nicht entscheidbar und muss an Hand von Funden an anderen Orten geklärt werden.

Schlussbetrachtung

Die von Konstantin hinterlassene Architektur mag widersprüchlich wirken [Dumbs, 702]. Ein Unterschied resultiert wohl daraus, dass er im Falle der Maxentiusbasilika in Rom und der Palastaula in Trier die Baupläne seiner Vorgänger übernehmen konnte, während er selber mit St. Peter in Rom und den beiden Südbasiliken in Trier wieder bescheidener begann. Erst unter seinen Nachfolgern wird mit dem Quadratbau eine neue Entwicklungsstufe erreicht, die den Eindruck späterer byzantinischer Architektur vorweg zu nehmen scheint. Die Beispiele von letzterer tragen jedoch Kuppeln, die man in den Trierer Kaiserthermen auch vorher schon hatte und sogar in den deutlich früher gebauten Barbarathermen (2. Hälfte 2. Jh. [GW 76]) zwar nicht nachweisen kann, aber doch aufgrund der Grundrisse vermuten darf. Dagegen erscheint der Rückgriff auf die Holzkastendächer sowohl in der Palastaula als

auch in der Vierbasilikenanlage sowie im Quadratbau als brandgefährlicher architektonischer Rückschritt. Aber diese Konstruktionsweise wurde ausweislich der Münzfunde gewagt, nachdem die Arbeiten an den Kaiserthermen vorübergehend eingestellt worden waren [Lewin 2012, 140]. Ich sehe daher keinen Anlass, Konstantin innerhalb der römischen Zeitskala vorzudatieren.

Literatur

- domstein = <http://www.dominformation.de/internet-de/nav/436/43630d84-2e17-2311-eebc-4f18a438ad1b.htm>
- Dumbs, Matthias (2014): Neudatierungen beim Römischen Reich des 3. und 4. Jahrhunderts; *Zeitensprünge* 26 (3) 701-730
- GW = Goethert, Klaus-Peter / Weber, Winfried (2010): *Römerbauten in Trier*; Edition Burgen, Schlösser, Altertümer, Rheinland-Pfalz, Führungsheft 20; Regensburg
- H. = Heinen, Heinz (1996, 52002): *Trier und das Trevererland in römischer Zeit; 2000 Jahre Trier*, Hrsg. Universität Trier, Band 1; Trier
- HAW = Heinen, Heinz / Anton, Hans Hubert / Weber, Winfried (Hrsg., 2003): *Im Umbruch der Kulturen - Spätantike und Frühmittelalter*; Geschichte des Bistums Trier, Band I; Trier
- K. = Kuhn, Hans-Peter (2001, Hrsg.): *Das römische Trier; Führer zu den archäologischen Denkmälern in Deutschland*, Band 40; Stuttgart
- Lewin, Karl-Heinz (2005): Dom und Liebfrauen zu Trier, 1.690 Jahre Architekturgeschichte? (Trier I); *Zeitensprünge* 17 (3) 670-680; s. a. <http://www.fantomzeit.de/?p=3073>
- (2012): Trierische Spätantike – Noch unchristlich oder schon Phantomzeit? (Trier III); *Zeitensprünge* 24 (1) 125-154; s. a. <http://www.fantomzeit.de/?p=4267>
- Ronig, Franz (1982): *Der Dom zu Trier*; Königstein im Taunus
- W. = Weber, Winfried (2003): Archäologische Zeugnisse aus der Spätantike und dem frühen Mittelalter zur Geschichte der Kirche im Bistum Trier; in HAW 407-541
wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> (↔ Artikel unter den angegebenen Überschriften)

Karl-Heinz Lewin, Haar
k-h-lewin@t-online.de

Augustin - Alkuin - Anselm

Hermann Detering verteilt ihre Werke um

Eine Besprechung durch Heribert Illig

Detering, Hermann (2015): *O du lieber Augustin. Falsche Bekenntnisse*; Alibri, Aschaffenburg, 308 S., [= D.]

1995 hat Hermann Detering als promovierter evangelischer Theologe und Radikalkritiker Hand an jenen Paulus gelegt, den viele für den eigentlichen Begründer der Kirche halten. Das entsprang seinem Forschungsschwerpunkt 'Frühes Christentum im antiken Strahlungsfeld und christliche Pseudepigraphie' [D. 4]. 20 Jahre später beschäftigen ihn Augustinus und seine *Confessiones* (*Bekenntnisse*) noch immer.

Es geht ihm dabei nicht um die Streichung eines der vier abendländischen Kirchenväter (354–430), sondern um seine Aufspaltung. Der von 395 bis 430 als Bischof von Hippo Regius (heute das algerische Annaba) amtierende Augustinus ist zu gut in sein spätantikes Umfeld eingebettet, als dass er zur Disposition gestellt werden könnte. Doch gerade diese Bezüge lassen sein vielleicht am meisten gelesenes und persönlichstes Werk *Confessiones* ins Zwielicht geraten. Es ist eine bis dahin unbekannte Form der Autobiographie, die teils philosophische Gedanken (so die berühmten Worte über die Zeit), teils Kommentare zur Bibel enthält. Detering fiel auf, dass schon rein stilistisch ein Unterschied zu den vorangehenden Werken besteht [D. 27, 37], wirkt doch der trockene Rationalist plötzlich passagenweise wie ein psalmodierender, fast humorloser Schwätzer [D. 19, 28].

Ein Vergleich zwischen autobiographischen Fakten aus seinen verschiedenen Schriften bringt in den *Confessiones* Detailfehler zum Vorschein und legt allzu blasse Zeitgeschichte und schwebend-unklare Schilderungen bloß [D. 20, 22, 24]. Wenn es um persönliche Geschichte, um Weggefährten geht, verzichtet Augustin oder 'Augustin' „auf jede Beschreibung ihres Äußeren. Ist das vielleicht ein unbewusstes Eingeständnis dessen, dass er sie nie gesehen hat?“ [D. 57] Obendrein antizipiert der Autor der *Bekenntnisse* mehrfach späteres Wissen, für Detering ein wichtiger Hinweis, dass „wir es wohl mit einem Werk aus einer späteren Zeit zu tun haben müssen“ [D. 45], also mit keiner Autobiographie [D. 50].

Da schon die einleitenden Abschnitte den Eindruck vermitteln, sie stammen nicht aus der Antike, sondern aus dem Mittelalter [D. 57; vgl. 185], und da die Rezeptionsgeschichte der *Confessiones* erst im 11. Jh. dichter wird [D. 59],

gilt es hier zu suchen, wo derartige Bekehrungsberichte weit verbreitet waren [D. 193]. Dabei spuken Fuhrmanns Fälschungen mit antizipatorischem Charakter [vgl. Illig 1996, 9] in Deterings Text herum:

„Dann, ab dem 11. Jahrhundert, wird das Buch wiederentdeckt. Sein antizipatorischer, weit über die eigene Epoche hinausweisender Charakter erweist sich darin, dass es begeistert gelesen und rezipiert wird. Nun endlich ist seine Stunde gekommen. [...]

Auch in sprachlicher Hinsicht haben die *Confessiones* also *antizipatorischen Charakter*“ [D. 60 f.].

Wir wissen hingegen, dass die von Fuhrmann so bezeichneten Fälschungen durch andere Hände erst kurz vor ‘ihrer Stunde’ geschrieben worden sind. Dasselbe erweist sich rasch bei den „Bekennnissen“:

„In jedem Fall zeigt sich wieder einmal, dass es sich bei dem Inhalt der *Confessiones* offenbar vorwiegend, vielleicht auch vollständig, um literarische Fiktion handelt“ [D. 80].

~354 – 430 Augustinus

730 – 804 Alkuin

962 – 1031 Wilhelm di Volpiano

~995 – 1078 Jean de Fécamp

1010 – 1089 Lanfrank

1033 – 1109 Anselm von Canterbury

Anselm von Canterbury

Im fraglichen 11. Jh. hat Detering den Denker aufgespürt, der als möglicher Urheber der *Confessiones* in Frage käme: Anselm von Canterbury. Dieser Benediktiner stammte aus dem Aosta-Tal, kam für 38 Jahre in das normannische Kloster Bec (heute Le Bec-Hellouin), wo er zum Prior und zum Abt berufen wurde, um die letzten 12 Jahre seines Lebens als Erzbischof von Canterbury zu wirken. Der ‘Wegbereiter der Scholastik’ entschied sich gegen Cluny als Heimatkloster, um nicht „zu wissenschaftlicher Unfruchtbarkeit verdammt“ zu werden [D. 155]. Er blieb jedoch als Gelehrter nicht ungestört, musste er doch gegen den englischen König den insularen Investiturstreit ausfechten [D. 158].

Sein Lehrer und Vorgänger im Bischofsamt, Lanfrank, kennt bezeichnenderweise die augustiniischen *Confessiones* noch nicht, Anselm selbst ist trotz größter Affinität zu dem Kirchenlehrer bei Augustinus-Zitaten äußerst zurückhaltend [D. 178 f.].

Detering findet etliche Parallelen in den Biografien von Anselm und Augustinus [D. 160], woraus sich ergäbe, dass Anselm bei Erstellen der Augustin-Biografie auf eigenes Erleben zurückgegriffen hätte [D. 154]. So unbestritten Anselms Hauptwerke wie *Cur Deus homo?* oder *Proslogion* sind, so kritisch wird schon länger sein Frühwerk ‘gesäubert’: Die ihm im 19. Jh. zuge-

schriebenen 96 Gebete und Meditationen sind auf 22 zusammengestrichen worden [D. 159].

Alkuin

Die 'Translatio', also das Übertragen der *Confessiones* vom späten 4. Jh. ins 11. Jh., würde den Chronologiekritiker nicht tangieren, aber der Nachweis läuft über den karolingischen Alkuin. Von diesem Berater Karls d. Gr. existiert ein Gebet (*Alia oratio*), das sich oftmals auf die *Confessiones* zu beziehen scheint. Detering führt den Nachweis, dass Alkuins Gedicht im Gegenteil die Keimzelle für den Augustin-Text bildet [D. 89-103]. Es ist nicht das einzige Werk, das Alkuin verliert. So wandert seine *Confessio fidei* an Jean de Fécamp und damit ebenfalls vom 8. ins 11. Jh. [D. 111 f.]; die Alkuin abgesprochenen Gebete und Meditationen stammen ebenfalls zum Großteil von Jean de Fécamp [D. 145]: „der meistgelesene »Erbauungsschriftsteller« des Mittelalters und der frühen Neuzeit“ [D. 114]. Zwischen seiner *Confessio* und den *Confessiones* gibt es „eine erhebliche Schnittmenge an wortwörtlichen Übereinstimmungen“, doch wiederum sind die scheinbaren Auszüge des Jean, der niemals eine Quelle nennt, in Wahrheit die Urfassung [D. 123-141]. Theoretisch könnte Jean der eigentliche Autor der *Confessiones* sein, doch zeigen weitere Vergleiche Deterings, dass er religiöser Poet ist, während ein Prosaist gesucht ist: eben Anselm [D. 144, 148].

Jean stammte wie Anselm aus Italien, kam über Fruttuaria ins Kloster St. Bénigne in Dijon, dem Wilhelm von Volpiano vorstand, vermutlich der Onkel Jeans [D. 146]. Wilhelm starb als Abt von Fécamp, nachdem er in Dijon die grandiose Rotunde errichtet hatte [zu ihm Illig 2005]. Er hat wohl das „Netzwerk von Geistlichen italienischer Herkunft“ in Frankreich [D. 146] maßgeblich aufgebaut.

Noch zwei weitere Werke wurden Alkuin abgesprochen: *De usu psalmodum* und *Officio per ferias* sieht André Wilmart in den fünf Jahrzehnten nach Alkuins Tod entstanden [D. 115]. Angesichts dessen, dass seit dem 19. Jh. Alkuins Name auch über zweifelhaften sowie zweifellos unterschobenen Werken steht, was zu mehr als einem Pseudo-Alkuin führt [D. 90, 111], gilt Deterings Statement:

„»Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat«, wie es auf dem Waschzettel von Waldhoffs Buch [von 2003] über *Alcuins Gebetbuch für Karl den Großen* unmissverständlich heißt, »dem gelehrten Angelsachsen . . . das meiste, was ihm traditionell zugeschrieben worden war, wieder abgeschrieben.“ [D. 115]

Braucht ein werkloser Alkuin noch einen Platz im 8. Jh.? Aus Sicht des erfundenen Mittelalters lebten die Urheber der ihm abgesprochenen Schriften im

11. Jh.; die übrigen Schriften können sich ebenfalls nicht im 9. Jh. halten. Damit bestätigt sich das Ergebnis des Diskurses zwischen Renate Laszlo [2011] und dem Verfasser [Illig 2011]. Alkuin hat nicht in einer rätselhaften Isolierstation auf dem Festland gelebt, sondern gar nicht; die zurückbleibende leere Hülle ist 'zeitlos'.

Fälschungen

Anselms Lehrer Lanfrank bringt uns einmal mehr dem mittelalterlichen Fälschungsunwesen nahe. Seit über 100 Jahren sind seine Machenschaften, die nicht mehr als „pia fraus“ durchgehen können, aufgeklärt:

„Es sind, mit einem Wort, die zahlreichen Fälschungen, die sich Lanfrank in seinem Amt als Erzbischof hat zuschulden kommen lassen. Dabei handelte es sich keineswegs nur um ein paar harmlose, unterschobene theologische Traktätchen, sondern um 10 gefälschte päpstliche Privilegien, die der Erschleichung handfester kirchenrechtlicher Vorteile dienten. [...] Anders als andere frühmittelalterliche Fälscher wusste Lanfrank, was er tat. Lanfrank war nach Böhmer kein »naiver Fälscher. Er war sich völlig klar über die Strafbarkeit der That, deren er sich schuldig gemacht hat.«“ [D. 182]

Detering sieht beim hl. Anselm nicht dieselbe kriminelle Energie wie bei Lanfrank, aber er sieht eine Tendenz dazu, „dass der gute (d. h. fromme) Zweck die Mittel heilige – und sei es auch nur der Zweck der Erbauung“ [D. 183].

„Dabei lag die geniale Idee Anselms [...] darin, Autobiographie und theologische Reflexion miteinander zu verknüpfen, seinen Helden »Ich« sagen zu lassen, anstatt ein trockenes Lehrbuch *über* ihn und seine Werk zu verfassen. Größere Unmittelbarkeit war kaum zu erreichen: Die *Confessiones* wurden so zu »eine (r) Predigt des Bischofs von Hippo an alle Welt in alle Zeit«. [...]

In seinem Aufsatz über die »Fälschungen im Mittelalter« sagt der Mediävist Horst Fuhrmann sehr treffend: »Es gibt keinen besseren Anwalt für den Zeitgeist als den Fälscher: was viele Menschen für notwendig hielten aber vermißten, das ließ er ans Licht treten.«“ [D. 187].

Ab da gibt es Kettenreaktionen in den Archiven. So hat Augustinus den Namen seiner Mutter Monnica nicht genannt; ihn hat offenbar Anselm erfunden. Es gibt nur einen Mann, der ihn zuvor schon kennt: der schottische Gelehrte Sedulius Scotus. Auch er musste wohl wie andere Autoren des 8./9. Jh. als Namensgeber für spätere dienen [D. 215] bzw. auch er wurde später erfunden.

Folgende Autoren wissen *vor* Anselm von den *Confessiones* des Augustinus: Vor 614 Prosper von Aquitanien, Fulgentius, Ennodius und Cassiodor,

vor 911 Isidor von Sevilla, *Beda*, Agobard von Lyon, *Walahfrid Strabo*, *Johannes Scottus Erigena*, *Paschasius Radbertus* und *Notker Balbulus* [D. 259 f.]. Die kursiv Gesetzten respektive ihre Werke sind von unserer Seite aus bereits zur Umdatierung genannt worden. Ihre Kenntnis der *Confessiones* könnte ihre Umdatierung beschleunigen, zumal sich die Kirchenväter nur untereinander bezeugen, während profane Zeugnisse fehlen [D. 248]. Paschasius werden im Übrigen heute die pseudoisidorischen Fälschungen zugeschrieben, für Johannes Haller „der größte Betrug der Weltgeschichte“.

Schwierigster Gegner sind einmal mehr die Paläographen, die Hüter der Handschriften. Sie wissen, wer was wann geschrieben hat, als wären sie Grapho(chrono)logen. Immer wieder stoßen wir auf ihren Herrschaftsanspruch. Zur Erinnerung: Vor 16 Jahren schlug Alfred Tamerl [1999] vor, die mehr als ominösen Dramen der Roswitha von Gandersheim aus ihrem Prokrustesbett des späten 10. Jh. und des frühen Mittelalters zu befreien und sie der Zeit dicht vor 1500 zurückzugeben, in der sie Caritas Pirckheimer, die Schwester des Humanisten Willibald Pirckheimer geschrieben haben dürfte und Conrad Celtis 1501 veröffentlicht hat. Das kann so gut begründet sein, wie es Tamerl durchexerziert hat – aber wenn die einzige Handschrift dank einer Expertise vom Ende des vorletzten Jahrhunderts nun einmal aus dem 10. Jh. zu stammen hat, dann ist das so und hat auch so zu bleiben. Denn schließlich sollte der kritische Geist

„bedenken, dass die Vernachlässigung des paläographischen Befundes unter den Historikern immer noch als Sünde wider den heiligen Geist gilt – und die ist bekanntlich nicht lässlich“ [D. 234 f.].

Zu ihnen gehört auch der uns gut vertraute Michael Borgolte, der ausschließlich wegen der Urkundenlage jeden Gedanken an ein erfundenes Mittelalter verfolgt und mundtot zu machen versucht [vgl. Illig 2014].

Wir haben andernorts schon gehört, dass der zuständige ‘Papst’ Bernhard Bischoff (1906–1991) hieß [Illig 2007], dessen eidetisches Gedächtnis für Buchstabenformen auch heute noch kaum Kritik an seinen Datierungen aufkommen lässt. (Immerhin eine mediävistische: „Im Zweifel wog Bischoffs Autorität schwerer, obwohl eigentlich kaum jemand sein Urteil nachprüfen konnte“ [Jostmann lt. Illig 2007, 174].) Detering weiß von der ältesten *Confessiones*-Handschrift, dass sie heute trotz Bischoffs Urteil nicht dem 5. Jh., sondern dem 7. Jh. zugeschrieben wird. So sieht er auch vor den Handschriften des 9./10. Jh. eine ihn, nicht die Paläographen beunruhigende Lücke von einem halben Jahrtausend [D. 234]. Ihnen gilt auch sein Schlusssatz:

„Weil sich daran leider voraussichtlich auch in naher Zukunft wenig ändern wird, wird die Zahl derer, die es dennoch wagen, an diesem Stein zu rühren, bis auf weiteres wohl auch nur auf einen kleinen Kreis

beschränkt bleiben: solche, die der Kraft innerer Argumente mehr vertrauen als vermeintlich äußeren Bezeugungen und die sich darum im Zweifelsfall lieber auf ihre Vernunft als auf »Tradition«, »Konsens« und – Paläographen verlassen“ [D. 251].

Vermischtes

Bei *Wikipedia* [↔ Bernhard Bischoff] erfahren wir beiläufig eine Schätzung für jene Zahl, die Mediävisten gerne mit „Zehntausende“ wiedergeben: für die frühmittelalterlichen Handschriften vor dem Jahr 900. Es könnten 1.800 bis 800 und weitere 7.000 auf dem Festland bis 900 sein (diese Zahl stammt von Bischoff [Illig 2007, 174]). Ist 8.800 eine gewaltige Zahl? 90 mitteleuropäische Klöster mit gutbesetzten Skriptorien müssten binnen 100 Jahren – etwa des 12. Jh. – jeweils pro Jahr eine einzige Handschrift verfasst haben, damit der Gesamtbestand entstehen kann. Tatsächlich standen mehrere Jahrhunderte zur Verfügung, außerdem zählte allein der Klostersverbund von Cluny zu Anfang des 11. Jh. über 1.000 Klöster [wiki ↔ Benediktiner]. Da mussten Generationen von Mönchen eines Klosters warten, bis endlich einmal einer von ihnen eine Fälschung verfassen durfte. Trotzdem verbreiten die Mediävisten immer wieder ihre Version einer niemals möglichen riesigen Verschwörung.

Detering ist die These der erfundenen Jahrhunderte vertraut. Er kennt unsere Protagonisten und verfolgt die Anfänge bis Jean Hardouin zurück [D. 243]. Überraschenderweise nennt er Edwin Johnson als den Autor, der bereits 1896 Anstöße gab für die moderne Chronologie-Kritik.

„Nach Ansicht Johnsons wurden in den Klöstern nicht nur Bücher gefälscht, sondern ganze Zeitalter – Johnson denkt dabei an die sogenannten »Dark Ages« – neu hinzuerfunden. Die überlieferte Chronologie bezeichnet er als »dream, a reckoning of an imaginary time-interval – an interval never registered«“ [D. 248].

Der Philologe Johnson hat dies in seinem Buch über die Paulus-Briefe festgehalten, aber wohl nicht weiter ausgeführt. Auf jeden Fall hat er Hardouins Schrift *Prolegomena* ins Englische übersetzt [D. 248]. Detering selbst fragt sich überrascht: „Sind wir mit unseren Thesen unter die Chronologiekritiker geraten?“ [D. 249]. Soweit ist es allerdings noch nicht, nachdem er noch keine Zeiten und auch Alkuin selbst noch nicht in Frage stellt.

Papst Silvester II., vormalig Gerbert von Aurillac, wird von Detering im Text nicht genannt, taucht aber in einer der wenigen Abbildungen des Buches auf, die das Thema illustrieren: „»Manichäer« bzw. »Proto-Katharer« in Frankreich, Italien und Deutschland, 10./11. Jahrhundert“ [D. 187]. Hier steht Gerbert mit der Jahresangabe 991 als erster ‘Altbogomile’ und ‘Gnostiker’.

Das wirft ein erstaunliches Streiflicht auf den vom Verfasser präferierten Vater des Zeiteinsatzes.

1995 schrieb Roger Thiede als zuständiger Redakteur beim *Focus* über Deterings gefälschten Paulus. Als ich im selben Jahr auf dieses neu erschienene Buch hinwies [Illig 1995], wusste ich noch nicht, dass hier ein Sperrmechanismus eingerastet ist. Denn Thiede hatte bereits 1994 über die Fiktion Jesus und über Shakespeare als fiktiven Stratfordianer geschrieben, wie er auch als erster Reporter überhaupt auf den Titel *Hat Karl der Große je gelebt?* gestoßen war. Die Redaktionssitzung ließ ihn seine Zweifel an Shakespeare, Jesus und Paulus äußern, beim fiktiven Karl war dann aber Schluss. So hat der *Focus* trotz frühester Kontakte als einziges relevantes Periodikum bis heute nichts zu diesem Thema geschrieben.

Nachspiel

1927 stellte Egon Friedell den gerade erschienenen ersten Band seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit* in einer betont unseriösen „Selbstanzeige“ vor.

„Wie ich in der »Einleitung« meiner Kulturgeschichte ausführlich dargestellt habe, war es mein unverbrüchliches Leitprinzip, eine möglichst unwissenschaftliche Darstellung zu geben. [...]

Ein gutes Feld für Inkorrektheiten verschiedenster Art bot jedoch das Gebiet der »Auffassung«, über die sich bekanntlich nicht streiten oder vielmehr nur streiten läßt, sowie die »Zusammenfassung«, das heißt: die eigenmächtige Gruppierung von Tatsachen, die offenbar nichts miteinander zu tun haben. Daß in dieser Rücksicht bei fester Konsequenz auch auf engem Raum Entscheidendes geleistet werden kann, zeigt zum Beispiel gleich am Anfang der Abschnitt über die »Seele des Mittelalters«, wo in dem knappen Rahmen weniger Seiten zwei kardinale Verstöße untergebracht werden konnten: **die Feststellung, daß Augustinus der repräsentative Denker des Mittelalters gewesen sei, obgleich er gar nicht im Mittelalter gelebt hat**, und die Identifizierung von Mittelalter und Gotik, obgleich diese nur wenige Jahrhunderte umfaßt hat“ [Friedell 1983, 200 f.; Hvhg. III].

Die „Seele des Mittelalters“ umfasst in der ‘Kulturgeschichte’ nur zwölf Seiten, aber der Name Augustinus wird fünf Mal genannt, einmal sogar in einem Satz zusammen mit Anselm von Canterbury, der anders als Augustinus allein hier Erwähnung findet [Friedell 1963, 91]. Wegen Augustinus und Detering verliert Friedell einen seiner beiden kardinalen Verstöße gegen die Wissenschaftlichkeit. Er wird deswegen nicht gleich zum von ihm selbst belächelten Wissenschaftler, der in die Tiefe gräbt und dabei jegliche Übersicht verliert, sondern bleibt ein einfühlsamer, intuitiv Wissender.

Meister Anton, gen. Pilgram hat die Kanzel des Wiener Stephansdom den vier abendländischen Kirchenvätern gewidmet. Augustinus wirkt optisch wie ein Grübler, dessen durch die Finger zusammengeschobene Gesichtsfalten sich sogar in seiner Gewandung fortsetzen. Obwohl er das Christusmonogramm auf der Mitra trägt, ist er als melancholischer Zweifler dargestellt, den Glaubens- und Geistesträgheit als Wurzelsünde plagen [Illig 2013, 135]. Ob dieser Kirchenvater schon bald nach 1500 von dem Gedanken nicht loskam: „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ [Precht]

Literatur

- Detering, Hermann (1995): *Der gefälschte Paulus. Das Urchristentum im Zwielflicht*; Patmos, Düsseldorf
- Friedell, Egon (ab 1963): *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg*; Beck, München
- (1983): *Selbstanzeige*; in Friedell: *Selbstanzeige. Essays ab 1918. Herausgegeben und mit einem Nachwort »Der ganze Friedell?« von Heribert Illig*; Löcker, Wien
 - Illig, Heribert (2014): 'Borgolte schützt Überlingens wackliges Jubiläum vor Unhold'; *Zeitensprünge* 26 (3) 561-566
 - (2013): *Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus. Rekonstruktion eines Werks, Kritik einer Stilperiode*; Mantis, Gräfelfing
 - (2011): *Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz*; *Zeitensprünge* 23 (2) 339-354
 - (2007): *Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor*; *Zeitensprünge* 19 (1) 156-184
 - (2005): *Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien*; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (1995): *Vier Anmerkungen der Redaktion*; *Zeitensprünge* 7 (1) 73
- Johnson, Edwin (1896): *The Pauline Epistles re-studied and explained*; London
- Laszlo, Renate (2011): *Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben?* *Zeitensprünge* 23 (2) 309-338
- Ök. HL. = *Ökumenisches Heiligenlexikon* [Internet-Fassung]
https://www.heiligenlexikon.de/BiographienA/Anselm_von_Canterbury.htm
- Precht, Richard David (2007): *Wer bin ich - und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise*; Goldmann, München
- Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung*; Mantis, Gräfelfing
- Thiede, Roger (1995): *Der falsche Paulus*; *Focus* Nr. 5, vom 30. 1., 144 ff.
- (1994): *Spurensuche. Der wahre Shakespeare*; *Focus*, Nr. 9, vom 28. 02.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Hölzerne Ringanker in den Kuppeln der Hagia Sophia in Istanbul

Volker Hoffmann

Ringanker sind Armierungen, die den Schub einer gemauerten Kuppel neutralisieren sollen. Holz- oder Eisenstangen werden zu einem Polygon verbunden, das um die Kuppel herumgelegt oder in ihr Mauerwerk eingebettet wird. Die Höhenlage der meist im unteren Drittel der Kuppeln angebrachten Anker kann variieren.

Die Kuppel, in der bisher die meisten Ringanker gefunden und dokumentiert worden sind, ist diejenige der Aachener Pfalzkapelle, die konventionell „um 800“ datiert wird: in ihr sind vier Eisen- und zwei Holzanker nachgewiesen worden; die beiden eisernen Ringanker der äußeren Mauer, des Sechzehnecks, mögen hier außer Betracht bleiben. Die Fundgeschichte bis 2004 hat Alt-Dombaumeister Hans-Karl Siebigs (Endnote 1) geschrieben, und sein Bericht wurde bereichert und bis 2012 ergänzt von Ulricke Heckner und Christoph Schaab (2). Demnach war es Carl Rhoen, der 1887 erstmals drei eiserne Ringanker beschrieben hat. Auch der Regierungsbaumeister Erich Schmidt-Wöbke, der bis 1915 mit der Erforschung und Pflege der Pfalzkapelle betraut war, kannte diese Anker und hat im Jahre 1900 Zeichnungen der Schlösser, also der Verbindungsstücke der Eisenstangen angefertigt. Deren zwei reproduzierte Albrecht Haupt – ohne den Urheber zu nennen – in seiner Monographie von 1913 (3) und gab zudem in der großen Schnittperspektive in der Kuppel die genaue Lage der vier Eisenanker an.

Den einen der beiden heute bekannten Holzanker hat Dombaumeister Felix Kreuzsch entdeckt und 1964 publiziert. Die Existenz eines zweiten Holzankers wurde im Zuge der 2000 begonnenen und noch andauernden Generalsanierung der Pfalzkapelle unter der Leitung von Dombaumeister Helmut Maintz (4) mit dem Fund des Balkenkanals sicher erschlossen. Die erneute Untersuchung aller fünf vorhandener Anker, auch mit naturwissenschaftlichen Methoden, führte zu neuen Erkenntnissen, die unter anderem die konventionelle Datierung der Pfalzkapelle „um 800“ zu bekräftigen scheinen. – Hans-Dieter Heckes (5) hat unter Verwendung der Schnittperspektive Albrecht Haupts eine eindruckliche perspektivische Rundumzeichnung der sechs Ringanker geschaffen.

„Die Geschichte der eisernen Ringverankerungen bei antiken und frühmittelalterlichen Bauten ist noch nicht geschrieben worden.“ Diese Feststellung Siebigs‘ (6) ist richtig, verliert aber auch ihren Sinn, wenn in dem genannten

Zeitraum außer den Aachener Eisenankern nichts dergleichen bekannt geworden ist. Siebigs selbst misst den nebelhaften Mutmaßungen über Eisenanker in den Kuppeln der Hagia Sophia in Istanbul, die Dierk Thode (7) im Briefwechsel mit Robert L. Van Nice vergeblich zu klären versucht hat, keine Bedeutung zu. Wie Heckner und Schaab (8) schreiben, ist dort auch die gezielte Suche einer Arbeitsgruppe der Technischen Universität Karlsruhe erfolglos geblieben. R. P. Wilcox (9) weiß in seiner Übersicht über Holz- und Eisenverstärkungen in frühen Bauwerken von 1981 nichts über eiserne Ringanker zu berichten; die Aachener kennt er nicht. Unlängst hat Thomas Ludwig (10) eine Stelle im *Liber Pontificalis* (der mittelalterlichen Papstchronik) angezogen, in der es heißt, Papst Hadrian I. (772–795) habe die vom Ruin bedrohte Apsis der Apostelkirche in Via Lata (Rom) mit „cancalis ferreis“ gesichert, mit eisernen Ringankern, wie Ludwig interpretiert, die das Vorbild für Aachen gewesen sein könnten. Die wichtige Nachricht im *Liber Pontificalis* enthält allerdings Unbestimmtheiten, die sorgfältig geprüft werden müssten, bevor die durch großzügige Auslegung der literarischen Quelle erschlossenen Ringanker als Realien in die Baugeschichte eingehen können (11).

Wie steht es nun mit hölzernen Ringankern? – 1883 hat der französische Ingenieur und Architekturhistoriker Auguste Choisy (12) sein Werk über die Baukunst der Byzantiner veröffentlicht, in dem er vor allem die konstruktiven Eigenheiten dieser Architektur behandelt, so wie er sie auf seinen Forschungsreisen in den Vorderen Orient vorgefunden, studiert und gezeichnet hat. Kapitel X ist der Stützung (*chainage*) der Bauwerke durch Holz- und Eisenanker gewidmet. Als einzigen ‘echten’ Ringanker beschreibt und zeichnet er den Holzanker der sog. Theotokos-Kirche in Istanbul (13), deren Hauptkuppel er ans Ende des 13. Jh. (Abb. 1). Bei dieser Kuppel handelt es sich um eine sog. Melonenkuppel mit der Besonderheit, dass bereits die Segmente des Tambours gebust sind und diese Ausbuchtungen ohne Kämpferabsatz in die Kuppel gezogen werden. Der hölzerne Ringanker ist als ein achtseitiges Polygon in den Tambour gelegt, und zwar – dort sichtbar – in Stichhöhe der Fensterbögen. (Choisy erwähnt ähnliche Ringanker in den spätbyzantinischen Kirchen auf dem Athos.) – Choisy weist auch auf viereckige Holzanker in der byzantinischen Baukunst hin, die um Kreuzgewölbe oder hemisphärische Kuppeln gelegt sind; zwei Beispiele bildet er ab, ohne den Ort zu nennen (14). Siebigs’ Hinweis (unter Berufung auf Deichmann) auf einen hölzernen Ringanker in dem vor 450 erbauten Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna ist allerdings nicht richtig (15). {Im Übrigen kann man jene viereckigen Anker Choisis getrost ‘Ringanker’ nennen, sie erfüllen deren Zweck (16).}

Im Jahre 1988 hat der englische Bauforscher Rowland J. Mainstone in seinem wissenschaftlich so ertragreichen Werk über die Hagia Sophia in Istanbul erstmals die Spur eines hölzernen Ringankers in der Hauptkuppel dieser Kirche beschrieben und fotografisch abgebildet (17). Dem Entdecker zu Ehren gebe ich hier seinen Text und die Bildlegende auf Englisch wieder:

„Though no ties remain today across the window openings, there is clear evidence that timber ties about 100 mm square were built into the ribs during construction at the springing level of their arches. Sometimes this evidence takes the form of square plaster patches in the mosaic, but elsewhere, as seen in the illustration, the lead-line holes remaining after the timber largely rotted away can still be seen. [...]

96 Detail of a window reveal in the tenth-century portion of the dome, showing a marble block serving as a springer for the window arch and, immediately above this, the lead-lined hole for a timber strut-tie across this arch.“

Anstatt Mainstones Fig. 96 zu reproduzieren, bilde ich hier (Abb. 4) ein eigenes Foto ab, das ich im Jahre 2000 im Westen der Hagia Sophia Kuppel machen konnte, als mich die Chefrestauratorin der Kuppelmosaïke, Dr. Revza Ozil, mit auf ihr Gerüst genommen hatte, das damals den Nordwestquadranten der Kuppel erfasste. Meine Aufnahme zeigt im Unterschied zu derjenigen Mainstones innerhalb des Bleimantels auch noch den Holzanker.

Ich flechte hier eine Bemerkung zur Baugeschichte der Hagia Sophia-Kuppel ein. Erbaut wurde die Kirche in den Jahren 532–537 im Auftrage Kaiser Justinians I. von den Architekten Anthemios von Tralleis und Isidoros von Milet. 558 brach der östliche Vierungsbogen, und Teile der Hauptkuppel sowie der östlichen Halbkuppel stürzten ein. Beim Wiederaufbau erhielt die Hauptkuppel das höhere, heutige Profil (18). Ein Erdbeben brachte 986 den westlichen Vierungsbogen mit Teilen der Haupt- und der Halbkuppel zum Einsturz, dasselbe geschah 1346 noch einmal am östlichen Vierungsbogen; in beiden Fällen brach ungefähr ein Viertel der Kuppel ein und wurde wieder aufgebaut. Der von Mainstone (und später von mir) fotografierte Ringanker gehört also zu dem im 10. Jh. (von dem armenischen Baumeister Trdat) wiederhergestellten westlichen Kuppelquadranten, worauf Mainstone selbst hinweist.

Merkwürdig ist nun zweierlei; *erstens*, dass Mainstones Fund, wie mein Literaturbericht gezeigt haben mag, gänzlich unbeachtet geblieben ist und selbst von Peschlow (19), der über die Verankerungen in der Hagia Sophia schreibt, nicht erwähnt wird, *zweitens* – und das ist eigentlich unverständlich – dass Mainstone selbst sich offenbar nicht die Frage nach älteren Ringankern, nach Ringankern aus dem 6. Jh. gestellt hat. Diese Frage, hier aufgeworfen, ist leicht zu beantworten. In den Jahren 1709–1711 hat der

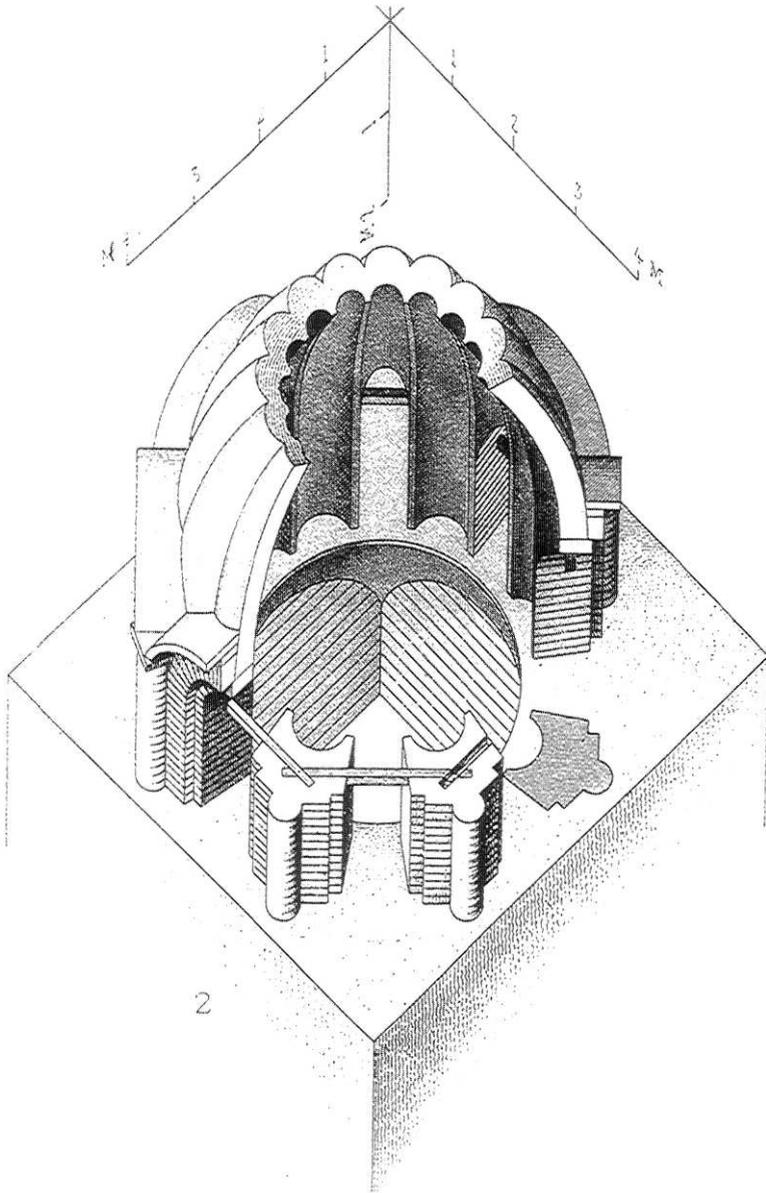


Abb. 1: Istanbul, Kilise Camii (vormals Theotokos-Kirche). Kuppelaxonometrie
 [nach Choisy, Tafel XX, 2]

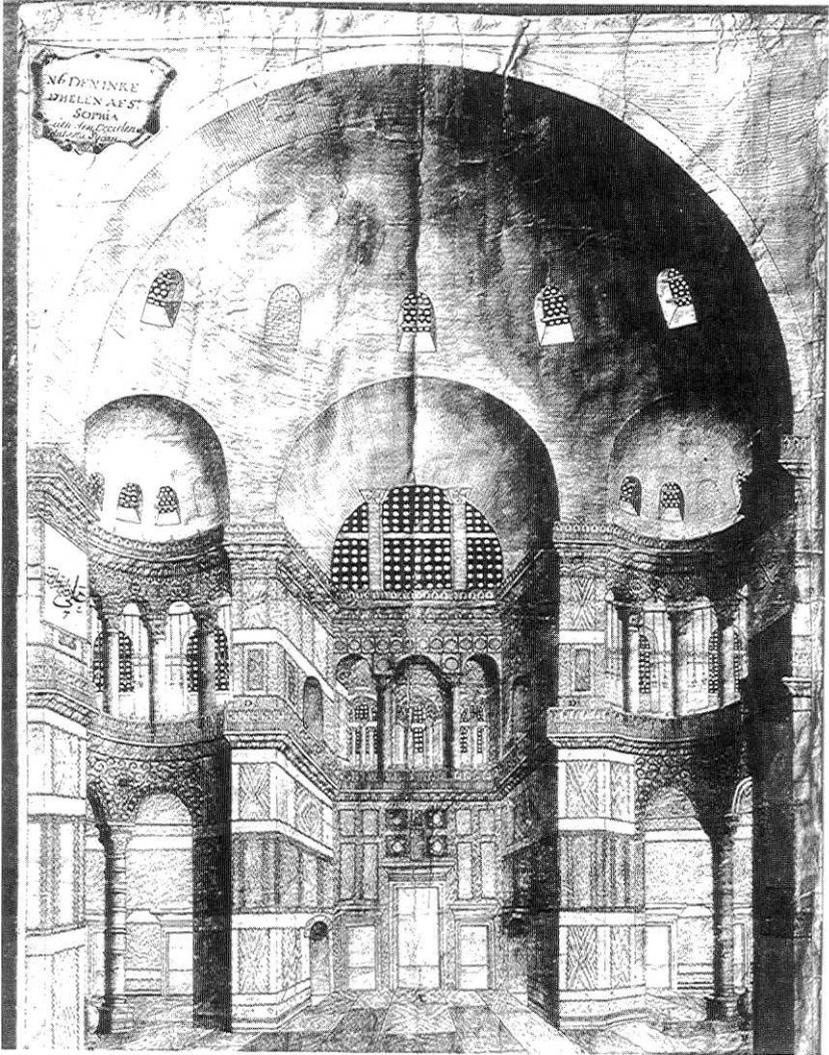


Abb. 2: Istanbul, Innenansicht der Hagia Sophia, Zeichnung von Cornelius Loos, 1710 [Stockholm, Nationalmuseum NMH THC 9108]

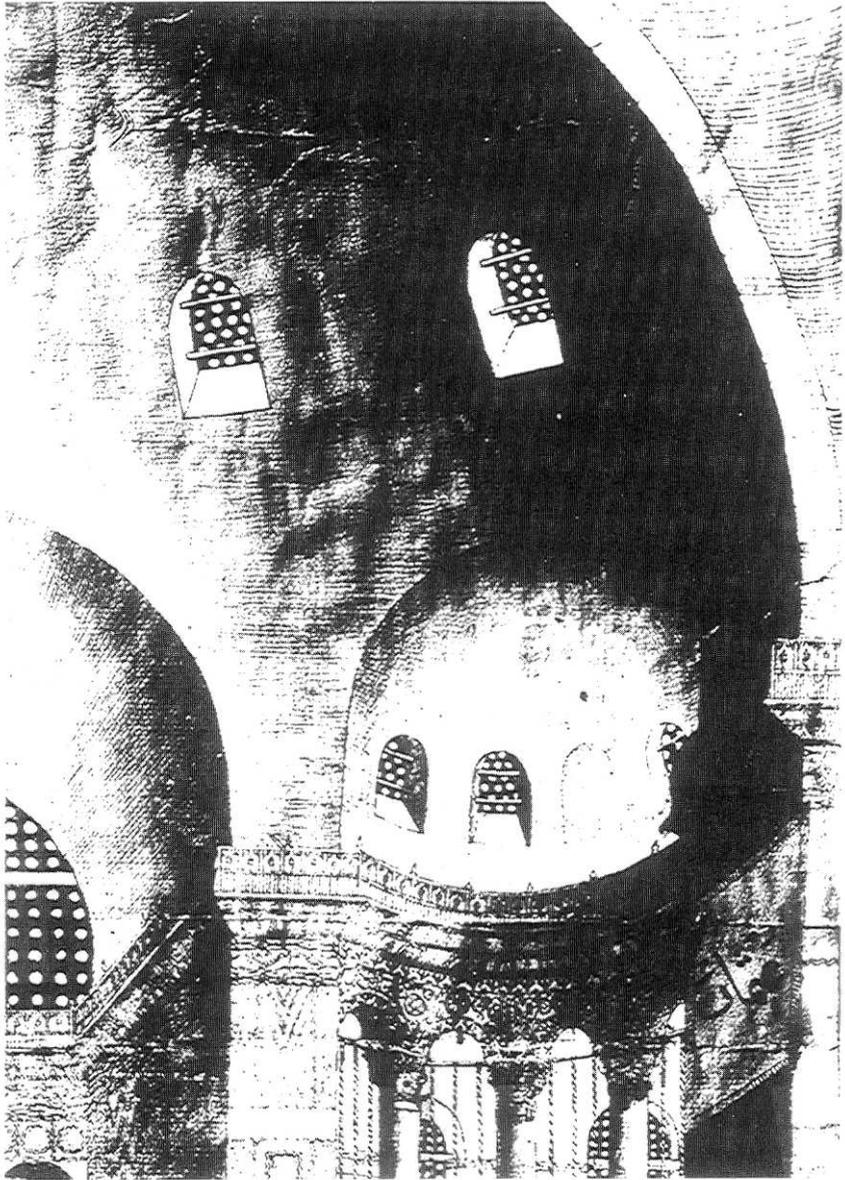
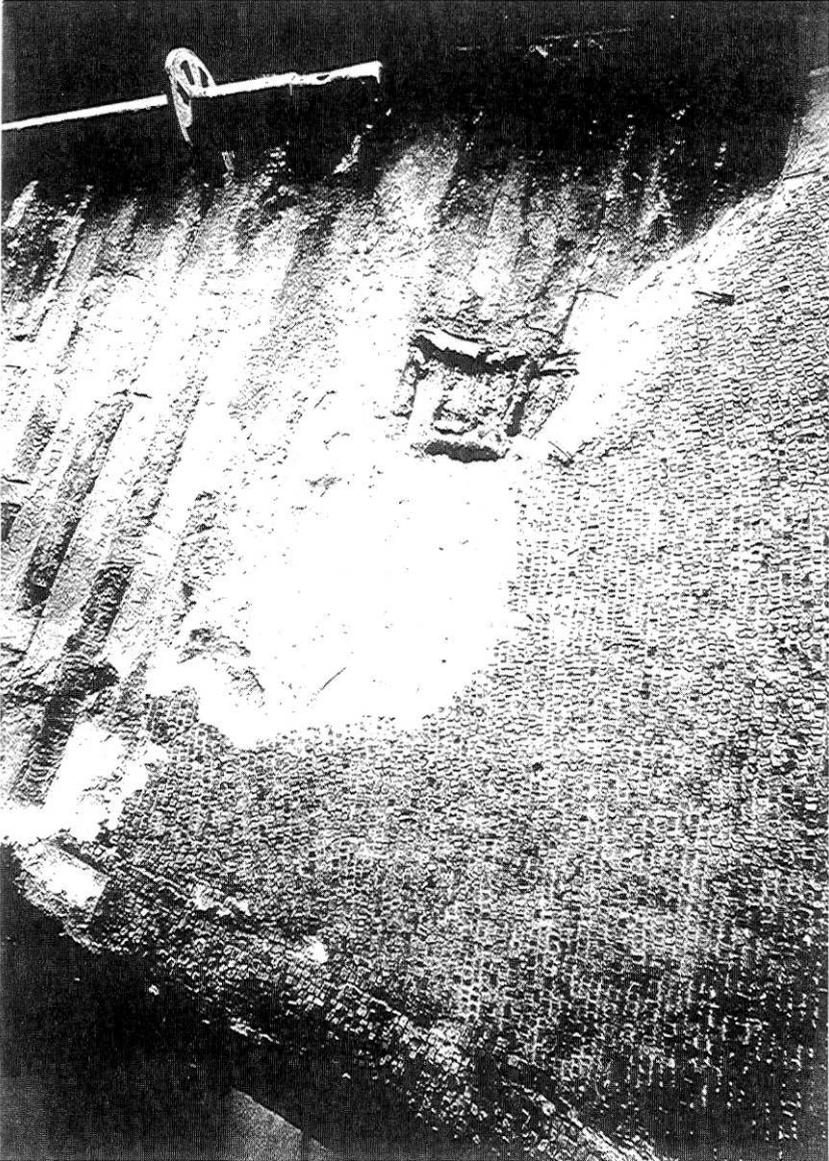


Abb. 3: Vergrößerter Ausschnitt von Abb. 2

Abb. 4: Istanbul, Hagia Sophia, Ringanker des 10. Jh. in einer Fensterleibung der Hauptkuppel [Foto V. Hoffmann, 2000]



schwedische Festungsbaumeister Cornelius Loos (1686–1738) im Auftrage König Karls XII. den Vorderen Orient bereist und 1710 in Konstantinopel auch die Hagia Sophia gezeichnet. Elf seiner großformatigen, perspektivischen und detailreichen Freihandzeichnungen sind erhalten geblieben und werden im Stockholmer Nationalmuseum aufbewahrt (20). Diese Zeichnungen stellen zur Beantwortung meiner Frage die einzige und unbedingt zuverlässige Bildquelle dar.

Wir bilden hier das Blatt ab, das das Innere des Naos mit Blick nach Westen ohne Darstellung der Hauptkuppel zeigt (Abb. 2 und 3). Die große, mit einer Halbkuppel gedeckte Westkonche weitet sich zuseiten der im rechten Winkel geschlossenen, tonnengewölbten Eingangsnische in zwei schräg gestellte Rundnischen aus, die ebenfalls Halbkuppeln tragen, welche in das Konchengewölbe einschneiden. Dieses besitzt fünf Rundbogenfenster; in den Nischengewölben sind wegen der perspektivischen Überschneidung nur vier Fenster zu sehen, tatsächlich sind es je fünf. Durch die Fenster laufen vor den Fensterverschlüssen (und von diesen getrennt) (Holz-)Stangen, die entsprechend der Kuppelkrümmung räumlich gegeneinander versetzt sind. Die oberen Stangen scheinen nicht genau in Kämpferhöhe der (kämpferlosen) Rundfenster zu liegen, sondern weiter oben eingelassen zu sein. Zweifellos handelt es sich um Ringanker. Keine Auskunft gibt die Zeichnung darüber, ob ihre Holzstangen im Mauerwerk mit Blei ummantelt waren wie Mainstones Fund im Kuppelsegment des 10. Jh.

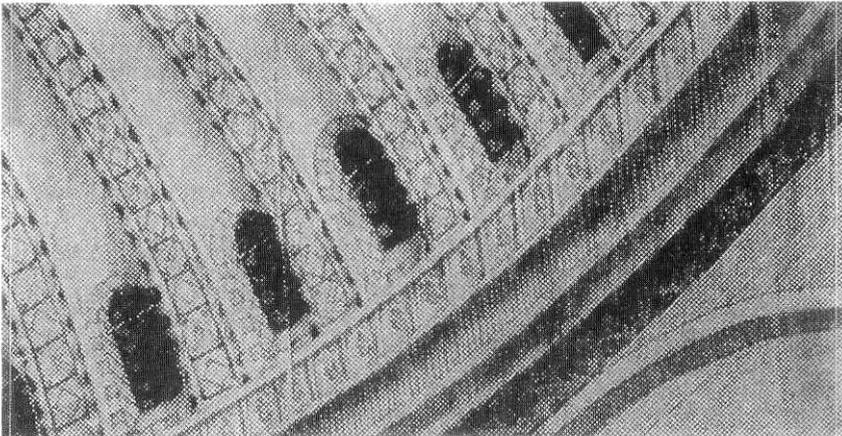


Abb. 5: Istanbul, Innenansicht der Hagia Sophia. Zeichnung von Cornelius Loos, 1710 (vergrößerter Ausschnitt von Mango, Abb. 3)

Es stellt sich aber die Frage nach dem Alter der von Loos dokumentierten Ringanker. Da beim Erdbeben von 986 Teile des Konchengewölbes eingestürzt sind, und diese Halbkuppel von Trdat repariert worden ist, so könnte es sein, dass deren Anker zu den Reparaturmaßnahmen dieses Baumeisters gehört haben. Zwingend wäre diese Annahme allerdings nicht. Nach der Erschütterung durch Erdbeben fallen Kuppeln in der Regel, die von der Geschichte der Hagia Sophia selber bestätigt wird, nicht als Ganze zu Boden, sondern brechen stückweise weg. Da die Beschädigung anscheinend vom Bruch des westlichen Vierungspfeylers verursacht worden ist, so liegt die Vermutung nahe, dass die Schäden im oberen und vorderen Bereich der Kuppel aufgetreten sein mögen: Die Fensterzone liegt aber unten und weiter hinten. Wie dem auch sei: Der wahre Sachverhalt ist hier nicht von entscheidender Bedeutung, denn jene doppelten Ringanker durchlaufen auch die Halbkuppeln der kleineren Nischen, die nach allem, was wir wissen, nie eingebrochen sind und folglich zum justinianischen Ursprungsbau (532–537) gehören. Mehr noch: Mainstone hat im Kuppelquadranten des 10. Jh. (Trdat) nur einen (nicht zwei) Ringanker festgestellt. Auf einer der Loos-Zeichnungen, die Mango (21) abgedruckt hat und die den Naos mit der Hauptkuppel in Richtung Osten darstellt, ist in den Kuppelfenstern ein einzelner, in Kämpferhöhe liegender Ringanker zu sehen, und zwar nicht nur im Ostteil (repariert im 14. Jh.), sondern auch im nördlichen und südlichen Kuppelquadranten, die seit 563 niemals wieder eingestürzt sind. Unsere Abb. 5, ein vergrößerter Ausschnitt von Mangos Reproduktion, zeigt das südliche Kuppelsegment.

Ergebnis: Der justinianische Ursprungsbau der Hagia Sophia (532–537) besaß in den Halbkuppeln der Nischen und in der 558–563 erneuerten Hauptkuppel hölzerne Ringanker. Sollten die Anker in den Halbkuppeln der Exedren zu den Reparaturmaßnahmen des 10. und 14. Jh. gehören, so kann es sich dabei nur um die Wiederherstellung der schon ursprünglich vorhandenen Ringanker handeln. Der sichtbare Teil der Anker ist im 18. oder frühen 19. Jh. entfernt worden; wahrscheinlich waren sie verrottet, und sie hatten ihren Zweck, die Kuppel während des Bauvorgangs zu stabilisieren, längst erfüllt. Im justinianischen Mauerwerk müssten ihre Spuren noch zu finden sein. Die Ringanker der Hagia Sophia sind die ältesten, die bisher dokumentiert worden sind; noch ältere vermute ich in der sassanidischen Baukunst.

Wird fortgesetzt

Anmerkungen

1. Hans-Karl Siebig, *Der Zentralbau des Domes zu Aachen. Unerforschtes und Ungewisses*. Worms 2004, S. 61–64.
2. Ulricke Heckner und Christoph Schaab, Baumaterial, Bautechnik und Bauaus-

- führung der Aachener Pfalzkapelle. In: *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Material – Bautechnik – Restaurierung*, hrsg. von Dr. Andrea Pufke. Worms 2012, S. 117-228, hier S. 202-207.
3. Albrecht Haupt, *Die Pfalzkapelle Kaiser Karls des Grossen zu Aachen (= Monumenta Germaniae Architectonica II)*. Leipzig 1913, S. 16, Abb. 25 und 26, Tafel XIV.
 4. Helmut Maintz, Die Sanierung des karolingischen Mauerwerks. In: *Karlsverein-Dombauverein, Schriftenreihe Bd. 7*, 2005, S. 8-79, hier S. 27-50. – Burkhard Schmidt, Ulricke Heckner, Helmut Maintz, Mechthild Neyses-Eiden, Thomas Frank und Andreas Schaub, Die Hölzer aus dem karolingischen Oktogon der Aachener Pfalzkapelle – Möglichkeiten einer dendrochronologischen Datierung. In: *Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege. Forschungen und Berichte* 40/41, 2009, S. 220-235. – Helmut Maintz, Die Sanierung des karolingischen Mauerwerks – Bericht des Dombaumeisters über die Maßnahmen 2000–2004. In: *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Material – Bautechnik – Restaurierung*, hrsg. von Dr. Andrea Pufke. Worms 2012, S. 73-116, hier S. 86-92.
 5. In: *Karlsverein-Dombauverein, Schriftenreihe Bd. 13*, 2011, S. 78, Abb. 6; wieder abgedruckt in: wie Anm. 2, S. 204, Abb. 148.
 6. Wie Anm. 1, S. 61.
 7. Dierck Thode, *Untersuchungen zur Lastabtragung in spätantiken Kuppelbauten* (Diss. TH Darmstadt; Studien zur Bauforschung Nr. 9, hrsg. von der Koldewey-Gesellschaft). Darmstadt 1975, S. 77. – Der amerikanische Architekt Robert L. Van Nice (gest. 1994) hat in jahrzehntelanger Arbeit eine bewundernswert exakte Bauaufnahme der Hagia Sophia geschaffen: *St. Sophia in Istanbul*. Washington 1965 und 1986. Siehe dazu: *Der geometrische Entwurf der Hagia Sophia in Istanbul. Bilder einer Ausstellung*, hrsg. von Volker Hoffmann. Bern 2005, Tafel 11 und 15.
 8. Heckner und Schaab (wie Anm. 2), S. 203 und S. 227, Anm. 153.
 9. R. P. Wilcox, *Timber and Iron Reinforcement in Early Buildings*. London 1981.
 10. Thomas Ludwig, Ein römisches Vorbild für die karolingischen Eisenanker in der Aachener Pfalzkapelle. In: *Karlsverein-Dombauverein, Schriftenreihe Bd. 17*, 2015, S. 62-65.
 11. Die philologische Schwierigkeit liegt darin, dass es das Wort „cancalis“ im Lateinischen nicht gibt. Der von Ludwig beigezogene Latinist vermutet ein ‘Verlesen’ des Wortes „cancelli“ seitens des Abschreibers. „Cancelli“ heißt nach dem Georges „das Gitter, die Einzäunung, die Schranke“: daraus werden bei Ludwig „Geländer“, „Anker“ und schließlich „Ringanker“. – Die heutige Apostelkirche heißt SS. Dodici Apostoli und wurde ab 1702 über der alten Kirche errichtet. Diese erste dreischiffige Säulenbasilika, ursprünglich den Aposteln Philippus und Jacobus geweiht, scheint unter Papst Pelagius I. (556–561) gegründet und unter Johannes III. (561–574) vollendet worden zu sein. In die Jahre 772–795 fallen die Sicherungsarbeiten Hadrians I. Ebenfalls nach dem *Liber Pontificalis* wäre die Kirche unter Papst Stephan VI. (885–891) einem völligen Neubau gewichen. Siehe Walter Buchowiecki, *Handbuch der Kirchen Roms, 1. Band*. Wien 1967, S. 638-681, hier bes. S. 640-642 und S. 649, Abb. 48. – Nach Richard Krautheimer hätte die Apsis der Pelagius-Basilika einen Außendurchmesser von ca. 13 m

- gehabt (vgl. dazu Aachen: Umkreis des Oktogons 15,60 m) und sei auf einem Fresko von ca. 1493 in der Vatikanischen Bibliothek abgebildet: *Corpus Basilicarum Christianarum Romae. Le basiliche cristiane antiche di Roma (Sec. IV-IX), Vol. I. Città del Vaticano 1937*, S. 78-83, hier S. 80-81, Fig. 56.
12. Auguste Choisy, *L'art de bâtir chez les Byzantins*. Paris 1883, S. 67 und 120, Tafel XX,2. – Choisy's Tafel XX,2 (unsere Abb. 1) hat Wilcox (wie Anm. 9, S. 64, Fig. 43) in einer Nachzeichnung abgedruckt.
 - 13: Es handelt sich um die heutige Kilise Camii. Das Gründungsdatum der ehemaligen (Kreuzkuppel-)Kirche, die auch schon Theodor- oder Theotokoskirche genannt worden ist, scheint im 11. Jh. zu liegen. Eine gesicherte Datierung der Kuppel konnte ich neben Choisy's Annahme (Ende 13. Jh.) nicht finden. Vgl. Marcell Restle, *Istanbul. Bursa, Edirne, Iznik. Baudenkmäler und Museen (= Reclams Kunstführer)*. Stuttgart 1976, S. 179-182 sowie Wolfgang Müller-Wiener, *Bildlexikon zur Topographie Istanbuls*. Tübingen 1977, S. 169-171.
 14. Wie Anm. 12, S. 119, Abb. 137 und 138.
 15. Siebigs (wie Anm. 1, S. 61). Friedrich Wilhelm Deichmann, *Ravenna - Hauptstadt des spätantiken Abendlandes, Band II*, Kommentar, 1. Teil. Wiesbaden 1974, S. 61-90, hier S. 67-68, Abb. 36 dokumentiert keinen Ringanker sondern nur Holzbalken in den Stirnmauern zweier Kreuzarme.
 16. Den größten eisernen ‚Ringanker‘ dieser Art hat der Schweizer Architekt Gaspare Fossati in den Jahren 1847-49 in Istanbul außen um den gigantischen quaderförmigen Unterbau der Hagia Sophia-Kuppel gelegt. Siehe Sabine Schlüter, *Gaspare Fossatis Restaurierung der Hagia Sophia in Istanbuls 1847-49* (= Neue Berner Schriften zur Kunst, Band 6). Bern 1999, S. 29 und S. 177-191.
 17. Rowland J. Mainstone, *Hagia Sophia. Architecture, Structure and Liturgy of Justinian's Great Church*. (London) 1988. Ich zitiere nach der Paperback-Ausgabe von 1997: S. 80-81, Fig. 96.
 18. Siehe: *Der geometrische Entwurf der Hagia Sophia in Istanbul. Bilder einer Ausstellung*, hrsg. von Volker Hoffmann. Bern 2005, Tafel 33.
 19. Urs Peschlow, Die Hagia Sophia und das Erdbeben des Jahres 740. In: *Die Hagia Sophia in Istanbul. Akten des Berner Kolloquiums vom 21. Oktober 1994*, hrsg. von Volker Hoffman (= Neue Berner Schriften zur Kunst, Band 3). Bern 1998, S. 89-107.
 20. *Die Hagia Sophia in Istanbul. Bilder aus sechs Jahrhunderten und Gaspare Fossatis Restaurierung der Jahre 1847-49*, hrsg. von Volker Hoffmann. Bern 1999, S. 172.
 21. Cyril Mango, *Materials for the study of the mosaics of St. Sophia at Istanbul*. Washington 1962, Abb. 3.

Prof. em. Dr. Volker Hoffmann
volker.hoffmann@ikg.unibe.ch

Gab es eine siedlungsleere Zeit in Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter?

Armin Wirsching

Schleswig-Holstein – 150 archäologische Funde

Das Bundesland Schleswig-Holstein umfasst das Gebiet zwischen Nord- und Ostsee von der dänischen Grenze im Norden bis zur Elbe im Süden. Vor rund 30 Jahren gab das Archäologische Landesmuseum, angegliedert der Christian-Albrechts-Universität in Kiel – rückblickend auf seine 150-jährige Geschichte – ein Buch heraus, in dem 150 archäologische Funde abgebildet und knapp erläutert sind [*Archäologisches Museum* 1986]. Der zeitliche Rahmen ist weit gefasst: vom Paläolithikum bis in das späte Mittelalter. Von der späten Römischen Kaiserzeit im 5. Jh. bis in die Zeit um 1100 werden dem Betrachter 38 Objekte präsentiert. Die ausgewählten Funde sind über die Zeit hinweg sehr ungleich verteilt, wie die nachstehenden Übersichten zeigen.

Jahrhdt. Fundbezeichnung und Bildnummer [*Archäologisches Museum* 1986].

5. Schwert-Beschläge 95 Schwert-Beschlag 96 Schwert-Anhänger
97 Urne 98 Schnalle 99 Glas-Gefäß 100 Fibel 101 Holz-Rad
102 Gold-Brakteat 103
6. ----
7. ----
8. Bronze-Zierschlüssel 104
9. Keramik-Tafelgeschirr 106
10. Perlen-Kette 105 Schädel 108 Spielsteine 109 Getreide 110
Gold-Armring 112 Steigbügel 113 Gewandnadel 116 Fibel 121
Anhänger 122 Spange 130
- 9.-10. Prunkschwert 114 Bernstein-Objekte 118 Geschliffene Steine 119
- 9.-11. Perlen 107 Knochen-Nadeln 117 Metall-Gewichte 123 Geschlif-
fene Knochen 124 Obstkerne 125
- 10.-11. Holz-Teil 115 Kleinbronzen 120 Nüsse 123 Keramik 126 Amu-
lett 127 Kirchenglocke 128 Runenstein 129 Gold-Ring 131
Eisen-Fessel 132

Für das **5. Jh.** sind 9 Funde dokumentiert. Mit dem **6. und 7. Jh.** folgen zwei Jahrhunderte, in denen *nicht ein einziger Fund* dokumentiert ist. Das **8. Jh.** ist mit *nur einem* Fund vertreten, ebenso das **9. Jh.** Für das **10. Jh.** sind 10 Funde dokumentiert, außerdem kann man ihm 8 Funde zurechnen, für die ein zeitlicher Rahmen genannt ist (s. nachfolgende Auflistung).

Jahrhundert	Fundanzahl
5.	9
6.	0
7.	0
8.	1
9.	1
10.	18
10./11.	9

Der dem 8. Jh. zugeordnete Zierschlüssel aus Bronze wurde bei Bensdorf im Kreis Rendsburg gefunden. Er kann im Hinblick auf das Material und die handwerkliche Qualität mit der bei Bordesholm gefundenen Schnalle des 5. Jh. [ebd. Bild 99] verglichen werden, die teils aus Eisen und teils aus vergoldetem Silber besteht. Auch die in Idstedt im Kreis Schleswig gefundene Bügel-Fibel des 5. Jh. [ebd. Bild 101] besteht aus vergoldetem Silber.

Zu dem für das 9. Jh. dokumentierten Keramik-Geschirr wird darauf hingewiesen, dass die Töpfe und Schüsseln aus der slawischen Burg Starigard / Oldenburg stammen, dort vermutlich hergestellt wurden und karolingisches Prunkgeschirr zu kopieren scheinen. Zu folgern ist, dass es sich um besonders hochwertige Keramik handelt, und die wird frühestens dem 10. Jh. zugeordnet [Gabriel, Kempke 1991, 129].

Ordnet man das Objekt des 8. Jh. dem 5. Jh. zu und das Objekt des 9. Jh. dem 10. Jh., sind vier Jahrhunderte ohne Funde. Weil aber an den Rändern dieses Zeitraums mit Unschärfen zu rechnen ist, erscheinen in Schleswig-Holstein drei Jahrhunderte als fundleer. Gegen diese Annahme kann eingewendet werden, das Buch sei kein wissenschaftliches Werk. Man habe eine archäologisch-repräsentative Zusammenschau bieten wollen und deshalb auf die Darstellung von Kleinfunden aus jenen Jahrhunderten verzichtet. Das Argument wäre jedoch schwach, denn sogar für Zeiten, in denen hochwertige Funde dokumentiert sind, sind auch Knochen, Getreide und Kerne als Funde genannt.

Ausgehend von der Zusammenschau des Archäologischen Landesmuseums stellt sich die Frage, welches Bild die Archäologie zur Geschichte des Landes Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter liefert.

Ein erster Überblick

Der Begriff *Fundleere* wird in Untersuchungsberichten selten gebraucht, weil selbst dann, wenn es für eine Zeit keine Funde gibt, für den jeweiligen Ort immer noch ein *Befund* angegeben werden kann, der Schlüsse auf die Art der Besiedlung zulässt. Dass es in Schleswig-Holstein jedoch eine siedlungsleere



Abb. 1: Das Gebiet Starigard / Oldenburg in Ost-Holstein [Venus, Abb. 1]

Zeit gegeben hat, ist *opinio communis*. Bis gegen Ende der Römischen Kaiserzeit um 450, auf die bei der Datierung immer wieder Bezug genommen wird, verläuft der geschichtliche Prozess etwa konstant. Danach kommt es zu einem starken Rückgang der Bevölkerung. Erklärt wird die Abnahme einerseits mit der Abwanderung der ansässigen germanischen Angeln, Sachsen und Jüten in Richtung Britannien und andererseits mit einer Abwanderung der Bevölkerung im Rahmen der europäischen Völkerwanderung, aber auch mit internen Siedlungsproblemen. „Die archäologischen Quellen brechen in Angeln und Schwansen im 5. Jahrhundert fast völlig ab“ [Dörfler/Kroll/Meier/Willroth 1992, 112]. Die Frage *dunkle Jahrhunderte im Mittelalter?* wird von Archäologen in Schleswig-Holstein zu Recht gestellt [s. d. Literaturangabe zu Nöslers/Wolters 2009]. Auch der Begriff *dark ages* wird in der Archäologie für die Zeit ab dem 6. Jh. gebraucht [Kleingärtner 2014a, 18, 31]. Das Land Schleswig-Holstein erscheint als siedlungsleer; vermutet wird aber, dass eine Restbevölkerung in einzelnen Refugien des Landes verblieben ist.

„Erst im Laufe des 8. Jahrhunderts wird das Land nördlich der Eider wieder besiedelt“ [Dörfler et al. 1992, 112]. Im Einzelnen nicht lokalisierbare Dänen (Skandinavier) drängen nach Jütland und bis zur Eider vor. Im weiteren Umkreis des heutigen Schleswig, am Ende der Schlei, entstehen erste Siedlungen, aus denen sich der Ort Haihabu zum wohl wichtigsten Handelszentrum Nordeuropas entwickelt. In derselben Zeit nehmen Friesen, auf dem Seeweg von der niederländischen Küste kommend, Land an der Eider in Besitz und besiedeln auch die heutige Landschaft Nordfriesland mit den vorgelagerten Inseln Sylt, Föhr und Amrum. In das anscheinend siedlungsleere Ost-Holstein wandern Slawen – aus östlicher Richtung vordringend – wohl schon vom Beginn des Jahrhunderts an. Bei der heutigen Stadt Oldenburg entsteht Starigard, die Hauptburg der Abodriten. Die nördlich der Elbe siedelnden Stämme der Sachsen leisten – obwohl das Land eigentlich siedlungsleer ist – im 8. Jh. Widerstand gegen vordringende Franken, werden aber von den Truppen Karls des Großen besiegt. Danach wird das Gebiet südlich der Linie ›Eider – Schlei‹ in das Frankenreich eingegliedert und die Bevölkerung zum christlichen Glauben bekehrt. Nach Osten begrenzt Kaiser Karl sein holsteinisches Sachsen-Reich gegen die Slawen durch den *Limes Saxoniae*, der von der Kieler Förde im Norden bis zur Elbe im Süden reicht.

Der Zweck dieser Untersuchung ist es, zu zeigen, dass die historische Entwicklung auch anders gesehen werden kann und dass die Überschrift zu Recht als Frage formuliert ist. Gab es wirklich eine siedlungsleere Zeit im frühen Mittelalter?

Der Beginn der Siedlungslücke

Siedlungsrückgang in Ost-Holstein

Das Gebiet zwischen Hohwachter Bucht und Lübecker Bucht, ein Dreieck mit etwa 20 km langen Küstenlinien, hat eine exponierte Lage im Osten Schleswig-Holsteins. Bei Oldenburg – an der zum Binnenland hin gerichteten Seite des Dreiecks – haben im 8. Jh. eingewanderte Slawen die Burg Starigard errichtet. Die Entwicklung der Besiedlung des Gebietes in früherer Zeit wurde pollenanalytisch untersucht [Venus 2004]. Derartige paläobotanische Untersuchungen haben in Schleswig-Holstein seit den 90er Jahren große Bedeutung gewonnen, weil

„mit ihrer Hilfe die anthropogenen Einwirkungen in die Vegetation, wie die Öffnung und Veränderung der bewaldeten Landschaft, der Anbau von Kulturpflanzen und die Schaffung von Siedlungsbiotopen, unabhängig von den archäologischen Befunden erfasst werden können. Die daraus folgenden Rückschlüsse auf die Intensität von Siedlungsphasen sowie deren Kontinuität bzw. Diskontinuität dienen somit als Spiegel von Veränderungen der Besiedlungsdichte in einem Gebiet“ [Nösler/Wolters 2009, 373].

Erfasst werden Kulturpflanzen wie Getreidearten, Spitzwegerich und Sauerampfer, aber auch sekundäre Siedlungsanzeiger wie Ackerunkräuter. Auf siedlungsleere Zeiten weisen Baumpollen und Wildgräser hin. Die Pollen werden in Bodenproben mengenweise ausgewertet und in Diagrammen prozentual dargestellt. Die sich über die Zeit hinweg ändernden Anteile weisen auf sich ändernde Siedlungsstrukturen hin. Die absolut-zeitliche Datierung ist mittels Pollenanalyse nicht möglich, und Zeiträume können nur unscharf angegeben werden.

Jörg Venus führt in seinem Untersuchungsbericht aus, dass die Siedlungstätigkeit bis zum Ende des 1. Jh. einen etwa konstanten Verlauf hat. Nach 200 lässt die Siedlungstätigkeit allmählich nach.

„Ab Probe 51 (um 320 n. Chr.) beginnen dann neben den Poaceen auch die Kräuter allgemein abzunehmen, dabei wird allerdings für gut 100 Jahre der Getreideanbau noch einmal verstärkt. [...] Ab Probe 48 fallen dann die Kurven der Siedlungsanzeiger. [...] Damit ist diese Siedlungsperiode der Eisenzeit um 500 n. Chr. beendet“ [Venus 2004, 52 f.].

In dem darauf folgenden Kapitel, das mit *Siedlungslücke* überschrieben ist, heißt es eingangs: „Der Siedlungsabbruch erfolgt in sehr kurzer Zeit“. Danach ist das Land fast vollständig bewaldet; allerdings wird auch weiterhin *die Anwesenheit einer geringen Restbevölkerung* vermutet.

Auch im Süden Ost-Holsteins beginnt eine Siedlungsleere am Übergang

von der Römischen Kaiserzeit zur Völkerwanderungszeit, wie archäologische Untersuchungen ergeben haben:

„Das heutige Herzogtum Lauenburg scheint, nach Grabfunden zu schließen, in dieser Zeit unbesiedelt“ [Michel 2005, 182].

Die beiden Untersuchungen als repräsentativ ansehend, ist festzustellen, dass in Ost-Holstein nicht nur ein Bevölkerungsrückgang stattgefunden hat, sondern um 500 ein vollständiger Abbruch der Siedlungstätigkeit.

Siedlungsrückgang in West-Holstein

Die Entwicklung der Besiedlung im westlichen Holstein entlang der Nordseeküste von Dithmarschen im Süden bis Eiderstedt im Norden ist von Dirk Meier [2011, 41-43] zusammenfassend beschrieben worden. In allen untersuchten Orten verlief die Siedlungstätigkeit nach gleichem Muster. Die Spuren der ältesten Bebauung im 2./3. Jh. finden sich nicht auf den Geestrücken, sondern im tief gelegenen Marschenvorland auf erhöhten Flächen, den Wurten. Die Wurten boten einzeln stehenden Gehöften Schutz gegen hoch auflaufendes Wasser. Im 3./4. Jh. sind weiter landeinwärts Gebäude auf höheren Wurten errichtet worden, die man aus Sand, Klei und Mist aufgeschüttet hat. Bis zum 5. Jh. haben sich Wurten von 200 m Durchmesser entwickelt, die als Dorf-Wohnplätze angesehen werden können. Die Ausdehnung und Höhe der Wurten ist durch flächenhafte, teilweise mehr als 5 m tiefe Aufgrabungen ermittelt worden. Nachdem dieser Besiedlungszustand erreicht ist, endet die Siedlungstätigkeit im 5. Jh. Eine Ursache hierfür ist vor Ort nicht zu erkennen. Das letzte Zeugnis in West-Holstein ist ein Hortfund mit Perlen und Edelmetall in Eiderstedt:

„Der Hort weist nach Vergleichsfunden mit Ringgeld in das 6. Jahrhundert. Somit wurden auch in Eiderstedt die Siedlungsgebiete spätestens in dieser Zeit aufgegeben“ [ebd. 42].

Siedlungsrückgang in Ost-Schleswig

Sowohl die Landschaft Angeln zwischen der Flensburger Förde im Norden und der Schlei im Süden als auch die Landschaft Schwansen zwischen der Schlei im Norden und der Eckernförder Bucht im Süden ist in der frühen Römischen Kaiserzeit bis etwa 200 das dichtest besiedelte und fundreichste Gebiet in Schleswig-Holstein. Den archäologischen Untersuchungen zufolge bestehen 106 Siedlungen und 58 Gräberfelder [Willroth 1992, 433]. Große Friedhöfe haben mehr als tausend Gräber (Husby, Sörup I, Süderbrarup), und kleinere durchaus mehrere hundert Gräber. In der Folgezeit nimmt die Zahl der Siedlungen ab. Bis etwa 350 sind noch 41 Siedlungen nachweisbar. Damit ist der Rückgang aber nicht beendet. Für die Zeit des frühen 6. Jh. sind nur noch

8 Siedlungen dokumentiert und auf den Gräberfeldern ist ein rapider Rückgang der Bestattungen festzustellen:

„Dieser Rückgang [Gräberfelder und Bestattungen; A.W.] erfasst Angeln und Schwansen weitgehend gleichmäßig. [...] Die späteste fassbare Siedlungsphase wird in Angeln und Schwansen durch entwickelte kreuzförmige Fibeln, eine Stützarmfibel, die Fibel aus Idstedt und späte Keramik angezeigt, wie sie fast nur auf den Gräberfeldern zu finden sind. [...] Die Funde datieren etwa in das 5. Jahrhundert; zeitgleich oder etwas jünger sind dann die späten Münzen und Brakteaten“ [ebd. 434].

Die Funde und Befunde überschauend, stellt Karl-Heinz Willroth fest: „In der Mitte des 5. Jahrhunderts endet dann, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Phase weitgehend kontinuierlicher Besiedlung“ [ebd. 444].

Mit der Beschreibung des Siedlungsrückganges durch die Archäologie in drei großräumigen Landschaften Schleswig-Holsteins – bis hin zum Abbruch jeglicher Siedlungstätigkeit – kann der Beginn einer siedlungsleeren Zeit in Schleswig-Holstein als nachgewiesen gelten.

Siedlungsrückgang auch im südelbischen Raum

Bemerkenswert ist, dass der Siedlungseinbruch nicht nur nördlich der Elbe festgestellt worden ist, sondern auch im angrenzenden Elbe-Weser-Gebiet, das von sächsischen Volksgruppen bewohnt wird wie das nordelbische Gebiet:

„Im Elbe-Weser-Dreieck hat es, wie auch in den überwiegenden Teilen Norddeutschlands einen erheblichen Siedlungseinbruch während des 5./6. Jahrhunderts gegeben“ [Nösler/Wolters 2009, 374].

Archäologische Begründungen für den Siedlungsrückgang/-abbruch sind in den herangezogenen Untersuchungen nicht enthalten. Es werden auch keine Hinweise darauf gegeben, wie der Zeitrahmen für die jeweilige Landschaft ermittelt worden ist. Der Verfasser hat den Eindruck, dass das Datum *Ende 5. Jh. / Anfang 6. Jh.* im Einzelfall keiner absolut-zeitlichen Begründung bedarf. Das Datum ist eine archäologisch-historische Konvention, und deshalb ist es ausreichend, auf relativ-zeitliche Besonderheiten hinzuweisen.

Ein Blick nach Britannien

In der Mitte des 4. Jh. sind im römisch beherrschten, südlichen England starke Truppenverbände stationiert, die das Land nach außen sichern. In diesen Verbänden dienen Angehörige jener Völker als Söldner, die an der Nordseeküste siedeln. Im Lauf der Zeit ziehen die Familien der Söldner nach, und es bilden sich neue germanische Familien. Die Gegebenheiten jener Zeit sind durch Funde und Befunde gut dokumentiert [Böhme 1986, passim]. Bis in die

Zeit um 400 ändern sich die Verhältnisse wenig. Ab dem Beginn des 5. Jh. tritt eine grundlegende Änderung ein. Im Osten der Insel, im Bereich der Themse, lassen sich freie germanische Siedlergruppen nieder.

„Nach Aussage des weiblichen Trachtenschmucks stammte diese neue, wohl nicht in römischem Dienst stehende barbarische Bevölkerung mehrheitlich aus dem sächsischen Elbe-Weser-Gebiet und den vermutlich als anglisch anzusprechenden Landschaften Schleswig-Holsteins. Die damals einsetzende große Auswanderungsbewegung hatte zur Folge, dass besonders die küstennahen Landstriche zwischen Elbe- und Wesermündung von der Mehrzahl ihrer sächsischen Bewohner bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts verlassen wurden“ [ebd. 558].

Im zeitlichen Ablauf nicht genau fassbar, endet die römische Herrschaft in Britannien bis zur Mitte des 5. Jh. Danach streben in zunehmendem Maß germanische Siedler nach England und verdrängen die ansässige Bevölkerung. Auf die Einwohner Britanniens mag das wie eine Landnahme gewirkt haben. Nicht selten wird noch heute als Folge der Ereignisse jener Zeit auf die Bewohner der britischen Insel der Begriff *Angelsachsen* angewendet. Leicht zu erkennen ist auch die sächsische Herkunft der Landschaftsbezeichnungen Essex, Wessex und Sussex. Auf Einzelheiten der angelsächsischen „Landnahme“ braucht hier nicht eingegangen zu werden. Es sei nur angemerkt, dass der englische Benediktinermönch Beda Venerabilis (*672, †735) in seiner *Kirchengeschichte des englischen Volkes*, die bis zum Jahr 731 reicht, eindringlich beschreibt, wie Sachsen, Angeln und Jüten das Land ab 450 eroberten und von da an beherrschten [Spitzbart 1997, 59 f., dort auch übersetzt]. Archäologisch ist die massive Einwanderung nachgewiesen:

„Das eindrucksvollste Zeugnis für die seitdem nicht mehr zu kontrollierende Immigrationswelle festländischer Stammesgruppen stellen die vielen neuen angelsächsischen Gräberfelder dar, die damals in Mittel- und Südengland entstanden und die ein verstärktes Vordringen germanischer Siedler in Gebiete anzeigen, die weit außerhalb der ursprünglich aufgesuchten Landschaften Ostangliens lagen“ [Böhme 1986, 559].

Beda [Kap. 1, 15] hat in seiner Kirchengeschichte die Worte *angulus desertus* gebraucht *Angeln ist verlassen / öde*, und deshalb ist es naheliegend, einen Zusammenhang herzustellen zwischen den archäologischen Befunden der beginnenden Siedlungsleere in Schleswig-Holstein und der Emigration der Bevölkerung nach Britannien. Horst Böhme [ebd. 559] stellt dazu fest:

„Wie folgenreich diese Abwanderung für die Gebiete nördlich der Elbe gewesen ist, mag man daran erkennen, dass die meisten Urnenfriedhöfe und Siedlungen Schleswig-Holsteins spätestens an der Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert ihr Ende fanden“.

Das Ende der siedlungsleeren Zeit

Neubesiedlung in Ost-Holstein

Die paläobotanischen Untersuchungen haben, wie gesagt, ergeben, dass der Siedlungsabbruch um 500 in sehr kurzer Zeit erfolgt ist. Als Dauer der anschließenden Siedlungslücke werden 200 Jahre genannt [Venus 2004, 53]. Danach beginnt eine neu einsetzende Besiedlung durch einwandernde Slawen vom Stamm der Abodriten. Allerdings zeigen die Pollenanalysen, dass die *Öffnung des Waldes* gering bleibt – trotz des Baues der Burg Starigard in unmittelbarer Nachbarschaft zum Untersuchungsgebiet und trotz der Erweiterung der Burg zum Fürstensitz [ebd. 54]. Eine ländliche Bevölkerung, die den Nahrungsbedarf der Bewohner deckt, ist nach 700 nicht festzustellen.

Die Datierung der Neubesiedlung Ost-Holsteins durch Slawen ist generell problematisch. Zunächst mussten die Slawen – ursprünglich aus Südosteuropa kommend – Ostdeutschland nicht nur erreichen, sondern die dort ansässige Bevölkerung wirtschaftlich und gesellschaftlich so beeinflussen, dass sie als slawisiert gelten kann. Sebastian Brather stellt dazu fest:

„Nicht nur die Richtung, sondern auch der genaue Zeitpunkt der »Slawisierung« Ostmitteleuropas ist schwer zu bestimmen“ [Brather 2008, 59; seine Hvhg.].

Auch Biermann / Dalitz / Heußner [1999, 219] formulieren die Unsicherheit der Datierung:

„Der Zeitpunkt und die Etappen der slawischen Einwanderung im nordostdeutschen Raum sind durch archäologische Quellen nur schwer zu erfassen, da die Datierung der Keramik – aufgrund ihrer Einförmigkeit – große Unsicherheiten birgt“.

Nahezu alle Funde frühslawischer Keramik in Brandenburg und Mecklenburg hat man in die Zeit 750–800 datiert [ebd. 236 f.]. Vor diesem Hintergrund ist die Datierung der in Starigard gefundenen frühslawischen Keramik durch Ingo Gabriel und Torsten Kempke [1991, 131] kaum überzeugend:

„Das keramische Formenspektrum aus dem Horizont 1 zeigt recht altertümliche Züge. Im Stammesgebiet der Abodriten gibt es nur wenige Fundstellen mit einem vergleichbar hohen Anteil unverzierter Keramik. Hierzu gehören die Burgwälle Mecklenburg, Sternberger Burg und Bosau. Die dendrochronologische Datierung der Mecklenburg lässt darauf schließen, dass um das Jahr 680 bereits eine erste Erneuerung der Befestigung erfolgte; auch die ältesten Fundobjekte aus Oldenburg gehören dem 7. Jahrhundert an. Damit ist der Nachweis erbracht, dass die Abodriten schon im fortgeschrittenen 7. Jahrhundert in ihrem Stammesgebiet an der südwestlichen Küste der Ostsee ansässig waren.“

Nicht allein die Einförmigkeit der frühen slawischen Keramik macht ihre Datierung unsicher. Helmut Erlenkeuser und Horst Willkomm [2004, 129 f.] haben bei Untersuchungen in Schleswig-Holstein im Einzelnen gezeigt, dass und warum Fehldatierungen von 200 Jahren im hier interessierenden Zeitraum bei der Umrechnung des ^{14}C -Alters einer Keramik mit Hilfe der dendrochronologisch gewonnenen Kalibrationskurve in Kalenderjahre möglich sind. Dirk Meier [2011, 196] meint zur Datierung von Starigard, dass frühere ^{14}C -Keramik-Datierungen als „Mitte des 8. Jahrhunderts“ nicht exakt seien.

Die vorstehenden Ausführungen zusammenfassend, ist der Beginn der slawischen Neubesiedlung Ost-Holsteins nach knapp 300 Jahren Siedlungsleere in der Zeit um 750–800 anzunehmen. Die slawischen Einwanderer hat man sich – den archäologischen Erkenntnissen folgend – wohl als Kolonisten im bewaldeten Ödland vorzustellen.

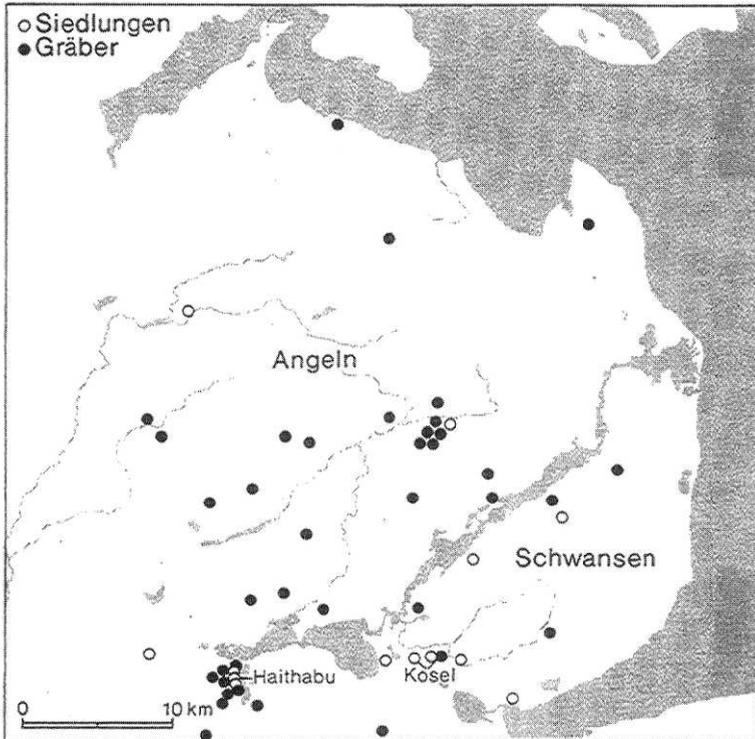


Abb. 2: Angeln und Sachsen nach der Neubesiedlung, 900 [Dörfler/Kroll/Meier, Abb. 3]

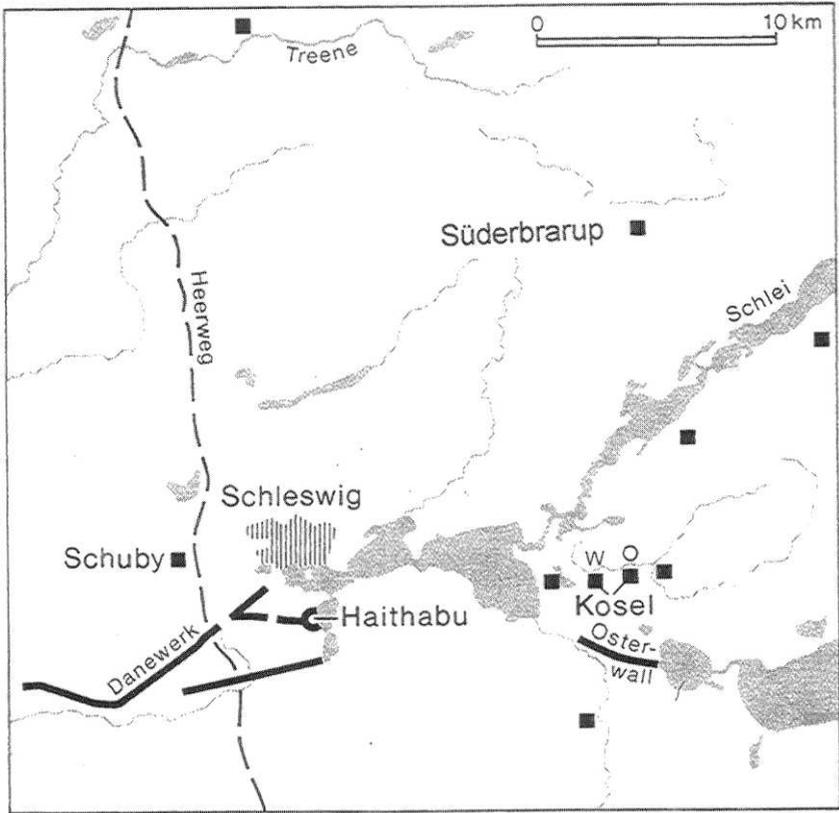


Abb. 3: dito [Dörfler/Kroll/Meier, Abb. 4]

„Inwieweit die nach Ostholstein eingewanderten slawischen Stämme im Gebiet von Oldenburg auf eine germanische Restbevölkerung stießen, ist unklar, aber nicht unwahrscheinlich“ [Meier 2011, 56].

Verhielt es sich so, wie die Archäologie die Entwicklung beschreibt, bedurfte es eines Burgwalls als Schutz gegen nicht vorhandene Feinde eigentlich nicht.

Bemerkenswert ist, dass, wie Karl-Wilhelm Struve [1985, Nachdruck 1991, 86] schreibt, der Name des Hauptstammes der westlichen Slawen ›Abodriten‹ erstmals zur Zeit Karls des Großen genannt wird – in den fränkischen *Reichsannalen* zum Jahr 789. Die Namen der Unterstämme ›Wagrier‹, die im Raum Oldenburg siedeln, und ›Polaben‹, die weiter südlich an der Trave siedeln, erfährt man sogar erst aus Überlieferungen der zweiten Hälfte des 10. Jh.

Neubesiedlung in Ost-Schleswig

Der Beginn der Neubesiedlung in Angeln und Schwansen wird durch die Ausführungen von Karl-Heinz Willroth [1992, 451] gekennzeichnet:

„Die ersten gesicherten Daten für eine kontinuierliche frühmittelalterliche Besiedlung lassen sich erst für das 8. Jahrhundert ermitteln. Die besten Belege sind hierfür zunächst die dendrochronologisch gewonnenen Daten für die erste Ausbauphase des Danewerks“ [Danewerk I].

Das Danewerk ist ein in Ost-West-Richtung verlaufender, etwa 30 km langer Wall an der schmalsten Stelle des festen Landes zwischen der Schlei im Osten und den Niederungen von Treene und Eider im Westen. Die erste Ausbauphase wird in der Zeit 730–740 gesehen. Auf den Widerspruch zwischen dem zeitlich vorangegangenen Bau des Danewerks vor 700 als Schutzwall und der Siedlungsleere des Raumes weist Michael Gebühr [1998, 44] hin:

„Es muss also beträchtliche Arbeitskräfte im »siedlungsleeren Raum« gegeben haben. Andererseits wird man auch eine Restbevölkerung im nördlichen und mittleren Jütland am besten in der Schleswiger Landenge durch Erdwerke schützen, unabhängig von der Bevölkerungsdichte am Ort.“

Bei dieser Ausgangslage stellt sich die Frage, wer die massive Landsperre baute und warum. Wurde der siedlungsleere Norden vor dem siedlungsleeren Süden geschützt oder umgekehrt?

Um 800 wird Danewerk I zu Danewerk II ausgebaut, aber die Unklarheiten bestehen weiter:

„Die drei ältesten Ausführungen (vor »Danewerk I«) sind nicht datiert und entstanden vor 700 n. Chr. Da ähnliche Wallssysteme aus Jütland aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten bekannt sind, wäre auch eine erste Errichtung in der Römischen Kaiserzeit denkbar, was jedoch nicht belegt ist. Ursprünglich war das Danewerk allerdings nicht als Befestigung, sondern vielmehr als Grenzmarkierung gedacht. [...] Da der Begriff »Verteidi-

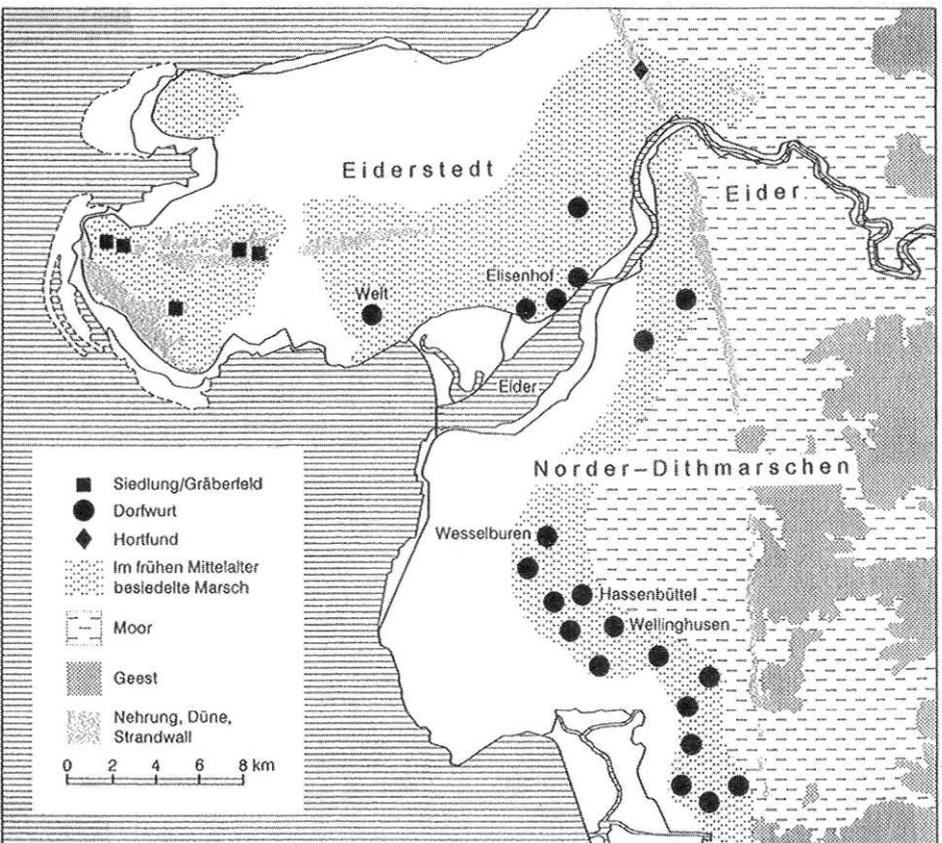


Abb. 4: Das Gebiet Eiderstedt - Norder-Dithmarschen in West-Hollstein [Dörfler/Kroll/Meier, Abb. 8]

gungswall« und »Grenze seines Reiches« aber in den fränkischen Reichsannalen von 804 / 808 benutzt wird, dominiert dies bis heute die Deutung des archäologischen Denkmals.“ [Meyer 2011, 134]

Die in den *Reichsannalen* zum Jahr 808 stehenden Worte „Grenze seines Reiches“ beziehen sich auf den Dänenkönig Godofrid / Göttrik, der in jenem Jahr beschloss, eben diese Grenze *nach Sachsen zu mit einem Wall zu schirmen* [Rau 1977, 89]. Das hilft aber nicht weiter. Warum ließ Godofrid sein Reich gegen den südlichen Raum abschirmen? Die Sachsen waren abgewandert, und ein Schutzwall gegen die im Osten Holsteins kolonisierenden Slawen erscheint als nicht begründet.

Im Zusammenhang mit der Neubesiedlung ist der später bedeutend werdende Handelsplatz Haithabu am Ende der Schlei zu nennen. Der Siedlungsbeginn wird südlich des halbkreisförmigen Wallrings in die Mitte des 8. Jh. datiert. Der Wallring selbst ist erst 200 Jahre später im 10. Jh. gebaut worden. Jedoch regt sich auch dort früh etwas:

„Schließlich mehren sich die Anzeichen für den Beginn der Siedlung innerhalb des späteren Halbkreiswalles bereits im 8. Jahrhundert“ [Willroth 1992, 451].

In das 10. Jh. wiederum datiert ein nochmaliger Ausbau des Danewerks (Danewerk III).

Weitere Siedlungsplätze sind in Angeln und Schwansen u. a. nördlich der Schlei bei Süderbrarup (12 km westlich von Kappeln) und südlich der Schlei bei Kosel (6 km nordwestlich von Eckernförde) gefunden worden. Für alle neuen Siedlungen des 8./9. Jh. in Ost-Schleswig stellt sich die Frage, woher die Neusiedler kamen. Die Antwort lautet:

„Es waren vornehmlich skandinavische Bevölkerungsgruppen (»Wikinger«), die sich in Angeln und Schwansen niederließen“ [Willroth 1992, 112].

Weil Genaueres nicht bekannt ist, spricht man von wikingerzeitlichen Siedlungen. Der Begriff wird gegenwärtig wie folgt definiert:

„Heute ist ›Wikinger‹ eine gängige Bezeichnung für die Völker und Kulturen der ›Wikingerzeit‹ (800–1050) allgemein, gelegentlich sogar ein ethnisches Etikett.“ [Williams 2014, 17]

Diesem Zeitrahmen entsprechend, schreibt Sunhild Kleingärtner [2014b, 33], dass die Halbinsel Jütland schon vor der Wikingerzeit vom südlichen Raum abgeriegelt wurde.

Neubesiedlung in West-Holstein

Kennzeichnend für die Neubesiedlung in Dithmarschen, aber auch in Eiderstedt sind die Ausführungen in einem Bericht über archäologische Untersuchungen in Norderdithmarschen [Hoffmann/Meier/Müller-Wille 1997]. Unter der

Kapitel-Überschrift *Neubesiedlung im frühen Mittelalter* wird über eine Ausgrabung in Wellinghusen – nordwestlich von Wöhrden zwischen Heide und Büsum – berichtet. Der älteste Befund lässt auf eine kleine, auf Wurten gelegene Siedlung schließen. Eine ¹⁴C-Untersuchung von Schilf hat ergeben, dass die Gebäude „vermutlich frühestens seit der Mitte des 7. Jahrhunderts“ errichtet worden sind [ebd. 245]. Nach 750, spätestens nach 800, haben die Siedler ihre Wohnplätze erweitert und erhöht. Nach 850 und um 900 sind die Wurten abermals erhöht und erweitert worden [ebd. 247 f.].

Lässt man die Vermutung zur frühesten Zeit beiseite, entspricht die Zeit „nach 750, spätestens nach 800“ der Neubesiedlung im Osten Holsteins. Soweit der Verfasser die Ausführungen zur Besiedlung des Marschenlandes nach der Siedlungslücke einerseits mit der Besiedlung während der Römischen Kaiserzeit andererseits nachvollziehen kann, gleicht das Siedlungsmuster *Ausweitung und Erhöhung der Wurten* bei der Neubesiedlung dem Muster in den Jahrhunderten bis zur Siedlungslücke.

Neubesiedlung in West-Schleswig

Mit West-Schleswig ist hier die Landschaft Nordfriesland gemeint, die von der dänischen Grenze im Norden bis Husum im Süden reicht. Dass Friesen, aus Friesland kommend – den heutigen Niederlanden – nach der germanischen Abwanderung das Land in Besitz genommen haben, berichtet als Erster der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus um 1140 [Panten 1996, 44, 62]. Die Friesen werden als Händlervolk bezeichnet, das seine Waren auf dem Wasserweg entlang der Küste bis Dänemark transportiert. Als Beleg dafür dienen in Frankreich und England geprägte Münzen. Der älteste datierbare Grabfund stammt von der Insel Föhr um 700 [ebd. 46]. Aus dem 9. Jh. gibt es eine große Anzahl Urnengrab-Funde. Des Weiteren schreibt der Autor:

„Die eindrucksvollsten Bodendenkmäler auf den nordfriesischen Inseln sind die beiden mächtigen Ringwälle der Lembecksburg auf Föhr und der Tinnumburg auf Sylt. Untersuchungen kleineren Umfangs zeigen, dass die Lembecksburg auf einem Geestsporn angelegt wurde, der schon Siedlungsspuren aus der Römischen Kaiserzeit aufweist. Die sicher zur Burg gehörenden Siedlungsschichten jedoch entstammen dem neunten und zehnten Jahrhundert.“ [ebd. 48]

An gleicher Stelle weist der Autor auf die Meinung eines anderen Archäologen hin, der die beiden Ringwälle als Kultplätze aus der Kaiserzeit sieht.

Hinzuweisen ist auch auf die Ausgrabungsbefunde von Tofting und Eilenshof auf der Nordseite des Mündungsbereiches der Eider. Über Wohnplatzresten aus der Römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit hat man in Tofting Siedlungsreste aus jüngerer Zeit gefunden. Diese Reste sind wohl der

Zeit 800–1000 zuzurechnen, wie auch in Elisenhof [ebd. 49]. In Archsum auf Sylt hat man ebenfalls bei Ausgrabungen einen Zusammenhang von Siedlungsresten aus dem 8.–10. Jh. mit Siedlungsresten aus dem 4. Jh. gefunden. Hierzu und hinsichtlich weiterer Befunde des 4.–6. Jh. einerseits und des 8.–11. Jh. andererseits sei auf die Ausführungen von Dirk Meier [2011, 117-120] verwiesen.

Neubesiedlung des sächsischen Raumes insgesamt

Wie gezeigt, endet die Siedlungstätigkeit im nordelbischen Gebiet um 500. Das sächsische Gebiet nördlich der Elbe ist ab dem Beginn des 6. Jh. zumindest weitgehend menschenleer. Auch das sächsische Elbe-Weser-Gebiet ist ab dem 6. Jh. nicht mehr besiedelt. Gleichwohl möchte die Archäologie Kontinuität erkennen:

„Die Marschen des nördlichen Dithmarschen sind nach Ausweis der archäologischen Ausgrabungen der Dorfwurt Wellinghusen bei Wöhrden seit dem Ende des 7. Jahrhunderts nachweisbar besiedelt. Des Weiteren bezeugen einige Einzel- und Depotfunde, dass Schleswig-Holstein nicht ganz siedlungsleer gewesen sein kann. Dazu gehört ein goldener Brakteat [...] aus der Zeit um 550 n. Chr., wie er bei Heide gefunden wurde. Inwieweit ältere Ortsnamen auf eine Kontinuität der Besiedlung hindeuten, ist eine strittige Frage“ [Meier 2011, 56].

Im 8. Jh. drängen die Franken nach allen Richtungen vor – auch nach Norden. Zum einen geschieht dies aus ökonomischen Gründen und zum anderen, um den christlichen Glauben zu verbreiten. Leider sind den archäologischen Untersuchungen keine Hinweise zu entnehmen, die zur Beantwortung der Frage dienen können, woher die sächsischen Stämme südlich und nördlich der Elbe nach der siedlungsleeren Zeit kamen. Zu den Sachsen südlich der Elbe heißt es in den fränkischen *Reichsannalen* zum Jahr 798: König Karl „sammelte sein Heer und durchzog verheerend das ganze Sachsenland zwischen Weser und Elbe“ [Rau 1977, 69].

Er machte aber nicht an der Elbe halt, sondern bedrängte auch die Sachsen nördlich der Elbe.

„Die Niederwerfung der verschiedenen sächsischen Stämme durch Karl den Großen brachte das karolingische Imperium auf dem Höhepunkt seiner Macht in unmittelbaren Kontakt zu den nördlich der Elbe siedelnden sächsischen Stämmen der Holsteiner, Stormarner und Dithmarscher, den slawischen Abodriten in Ostholstein und den Dänen. [...] Schon zwischen 718 und 758 waren die Sachsen in etwa einem Dutzend Heerzügen von den Franken bedrängt worden“ [Meier 2011, 65].

Die sächsischen Stämme südlich und nördlich der Elbe sind nach der Zeilücke da, als seien sie nie fort gewesen. Im Einzelnen stützt sich das archäologi-

sche Wissen auf schriftliche Überlieferungen aus karolingischer Zeit. Die Sachsen sind bis zur Grenze entlang der Linie »Eider – Schlei« von Kaiser Karls Truppen vor 810 besiegt worden, und das sächsische Gebiet ist in das Frankenreich eingegliedert. Dem Expansionsdrang der Franken stehen jedoch nach wie vor die (so genannten) Dänen entgegen. Um ein eventuelles Vordringen des „anmaßenden“ und „übermütigen“ Dänenkönigs Godofrid / Göttrik abwehren zu können, lässt Karl die Burg Esesfelth nördlich der Elbe 3 km westlich vom heutigen Itzehoe durch den fränkischen Grafen Egbert und durch sächsische Grafen bauen, wie die *Reichsannalen* zum Jahr 809 berichten [Rau 1977, 93]. An demselben Standort hat sich bereits eine 150 Jahre ältere sächsische Doppelgraben-Anlage befunden [Lemm 2014, 357], und die neue Burg hat man „dort unmittelbar über den zum Teil noch offen liegenden Gräben der sächsischen Anlage erbaut“. Der Datierung der altsächsischen Anlage in die Zeit 650–700 liegen ¹⁴C-Untersuchungen und Keramik zugrunde [ebd. 357 und Lemm 2013, 204 f.].

Zur Abwehr der Slawen hat Kaiser Karl im Osten eine Grenze festgelegt, wie Adam von Bremen um 1075 berichtet, den *Limes Saxoniae*. Auch den Verlauf der Grenze von der Kieler Förde im Norden bis zur Elbe bei Boizenburg – durch Wälder, entlang Bächen und Flüschen – hat er beschrieben [Adam II, 18]. Unter dem *Limes Saxoniae* hat man sich einen breiten Streifen naturbelassenes Land vorzustellen [Struve 1985 (Nachdruck 1991, 85)]. Erstaunlich ist, dass die Slawen, die in Brandenburg, Mecklenburg und auch Ost-Holstein eingewandert sind, dieses Ödland nicht überwinden konnten.

Verwunderung über die historische Entwicklung in Schleswig-Holstein mag schon längere Zeit bestehen. Zweifel an den Abläufen und Vorschläge für Modifikationen im Detail sind erst seit der zweiten Hälfte der 90er Jahre formuliert worden.

Angulus desertus? – Angulus non desertus!

Der erste Teil der Überschrift ist der Titel eines Aufsatzes von Michael Gebühr [1998], der zweite Teil ist der Titel eines Aufsatzes von Andres Dobat [2003]. War Angeln verlassen und öde, wie Beda mitteilt, oder trifft das nicht zu? Gebühr [1998, 43] stellt zum Stand der archäologischen Forschung fest:

„Lange Zeit galt die nahezu geschlossene Abwanderung der Angeln nach Britannien als ein Faktum, das sich wie selten ein anderes sowohl historisch als auch archäologisch – durch germanischen Fundstoff in England und die Fundlücke in der Völkerwanderungszeit auf dem Kontinent – belegen lässt.“

An der Abnahme der Anzahl Funde im 5. Jh. und an der Fundleere in den folgenden Jahrhunderten kommt er nicht vorbei, fragt aber, ob es hierfür nicht auch andere Gründe geben kann:

„Aber selbst wenn man einen Siedlungsrückgang für wahrscheinlich hält – muss es sich um die Folge einer Abwanderung nach England handeln?“ [ebd. 44].

Sodann werden andere Möglichkeiten erörtert, die eine Fundleere bewirken haben können. Denkbar sei, dass die Bevölkerung konzentriert an zentralen Orten lebt, die man bisher aber nicht kennt. Konkret genannt wird als Beispiel eine weitere Siedlung bei Haithabu. Auch eine Abnahme der Bevölkerung aus natürlichen Gründen sollte überlegt werden, so beispielsweise als Folge einer Epidemie oder eines Klimawandels. Auch überbewirtschaftete und unfruchtbar gewordene Böden können die Ursache sein. Als Ergebnis seiner Überlegungen meint Gebühr, man solle die Formulierung *Angulus desertus* im Prinzip akzeptieren – aus welchen Gründen auch immer [ebd. 55]:

„Die Bevölkerung verringert sich insgesamt in mehreren Schüben bis zu einem Bruchteil des früheren Umfangs, der verbleibende Rest aber neigt offenbar dazu, sich an wenigen Orten zu konzentrieren, – von denen der eine oder andere die Siedlungslücke überdauert haben mag.“

In eine andere Richtung zielen die Überlegungen von Andres Dobat. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung stehen 6 Goldbrakteaten, die in Schleswig nördlich und südlich der Schlei gefunden worden sind und in die Zeit von der 2. Hälfte des 5. Jh. bis zur Mitte des 6. Jh. datiert werden. Es sind sorgfältig verzierte Gold-Plaketten, von denen zwei mit Durchmesser von ca. 6 cm und 10 cm ungewöhnlich groß und prächtig sind. Der Autor meint [Dobat 2003, 118]:

„Die Schleswiger Brakteaten können in Unkenntnis ihres Kontextes nicht unmittelbar als Hinweis auf Siedlungstätigkeit gewertet werden.“

Vier Absätze weiter heißt es jedoch zu 5 Brakteaten:

„Vorläufig ist also festzustellen, dass zumindest die Goldbrakteaten von Schuby, Geltorf und Wolfskrug auf eine völkerwanderungszeitliche Siedlungsschicht in Angeln und Schwansen gewertet werden können. Offen bleibt, inwieweit diese mit einer stellenweise kontinuierlichen Besiedlung bis in die Wikingerzeit gleichzusetzen ist.“

Nach weiteren Analysen – auch der Fundorte – kommt Dobat [ebd. 129] zu dem Ergebnis, es sei

„für einzelne Kleinregionen bzw. Plätze von einer das gesamte erste Jahrtausend einnehmenden Siedlungskontinuität auszugehen. Bedas *Angulus desertus* ist mit Sicherheit nicht auf den gesamten Teil des östlichen Südschleswig zu beziehen.“

Trotz aller archäologischen Bemühungen um den Nachweis von Siedlungskontinuität in Schleswig-Holstein stellt sich nach wie vor die Frage, wie es möglich sein kann, dass die Bevölkerung eines Landes im Verlauf von wenigen Jahrzehnten so weit abnimmt, dass sie nicht mehr nachweisbar ist und

eine eventuell vorhandene Restbevölkerung über Jahrhunderte hinweg nicht nachgewiesen werden kann. Zur Beantwortung der Frage wird im Folgenden ein neuer Ansatz gemacht.

Es gab keine siedlungsleere Zeit – ein neuer Ansatz

In den sächsisch besiedelten Räumen nördlich und südlich der Elbe – West-Holstein, Ost-Holstein und das Gebiet bis zur Weser – gibt es bis in die Zeit um 450 keine Auffälligkeit. Aber dann ist archäologisch ein Siedlungseinbruch festzustellen. Auch mit pollenanalytischen Untersuchungen lässt sich nach 500 eine Siedlungstätigkeit nicht mehr nachweisen [Venus 2004; Nösler/Wolters 2009]. Im gesamten nordsächsischen Raum beginnt am Ende des 5. Jh. eine siedlungsleere Zeit, die erst im 8. Jh. durch Neubesiedlung endet.

Eine gleichartige Entwicklung ist im heutigen Bundesland Sachsen festzustellen. Judith Oexle [2000, 69 f.] schreibt im Katalog zur Ausstellung *Sächsische Nacht* des Archäologischen Landesmuseums:

„Noch im 4. und frühen 5. Jahrhundert n. Chr., also in der späten Römischen Kaiserzeit und der beginnenden Völkerwanderungszeit, ist das Tiefland des heutigen Sachsen flächig mit über 200 Fundstellen recht dicht besiedelt. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten ändert sich dieses Bild jedoch dramatisch. Aus der Zeit zwischen 450–700 n. Chr. kennen wir kaum mehr als 30 Fundplätze in Sachsen. [...] Damit wird immer deutlicher, dass wir ab 450 n. Chr. in Sachsen mit einer weitgehenden Siedlungsleere zu rechnen haben; sie dauert sicherlich bis in das ausgehende 8. Jahrhundert an. Wohl erst ab dem 9. und 10. Jahrhundert beginnt eine intensivere Aufsiedlung, an der eine slawisch und eine deutsch sprechende Bevölkerung beteiligt ist und die im 10. Jahrhundert auch urkundlich fassbar wird.“

Dieselben Sätze könnte man schreiben, wenn die Entwicklung in Schleswig-Holstein dargestellt werden soll. Andererseits: In Schleswig-Holstein und 400 km südöstlich in Sachsen eine zu derselben Zeit beginnende und 3 Jahrhunderte später zu derselben Zeit endende Siedlungsleere – das kann nicht sein. Schon eine großräumige Siedlungsleere in nur einem Teil Deutschlands ist schwer vorstellbar, wie die Äußerungen von Michael Gebühr, Judith Oexle und Andres Dobat zeigen. Eine in drei Bundesländern gleichzeitig schnell eintretende, 300 Jahre andauernde und dann gleichzeitig endende Siedlungslücke ist nicht erklärbar. Es gibt wohl nur eine Lösung für das raumübergreifende Problem, und die lautet als Frage formuliert: Könnte es sein, dass es statt zu weniger Siedlungsfunde in den Räumen zu viele Jahre in der Chronologie gibt? Wenn man das Jahr 450 (beginnender Siedlungseinbruch) gleichsetzen könnte mit dem Jahr 750 (beginnende Neubesiedlung) oder das Jahr

500 (beginnende Siedlungsleere) mit dem Jahr 800 (Neubesiedlung weitgehend abgeschlossen), ließen sich die archäologisch erkannten Probleme wohl lösen.

Überblickt man die Entwicklung in Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter, sind zwei Zeitstränge zu erkennen. Der eine Zeitstrang reicht von der Zeitenwende um das Jahr 0 bis in die Zeit um 500 und der andere von der Zeit um 800 bis in die Gegenwart. Der ältere Zeitstrang stützt sich auf die Abfolge römischer Kaiser und auf Steuer-Zyklen, und der jüngere orientiert sich am christlichen Kalender. Beide Zeitstränge weisen eine Differenz von 300 Jahren auf, weil das Jahr 1000 AD nicht von Christi Geburt an fortlaufend abgezählt worden ist, sondern fixiert wurde als der Beginn des messianischen Reiches – 1000 Jahre nach Christi Geburt – mit Bezug auf den Sachsenkaiser Otto III. (*980, †1002). Bei der Fixierung des Jahres 1000 nach Christi Geburt (1000 AD) in Relation zur Regierungszeit des römischen Kaisers Augustus hat sich eine Zeitdifferenz von 300 Kalenderjahren gewissermaßen eingeschlichen. Als Nachweis dient die Feststellung, dass bei der Gregorianischen Kalenderreform 1582 eine Korrektur des Julianischen Kalenders um nur 10 Tage statt um 13 Tage erforderlich war. Der Verfasser folgt mit dem neuen Ansatz der These von Heribert Illig [1996; 1999], der als Erster gezeigt hat, dass die Chronologie 3 Jahrhunderte fiktive Zeit enthält.

Es wird im Weiteren versucht, die beiden mit realen Ereignissen gefüllten Zeitstränge in Schleswig-Holstein zusammenzuführen und die Ereignisse aufeinander zu beziehen. Trifft die Annahme zu, dass die Chronologie 300 Jahre enthält, die *ohne reale Ereignisse verstreichen*, sind die für diese Zeit schriftlich dokumentierten Ereignisse in späterer Zeit erinnert, aus- und umgestaltet oder auch erdacht worden. Zwei Vorgänge von europaweiter Bedeutung sind bestimmend für das Geschehen in Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter:

- die von Südosteuropa ausgehende slawische Expansion, die zur weitgehenden Slawisierung Ostdeutschlands einschließlich Holsteins führt, und
- der Zerfall des römischen Reiches mit dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft auf der britischen Insel und der anschließenden Anglisierung Britanniens.

Die Slawisierung Ostdeutschlands ist zeitlich auf den christlichen Kalender bezogen und die Anglisierung Britanniens auf den römischen Kaiser-Kalender. Weil beide Kalender um 300 Jahre differieren, empfiehlt es sich hier, alle Ereignisse mit zwei Daten zu versehen, die beide dasselbe Jahr meinen, so beispielsweise das Jahr 500||800 oder auch 800||500. Was unmittelbar vor dem Jahr 800 geschah, das geschah unmittelbar vor 500.

Um 700||400 beginnen slawische Stämme nach Ostdeutschland einzudringen. Um 720||420 erreichen die Abodriten Ost-Holstein und verdrängen die ansässige germanische Bevölkerung. Der erste Ringwall von Starigard/

Oldenburg wird gebaut. Um 750||450 verfestigt sich die slawische Vormacht in Ost-Holstein, und in Starigard wird ›Burg 3‹ gebaut. Nach 800||500 ist die Slawisierung Ostdeutschlands einschließlich Ost-Holsteins weitgehend abgeschlossen. Starigard ist zur Hauptburg der Abodriten ausgebaut worden und ist Fürstensitz.

In Britannien dienen um 400||700 sächsische Söldner in römischen Diensten und lernen das Land kennen und seine Vorzüge schätzen. Nach 400||700 beginnt deshalb eine Einwanderungswelle aus sächsischen Gebieten nach Britannien, die zunehmend stärker wird. Vor 450||750 bricht die römische Herrschaft in Britannien zusammen, und danach strömen Sachsen in großer Zahl in das Land. Der Zusammenbruch der römischen Herrschaft auf der britischen Insel korrespondiert – was Zufall ist – zeitgleich mit dem Eindringen der Slawen in Ost-Holstein ab 720||420. Die dort, aber auch südlich der Elbe siedelnden Sachsen flüchten. Auch aus den Landschaften Angeln und Schwansen wandert die Bevölkerung ab. Anders ausgedrückt: Die Flucht der Bevölkerung vor den Slawen und auch die vorsorgliche Abwanderung aus Furcht vor den Fremden bewirkt die angelsächsische Landnahme bis 500||800.

Das Datum ›450‹ und die Kenntnis von den Schrecken der Landnahme durch Angeln, Sachsen und Jüten stützen sich auf die Datierung in Beda's Kirchengeschichte zum Jahr 449 [I, 15]:

„Anno ab incarnatione Domini CCCCLVIII Marcianus cum Valentiniano quadragesimus sextus ab Augusto regnum adeptus VII annis tennuit. Tunc Anglorum siue Saxonum gens, inuitata a rege praefato, Britanniam tribus longis nauibus aduehitur ...“

Das Datum *im Jahr 449 nach der Fleischwerdung des Herrn* schrieb Beda vor 735, datiert nach dem römischen Kaiser-Kalender. Üblich wurde die Datierung *anno ab incarnatione Domini* jedoch erst im 11. Jh. – nach christlichem Kalender. Dieser unverständlich lange Zeitabstand ist ein Indiz für 300 fiktive Jahre in unserer Zeitrechnung.

Ein weiteres Indiz für 300 fiktive Jahre in der Zeitrechnung liefern die fränkischen *Reichsannalen* im Bericht zum Jahr 786 [Rau 1977, 49]. Nach dem Osterfest beschloss König Karl,

„ein Heer in die Bretagne zu schicken. Denn als die Insel Britannien von den Angeln und Sachsen überflutet wurde, fuhr ein großer Teil ihrer Bewohner übers Meer und ließ sich am äußersten Ende Galliens [...] nieder.“

Die Chronisten der *Annalen* sind gut informiert, nur überfluteten Angeln und Sachsen die britische Insel 300 Jahre früher. König der Franken war Chlodowech und bekannt ist, dass nach der Mitte des 5. Jh. von der Insel verdrängte Britannier in die später nach ihnen benannte Bretagne einwanderten und dass

den Franken die Kontrolle des Gebietes zu entgleiten drohte [RGA 10, 1998, 398; zum Verlauf Wirsching 2005, 385 f.].

Ein drittes Indiz findet sich in der Geschichte Sachsens. Es ist die Gleichsetzung des Volkes der Awaren mit den Ungarn durch Widukind von Corvey [Wirsching 2013]. Die Awaren drangen vor 600 aus Asien kommend bis zur Elbe vor und 300 Jahre später – vor 900 – die ebenfalls aus Asien kommenden Ungarn. Obwohl Widukind von Corvey um 960 nichts von den Awaren wissen konnte, weil sie schon seit mehr als 2 Jahrhunderten aus der Geschichte verschwunden waren, schreibt er in seiner *Sachsengeschichte*, dass Otto I. und dessen Vater Heinrich I. gegen die Awaren gekämpft haben [Widukind I, 19] und ferner „Awaren, jetzt Ungarn genannt“ *›Avares quos modo Ungarios vocamus‹* [ebd. I, 17].

Wenn der Zeitstrahl ›bis 500‹ mit dem Zeitstrahl ›nach 800‹ zusammengefügt wird, werden Beda's Worte *angulus desertus* verständlich. Ost-Holstein und Ost-Schleswig sind von der Bevölkerung wegen der slawischen Landnahme weitgehend geräumt worden. In der Umgebung von Starigard bleibt der Wald dicht, denn in der Nähe der slawischen Burg wollte keine sächsische Bauernfamilie das Land bewirtschaften. Auf die Frage, woher die Sachsen bei der Neubesiedlung des Landes kamen, kann es keine Antwort geben, weil es keine Neubesiedlung gab. Nördlich und südlich der Elbe sowie im Elbe-Weser-Gebiet siedeln um 800 dieselben Menschen wie um 500. Nicht zu verstehen ist, warum die Pollenanalysen in diesem Gebiet Siedlungsleere anzeigen. Nimmt man das Danewerk in den Blick, wird klar, dass keineswegs ein siedlungsleerer Raum im Norden gegen einen siedlungsleeren Raum im Süden abgeschirmt wurde. Der besiedelte Norden wurde durch den Ausbau des ursprünglichen Grenzwalls vor 750||450 zu Danewerk I gegen die in Ost-Holstein vordringenden Slawen geschützt. Denkbar ist auch, dass die aus den slawisch besetzten Gebieten abwandernde Bevölkerung einen starken Druck auf die im Norden ansässige Bevölkerung ausübte, dem mit dem Danewerk Widerstand entgegengesetzt wurde.

Auch hinsichtlich der im 8. Jh. neu entstehenden Siedlungen in Angeln nördlich der Schlei und in Schwansen südlich der Schlei ist bei der Gleichsetzung 750||450 ein anderes Szenario zugrunde zu legen. Die Siedlungen wurden nicht gegründet und sie entwickelten sich nicht, weil skandinavische Siedlergruppen sich niederließen, sondern wegen Siedlern, die aus den slawisch besetzten südöstlichen Gebieten abgewandert waren. Über alles gesehen, muss man sich wohl einen komplexen Verdrängungsprozess vorstellen: Slawen bedrängten die germanische Bevölkerung in Südost-Holstein. Die abwandernden Sachsen bedrängten die Bevölkerung in Ost-Holstein. Diese Siedler drängten nach Schwansen und Angeln. Aus Angeln, Schwansen und

anderen sächsischen Gebieten wanderten besonders aktive Männer und Frauen nach Britannien aus.

Die Sachsen nördlich und südlich der Unterelbe waren um 750|450 ein wehrhaftes Volk. Sie bauten Ringwall-Burgen zur Abwehr der Slawen. Nicht Kaiser Karls Ödlandstreifen hat das Vordringen der Slawen nach Westen zum Stillstand gebracht, sondern der Wille der Sachsen zur Selbstbehauptung. Die ersten Ringwälle wurden in Hamburg auf dem späteren Domplatz und in Esesfelth errichtet. Ein Mythos ist die Gründung Hamburgs durch Karl den Großen, wie Rainer-Maria Weiss [2014, 18] eindeutig klargelegt hat. Die ringwallförmige Befestigungsanlage auf dem Domplatz ist keine fränkische Gründung, sondern fällt in die spätsächsische Zeit vor 800|500 [ebd. 19]. Der Widerstand der Sachsen ist heute noch sichtbar. Westlich vom *Limes Saxoniae* verläuft in Nord-Süd-Richtung eine *Kette von 5 Burgen*, zu der Thorsten Lemm [2014, 364; vgl. ebd. 358, Abb. 1] mitteilt:

„Die Burgen von Borgdorf bis Hitzhusen hat Karl-Wilhelm Struve aufgrund der regelhaften Abstände der Ringwälle von 8-11 km zueinander und ihrer Teilfunktion als Wegesperrern als ein geplantes Verteidigungssystem verstanden und als ›östliche Burgenkette‹ bezeichnet.“

Die Slawen mussten sich ihrerseits gegen die wehrhaften Sachsen schützen und bauten deshalb ebenfalls Ringwälle. Die zahlreichen slawischen Burgen in Mecklenburg und Ost-Holstein östlich des *Limes Saxoniae* [vgl. Müller-Wille 1991, 56; Lemm 2014, 358] wären unverständlich, gäbe es in West-Holstein einen siedlungsleeren Raum.

Überblickt man die archäologischen Befunde an der Westküste in Dithmarschen, ist die Situation bei der Gleichsetzung 750|450 oder auch 800|500 recht klar: Es ist Siedlungskontinuität erkennbar. Die Entwicklung der Wurtten ab 750 entspricht der Entwicklung in der Römischen Kaiserzeit bis 450. Zur Art und Weise der Besiedlung Nordfrieslands durch die Friesen kann der Verfasser keine Angaben machen. Auf jeden Fall sollte auch dort Siedlungskontinuität nachweisbar sein.

Ein Einfluss der Franken auf die Sachsen nördlich der Elbe vor 800|500 ist auszuschließen, denn beide Jahre sind ohne die fiktiven 300 Jahre identisch, und um 500 gab es kein fränkisches Expansionsbestreben. Deshalb ist auch unmittelbar nach 800|500 keine Expansion denkbar. Wie eine Eingliederung der nicht von den Abodriten besetzten sächsischen Gebiete in das Frankenreich stattgefunden haben kann, ist nicht vorstellbar. Denkbar ist, dass die Franken beratend halfen beim Bau der Burg Esesfelth als Vorbild für den Bau weiterer Burgen nördlich der Elbe, denn die Burgenkette weist fränkische Gestaltungselemente auf [Lemm 2014, passim]. Die in den fränkischen *Reichsannalen* Karl dem Großen zugeschriebenen Anweisungen und Taten

sind durch nichts belegt außer durch den Text. Einen durchaus realen Bezug haben aber beispielsweise die Ausführungen zum Danewerk (Bauzeit und Zweck) und zum *Limes Saxoniae* (Streckenführung).

Abschließend sei noch einmal die Frage gestellt, ob es eine siedlungsleere Zeit im frühen Mittelalter gab. Die Antwort besteht aus zwei Teilen und lautet:

- Ja, es ist eine Siedlungslücke archäologisch erkennbar, die rund 300 Jahre andauert, wenn der christliche Kalender zugrunde gelegt wird, so wie er weltweit eingeführt ist.
- Nein, es gibt keine Siedlungslücke, wenn berücksichtigt wird, dass der christliche Kalender in der Zeit 5.–10. Jahrhundert 300 Jahre enthält, die ohne reale Ereignisse sind.

Nach Überprüfung der vorstehenden Ausführungen durch die archäologischen und historischen Fachwissenschaften, auch im Hinblick auf die Kirchengeschichte Norddeutschlands, wird die eingangs gezeigte Fundtabelle unter Ausklammerung einer fiktiven Zeit von 300 Jahren neu zu strukturieren sein und dann Kontinuität auch vom 5. bis zum 10. Jh. dokumentieren.

Literatur

- Adam von Bremen (um 1075): *Bischofsgeschichte der Hamburger Kirche*, Hg. Werner Trillmich und Rudolf Buchner (1961) Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, Darmstadt
- Archäologisches Museum (1986): *Schleswig-Holstein in 150 archäologischen Funden*, Archäologisches Landesmuseum der Christian-Albrechts-Universität in Kiel; Neumünster
- Bauer, Albert / Rau, Reinhard (⁵2002): *Widukinds Sachsengeschichte*: Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, Darmstadt (¹1971)
- Biermann, Felix / Dalitz, Stephan / Heußner, Karl-Uwe (1999): Der Brunnen von Schmerzke, Stadt Brandenburg a. d. Havel und die absolute Chronologie der frühslawischen Besiedlung im nordostdeutschen Raum, *Praehistorische Zeitschrift*, Bd. 74, 219-243
- Böhme, Horst Wolfgang (1986): Das Ende der Römerherrschaft in Britannien und die angelsächsische Besiedlung Englands im 5. Jahrhundert, *Jahrbuch des Römisch-germanischen Zentralmuseums* Bd. 33.2, Mainz, 469-574
- Brather, Sebastian (²2008): *Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa*, Ergänzungs-bände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 61
- Dobat, Andres (2003): „Angulus non desertus!“ Kontinuität und Zentralität in der jüngeren Eisenzeit Südschleswigs, *Archäologie in Schleswig*, Bd. 10, Hg. Archäologisches Landesmuseum Schleswig, 113-136
- Dörfler, Walter / Kroll, Helmut / Meier, Dietrich / Willroth, Karl-Heinz (1992): Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Siedlungsforschung in Angeln und Schwansen. Hg.

- Michael Müller-Wille, Dietrich Hoffmann, *Der Vergangenheit auf der Spur. Archäologische Siedlungsforschung in Schleswig-Holstein*, Neumünster, 111-141
- Erlenkeuser, Helmut / Willkomm, Horst (2004): Altersbestimmungen mit Radiokohlenstoff, Starigard / Oldenburg. Hauptburg der Slawen in Wagrien, Bd. V, *Naturwissenschaftliche Beiträge*; Hg. Alfred Haffner, Michael Müller-Wille, Veröffentlichungen des Sonderforschungsbereichs 17, Bd. 19, 129-134
- Gabriel, Ingo / Kempke, Torsten (1991): *Ausgrabungsmethode und Chronologie; Starigard / Oldenburg. Ein slawischer Herrschersitz des frühen Mittelalters in Ostholstein*, Hg. Michael Müller-Wille, Neumünster 127-148
- Gebühr, Michael (1998): Angulus desertus? *Studien zur Sachsenforschung*, Hg. Hans-Jürgen Häbler, Bd. 11, Oldenburg, 43-85
- Hoffmann, Dietrich / Meier, Dirk / Müller-Wille, Michael (1997): Geologische und archäologische Untersuchungen zur Landschafts- und Siedlungsgeschichte des Küstengebietes von Norderdithmarschen, *Germania. Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts*, Jg. 75, 1997, Bd. 1, 223-263
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Kempke, Torsten (1998): *Archäologische Beiträge zur Grenze zwischen Sachsen und Slawen im 8.-9. Jahrhundert*, Hg. Anke Wesse, Studien zur Archäologie des Ostseeraumes: von der Eisenzeit bis zum Mittelalter; Festschrift für Michael Müller-Wille, Neumünster, 373-382
- Kleingärtner, Sunhild (2014a): *Die frühe Phase der Urbanisierung an der südlichen Ostseeküste im ersten nachchristlichen Jahrhundert; Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete*, Bd. 13
- (2014b): Kontakte und Austausch; Katalog zur Ausstellung ›Die Wikinger‹ Hg. Gareth Williams / Peter Pentz / Matthias Wemhoff, Museum für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin, 30-68
- Lemm, Thorsten (2013): Die frühmittelalterlichen Ringwälle im westlichen und mittleren Holstein, Teil 1, *Schriften des Archäologischen Landesmuseums*, Bd. 11, Neumünster
- (2014): Esesfelth und der Burgenbau des 9. bis 10. Jahrhunderts in Nordelbien, Hg. Rainer-Maria Weiss / Anne Klammt, *Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs*, Hamburg, 353-376
- Meier, Dirk (2011): *Schleswig Holstein im frühen Mittelalter*, Heide
- Michel, Thorsten (2005): Studien zur Römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit in Holstein, *Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie*; Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Kiel, Bd. 123
- Müller-Wille, Michael (1991): Abodriten, Polaben und Wagrier im Nordwesten der slawischen Welt, *Starigard / Oldenburg. Ein slawischer Herrschersitz des frühen Mittelalters in Ostholstein*, Hg. Michael Müller-Wille, Neumünster, 53-68
- Nösler, Daniel / Wolters, Steffen (2009): *Kontinuität und Wandel – zur Frage der spätvölkerwanderungszeitlichen Siedlungslücke im Elbe-Weser-Dreieck*; Hg. Orso-lyia Heinrich-Tamaska / Niklot Krohn / Sebastian Ristow, *Dunkle Jahrhunderte in*

- Mitteleuropa? Studien zu Spätantike und Frühmittelalter Bd. 1, 367-388
- Oexle, Judith (2000): Am Rand des Merowingerreiches: das 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. in Sachsen, *Sachsen: archäologisch. 12.000 v. Chr. – 2.000 n. Chr.*, Katalog zur Ausstellung ›Die sächsische Nacht‹ 2000. Hg. Judith Oexle, Landesamt für Archäologie, Dresden, 69-70
- Panten, Albert (²1996): Die Nordfriesen im Mittelalter, *Geschichte Nordfrieslands*, Hg. Nordfriisk Instituut und Stiftung Nordfriesland, Heide, 59-102
- Rau, Reinhold (1977): *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte; erster Teil: Die Reichsannalen*, Darmstadt
- RGA (1998): *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 10
- Spitzbart Günter (1997): *Beda der Ehrwürdige. Kirchengeschichte des englischen Volkes Beda Venerabilis. Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, (latein / deutsch) Darmstadt
- Struve, Karl-Wilhelm (1985): *Zur Geschichte von Starigard / Oldenburg*; Nachdruck in: Hg. Michael Müller-Wille (1991): *Starigard / Oldenburg. Ein slawischer Herrschersitz des frühen Mittelalters in Ostholstein*, Neumünster, 85-102
- Venus, Jörg (2004): Pollenanalytische Untersuchungen zur Vegetations- und Siedlungsgeschichte Ostwagriens und der Insel Fehmarn; *Starigard / Oldenburg. Hauptburg der Slawen in Wagrien*, Bd. V, *Naturwissenschaftliche Beiträge*; Hg. Alfred Haffner, Michael Müller-Wille, Veröffentlichungen des Sonderforschungsbereichs 17, Bd. 19, 31-94
- Weiss, Rainer-Maria (2014): Mythos Hammaburg – Fakten und Fiktionen zur Frühgeschichte Hamburgs, Hg. Rainer-Maria Weiss / Anne Klammt, *Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs*, Hamburg, 17-53
- Widukind von Corvey (um 960): *Res gestae Saxonicae*. Hg. Albert Bauer, Reinhard Rau (⁵2002); *Widukinds Sachsengeschichte; Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit*, Darmstadt
- Williams, Gareth (2014): Einleitung; Katalog zur Ausstellung ›Die Wikinger‹ Hg. Gareth Williams / Peter Pentz / Matthias Wemhoff, Museum für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin, 16-27
- Willroth, Karl-Heinz (1992): Untersuchungen zur Besiedlungsgeschichte der Landschaften Angeln und Schwansen von der älteren Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter. Eine Studie zur Chronologie, Chorologie und Siedlungskunde, *Untersuchungen aus dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Kiel*, Neue Folge 72, Hg. Alfred Haffner und Michael Müller-Wille
- Wirsching, Armin (2005): Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie? *Zeiten sprünge* 17 (2) 378-294
- (2013): Exkurs zu Widukind von Corvey: Awaren – Ungarn – Karl der Große; *Zeiten sprünge* 25 (1) 113-129

Dr.-Ing. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32
a.wirsching@hotmail.de

Fiktive Hammaburg im Riesenformat

Eine Klarstellung von Heribert Illig

Weiss, Rainer-Maria / Klammt, Anne (2014): *Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs*; Veröffentlichung des Helms-Museums, Archäologisches Museum Hamburg; Hamburg, 508 großformatige Seiten, zahlreiche Abbildungen [= WK]

‘Top secret’: Das Buch zur Hammaburg-Ausstellung ist kein Katalog, sondern ein schwergewichtiger, weitausgreifender, auch redundanter Aufsatzband und wird nur an der Museumskasse ausgehändigt. Trotzdem ist es einem ‘Südlicht’ gelungen, ihn einsehen und so feststellen zu können: Der Aufsatz von Museumsdirektor Prof. Dr. Rainer-Maria WEISS „Mythos Hammaburg - Fakten und Fiktionen zur Frühgeschichte Hamburgs“ [WK 17-53] gibt den Rahmen vor; die weiteren Artikel von 37 Autoren bringen dazu zahllose Details und Weiterungen.

Über den Inhalt der Ausstellung wird in dem fast 3 kg schweren Klotz von einem Buch – das entspricht drei postalischen Büchersendungen – nichts veratet. Das mag einen einfachen Grund haben. Auf dem Domplatz ist 2005/06 nichts ergraben worden, das ausstellungswürdig wäre. Vier Exponate zeigen das Problem:

- Eine Kreuzfibel schmückt den schweren Begleitband, dient als Logo für die Ausstellung und wird der Zeit um 800 zugeschrieben, doch sie selbst ist nur 3 cm groß und wurde zwar auf dem Domplatz gefunden, aber bereits 1952 [WK 219, 283].
- Ein aus Knochen geschnittenes Kruzifix aus dem 10. Jh. ist nur 2 cm groß und wurde 1954 südlich des Domplatzes gefunden [WK 113].
- Schließlich gibt es einen Streufund aus der Hammaburg: eine vergoldete Scheibfibel mit Mariendarstellung aus dem 9./10. Jh. Aber auch sie ist nur gut 2 cm groß und stammt aus einer Grabung der 80er Jahre [WK 270].
- Etwas größer ist nur die aus 22 Scherben rekonstruierte Tatinger Kanne (s.u.) aus der Zeit um 800, auch sie bereits 1952 gefunden.

Insofern machten die Aussteller aus der Not eine Tugend und bieten „einen Überblick *bis ins 14. Jahrhundert*. Zu sehen sind Schwerter und Haushaltsgegenstände, kunstvolle Fibeln und Siegelstempel sowie Seiten aus der »Vita Anskarii«, der im 9. Jahrhundert entstandenen Biografie Ansgars. Dazu kommen viele Schautafeln, Grafiken und Computer-Simulationen, die zeigen, wie Hamburg damals aussah“ [Kummereinke; Hvhg. HI].

Im Buch geht es auch um diese ‘Highlights’, aber vor allem – in farbigem ‘Super-Breitleinwandformat’ – um die Hammaburg(en) und die bedrängende Frage, ob – mit Verlaub – das armselige Kaff nun ein Zentralort zwischen Nord- und Ostsee gewesen sei. Immerhin räumen Museumsdirektor WEISS und seine Mitstreiter mit einigen unhaltbaren *Mythen* auf. Ausgemustert werden:

- Hamburg als eine Gründung Karls d. Gr. [WK 18, 23],
- die *Vita Anskarii* als Zeugnis für Hamburg [WK 23],
- die Gründung des Bistums Hamburg – eine Fiktion von 890 [WK 26].
- Adams v. Bremen Frühdatierung des Erzbistums Hamburg (832) [WK 287]
- Barbarossas Freibrief für Hamburg (1189) als Fälschung [WK 18],
- ein Kirchenvorläufer als Heridag-Kirche aus Karls Zeit [WK 274] (auch wenn das nicht allen Autoren [ebd. 153] bekannt war),
- Karls d. Gr. Hofhaltung 804 in Hollenstedt nahe Harburg [WK 177];
- Überreste des Benedikt V.-Kenotaphs: „Als Beleg für die Rückverlängerung des gotischen Mariendoms in das 10. Jahrhundert und eine damit implizierte Ortskontinuität letztlich bis zurück zu Ansgar hat das Kenotaph in jedem Fall auszuscheiden“ [WK 37].

Trotz des Buchtitels *Mythos Hammaburg* müsste es eigentlich mit dem Mythos zu Ende sein, denn

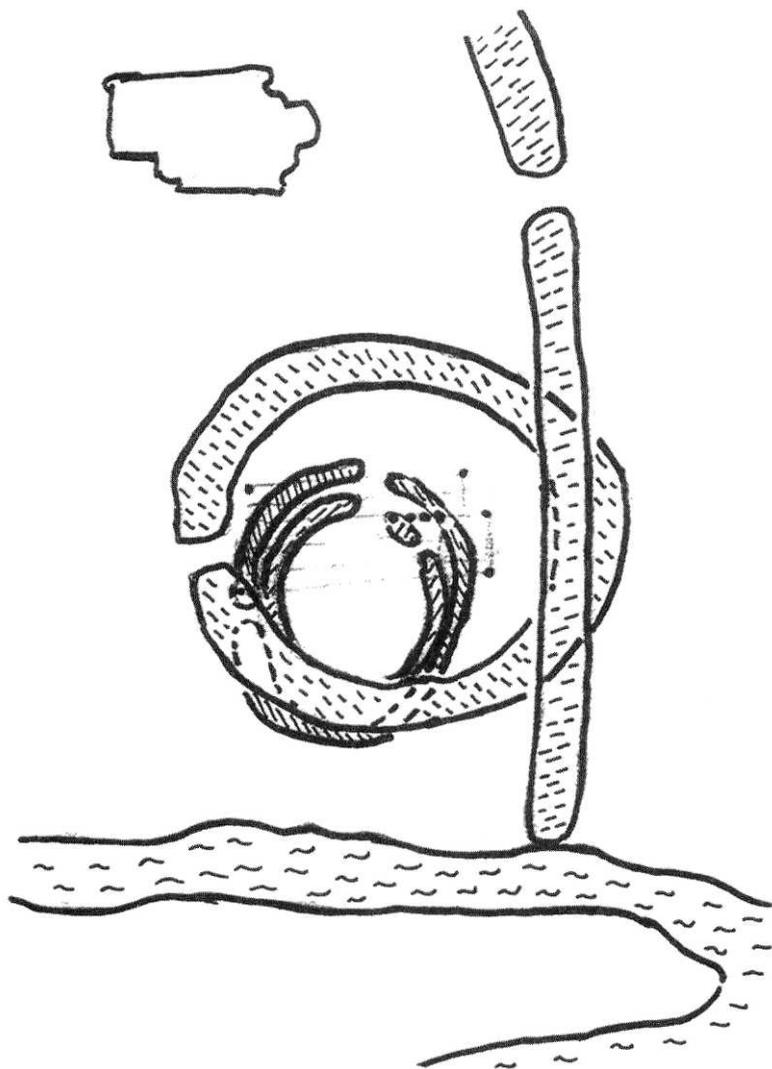
„nun haben die neuen Ausgrabungen doch den Nachweis erbracht, dass die Hammaburg am Domplatz gelegen hat, jedenfalls einer der beiden in die Zeit Ansgars zu datierenden ringförmigen Gräben. Das sind Ergebnisse des interdisziplinären Fachkolloquiums am 13. und 14. Dezember [2013] in Vorbereitung der Sonderausstellung, der der vorliegende Band gewidmet ist“ [Steuer in WK 152].

Über die Teilnehmer am Kolloquium wird Stillschweigen gewahrt. 25 Experten [WK 149] haben teilgenommen, aber 39 Forscher haben Buchartikel beige-steuert [WK 505 f.], 1 Teilnehmer blieb krankheitsbedingt den Artikel schuldig. Auch ohne Teilnehmerliste lässt sich prüfen, ob noch Mythen geblieben sind.

Die Grabungssituation am Domplatz

Dreh- und Angelpunkt ist die Ausgrabung auf dem Domplatz, die bereits 2005/06 stattgefunden hat. Wer die Grabung im Internet mittels Video-Kamera und Grabungstagebuch verfolgt hat, kann nur staunen: Im aktuellen Buch sind alle Wirrungen, auch die zwischen Grabungsleiter und Museumsdirektor konsequent ausgeblendet. Nur kurz [bereits bei Illig 1/2014 nachlesbar]:

Die vom Juli 2005 bis Nikolaustag 2006 laufende Grabung, die nicht nur den Domplatz sichten, sondern die Hammaburg finden soll, bleibt für den Grabenden wie für den Beobachter ergebnislos. Der Grabungs-Blog wird



Trotz zahlreicher, auch redundanter Karten gibt es in *Mythos Hammaburg* keine mit der gesamten Abfolge vom 8. bis ins 11. Jh. Deshalb hier eine eigene Zeichnung [aus WK 34, 39 etc.], maßstabslos wie alle jene Karten des Begleitbuchs. Zu sehen sind die beiden sächsischen Grabenringe innerhalb des größeren Rings, der vom Heidenwall als Absperrung der Halbinsel abgelöst worden ist. Innerhalb der Wälle die vier Pfosten des ersten Doms und seine Eckpunkte. Links oben der Umriss der viel späteren Kirche St. Petri. Läge unter ihr die von WEISS erhoffte Ansgar-Kirche?

immer seltener bedient, und am 06. 12. 2006 verkündet Grabungsleiter Karsten KABLITZ den Fehlschlag: „Entgegen älterer Annahmen befindet sich die Burganlage definitiv nicht auf dem Domplatz“ [ebd. 87]. Nach früheren Fehlinterpretationen ein weiteres Ende der Hammaburg. „Die Hamburger aber sind verzweifelt“ [Willmann 2006].

Nur Tage später (Dezember 2006) verkündet WEISS, man habe am letzten Grabungstag die Hammaburg gefunden; es müssten nur noch ¹⁴C-Messungen durchgeführt werden.

Am 12. 12. 2007 teilt WEISS durch seine Museumssprecherin mit, dass die Holzproben nicht aus der Zeit der Hammaburg, d.h. der Ansgar-Zeit um 835 stammen. Das nächste Ende der Hammaburg.

Am 25. 01. 2014 lässt WEISS die erstaunte Öffentlichkeit wissen: Wir haben die Hammaburg gefunden, ein Kolloquium hat das Ergebnis akzeptiert, weshalb es ab Oktober eine Hammaburg-Ausstellung geben wird. Was war geschehen? WEISS hatte im Jahr 2013 die Grabungstagebücher KABLITZ' studiert und die Möglichkeit der Uminterpretation und damit des nachträglichen Grabungserfolgs gefunden. Zwar waren drei Grabenanlagen bekannt, doch keine mit einer Kirche, die ohnehin keinen Platz gehabt hätte.

Wenn man aber die Kirche eskamotieren, wegzaubern könnte? Da könnte der Holzbau „so fragil“ gewesen sein [G/K2], dass ihn der Archäologe nicht aufspüren konnte – siehe den Archäologen Manfred Lehner [vgl. Illig 2013, 629] – allerdings wird der zu kleine Burgplatz dadurch nicht größer. Oder die Kirche stand dort, wo heute St. Petri steht, unter der bislang nicht gegraben werden konnte. Heureka! „»Jetzt müssen wir keine Kirche mehr suchen, das befreit das Denken«, freut sich Weiss“ [Pohle]. Seitdem steht die Hammaburg definitiv fest.

Auf den 500 Seiten von *Mythos Hamburg* wird darüber nicht berichtet; das Buch setzt erst mit dem Zusammentreten des Kolloquiums ein. Dort wird das WEISS'sche Szenario diskutiert: Aus einem palisadengeschützten sächsischen Fischerdorf wird die karolingische Bischofsburg, von der aus man die ungeschützte Kirche und das durch Rimbert überlieferte Kloster [G/K2] gut sehen kann, worauf es nach einer Wikingerzerstörung munter bergauf geht, obwohl oder weil der Bischof sich absentiert hat. Das überzeugt erst die Kollegen, dann die Presse, mittlerweile die Hamburger und bald die ganze Welt.

Die Fundsituation

Wie nun stellt sich die Abfolge an Bauten auf dem Geestsporn zwischen Elbe und Alster dar? Das Verständnis wird erschwert, weil WEISS anders als die übrigen Autoren zählt: WEISS: Hammaburg I, II, Siedlungshorizont, Hammaburg III, Heidenwall; das sind für die anderen Autoren fünf Perioden:

- **Periode I (Hammaburg I):**
Spätsächsischer, 6 m breiter und 4,75 m tiefer Ringgraben, vor 800 gebaut. Innendurchmesser 48 - 58 m [WK 19, 73], entspricht bei einem Mittelwert von 53 m einer inneren Nutzfläche von **2.200 m²**, von der die Palisade samt innerer Wehrfläche noch abzuziehen ist. Gesamt-Ø maximal 70 m. Innenbebauung und ein Wall mit Palisade sind nicht mehr nachweisbar. Einebnung des Grabens gegen 800 [WK 19]. Ein Wall ist wegen der Kleinheit der Fläche auszuschließen, die Palisade nicht. Die Einwohner: „höchstens 100, wenn denn alle da waren“ [G/K2]. Keine Hinweise auf Familien, keine Gräber [G/K2]. Ein virtuelles Modell wurde für die vier, fünf Häuser in der Burg nicht extra entworfen.
- **Periode II (Hammaburg II):**
An demselben Platz ein 817 bis 822 gebauter Ringgraben (Innen-Ø 65 - 75 m, entspricht **3.650 m²**, dazu ein bis 4,75 m breiter und weniger als 2,25 m tiefer Graben; Gesamt-Ø maximal 85 m [WK 27, 73]). Bei dem von Kablitz vorgestellten Wall von bis zu 8 m Tiefe bleiben nur **2.300 m²** Innenfläche [WK 75]. Innenbebauung und zugehöriger Wall mit Palisade nicht mehr nachweisbar [WK 27], ebenso wenig ein Kirchenbau innerhalb oder außerhalb der Anlage, auch keine anderen Häuser. Die virtuelle Rekonstruktion [WK 12 f., 58 f., 108 f., 146 f., Vorsatz] präsentiert trotzdem einen Wall, innerhalb von ihm 7 Häuser, 1 Grubenhäuser und 2 Torbauten, dazu außerhalb einige Häuser und eine Kirche. Vor 2005 ging man von einer sächsischen Doppelwallanlage aus [WK 68]. Das gilt u.a. als widerlegt, da die Walldurchlässe weit versetzt liegen [WK 73, 182]. Heute wird das innere Grabensystem durch Keramikfunde in das 8., das äußere in das frühe 9. Jh. verwiesen [WK 72]. In diese bestehende Anlage wäre Ansgar gekommen.
- Schriftlich überlieferte **Plünderung** durch dänische Wikinger (845), aber kein Brandhorizont [WK 32]. Die durch Keramik datierte zweite Einebnung wird damit in Verbindung gebracht und auf 850 datiert [WK 32]. WEISS hat bereits Anfang 2014 betont, dass sich eine derartige Brandschatzung archäologisch nicht niederschlagen müsse [G/K2; Illig 1/2014, 86].
- **Periode III (Siedlungshorizont III):**
Unbefestigtes Dorf, ca. 16 Holzgebäude nachgewiesen (meist nur ihre Feuerstellen) [WK 32 f.]. WEISS spricht von 100 Bewohnern im 9. Jh. [WK 166], auch von 200 [G/K2]. Im Fundmaterial tritt sächsische Keramik stark hervor, daneben slawisch beeinflusste und slawische [WK 76].
- **Periode IVa (Hammaburg IIIa):**
An demselben Platz eine um ca. 900 gebaute Wall- und Grabenanlage (Innen-Ø 85 - 95 m, dazu bis 16 m breiter Wall und bis 6,50 m breiter

Graben; Gesamt-Ø max. 140 m [WK 35]. Die Innenfläche umfasste ca. **6.360 m²** (WEISS schwärmt von „gut 6,7 ha“ [WK 35] also von der zehnfachen Fläche; KABLITZ bringt korrekte 0,65 ha [WK 78]). Außerdem Zusatzgräben im Norden und Westen [WK 35]. Damals gab es laut Weiss einen „phänomenalen Bauboom“ [Pohle]. Das virtuelle Modell [WK 168 f., 310 f., 388 f., Nachsatz] lässt „im 10. Jh.“ ca. 50 Häuser hinter einer mächtigen Palisadenwand mit hier nachgewiesenem Wall erkennen, fast 40 Häuser entlang dem Hafen und über 60 Häuser als unbefestigte Siedlung. Da hätten die von WEISS fürs frühe 10. Jh. geschätzten 200 Einwohner viel Wohnraum gehabt [WK 166]. Die nicht nachgewiesene Bischofskirche steht unbefestigt abseits der Siedlung, als gehörte sie zu einer Leprosenstation; das tradierte Kloster fehlt. Der Wall ist in großen Partien aus Soden aufgebaut und steht damit „in spätsächsischer Tradition“ [WK 385]. Und wer bewohnte die Wallanlage? Noch immer fehlt fränkische ‘Importkeramik’ (s. S. 157 f.).

- **Periode IVb (*Hammaburg IIIb*):**

Die Wallgrabenanlage wird durchgehend verstärkt, so dass sie auf 22 m Breite anwächst; der Vorgang ist nicht datierbar, nur die finale Niederlegung aller Wälle kurz nach 1000 [WK 36], präziser: wohl ein Niederbrennen durch die Obodriten anno 1018 [Franz]. Bis zu dieser Zeit ist kein Sakralbau nachweisbar, nur 19 Hausstellen und 2 Brunnen [WK 36, 81]. Eine Art Hafen ist entstanden, indem die südliche Uferzone aufgeschüttet und mit Kleinhäusern bebaut worden ist [WK 38].

- **Periode V (*Heidenwall*):**

Die Wallanlage wird zwischen 1000 und 1020 eingeebnet. Der nun den gesamten Geestsporn abriegelnde Heidenwall wird erst im 2. Viertel des 11. Jh. errichtet [WK 40], der Domplatz erlebt „eine Blütezeit“ [WK 69], die kein virtuelles Modell zeigt. „Zum Standort des Domes wurde der Ort erst in Periode V und im Zusammenhang mit der Kirchenbautätigkeit“ [WK 84]. Im Januar 2015 wurden vom Heidenwall eine ganze Reihe 1.000 Jahre alter Eichen entdeckt, zugleich wuchs diese bislang 300 m [WK 40] lange Verteidigungsanlage deutlich. Neuester Stand: „Die Wallanlage selbst war rund 480 Meter lang, bis zu 24 Meter breit und an die 6 Meter hoch, sagte der Grabungsleiter Kay Suchowa“; ihre Datierung wird dendrochronologisch auf 1023/24 festgelegt [dpa 2015], womit Adam von Bremen widerlegt wird, der 1075 den Bau dem Herzog Ordulf (1059–1072) zuschreibt [WK 301], obwohl ihm dieser selbst den wahren Sachverhalt hätte mitteilen können.

- **Hochmittelalterliche Stadtbefestigung:**

Sie entsteht gut 200 Jahre später, um 1260 [WK 40].

Bei derartigen Befunden scheint Hamburgs Erster und frisch wiedergewählter Bürgermeister Olaf Scholz Recht zu haben, wenn er sein Grußwort mit dem Satz beginnt: „Endlich wissen wir, wo die erste Hammaburg errichtet worden ist. Hamburg ist um eine historisch bedeutende Erkenntnis reicher“ [WK 10].

Bei der großen Ausstellung in Bonn über Troia (Ende 2001 bis April 2002) gab es schwere Vorwürfe, weil das Stadtmodell eine dichtbebaute Unterstadt zeigte, von der jedoch kein Haus archäologisch bestätigt war und der sog. Befestigungsgraben anderen Zwecken gedient haben könnte. Daraus erwuchs in Tübingen die große Auseinandersetzung zwischen Ausgräber Manfred Korfmann und Althistoriker Frank Kolb [vgl. wiki ↔ Troja-Debatte], die Kolb über Korfmanns Tod (2005) hinaus gegen dessen Nachfolger Pernicka fortsetzte. Wer die beiden Hammaburg-Modelle mit ihren frei erfundenen Häusern, Kirchen und Wällen prüft, könnte einen ähnlichen Streit entfachen.

Realer Ansgar

Hamburg beruft sich auf seinen Ansgar (801–865): Bischof von Hamburg, Erzbischof von Bremen-Hamburg, Apostel des Nordens, der in Dänemark und Schweden missionierte und dabei mit Königen verkehrte. WEISS hätte auch diesen Mythos beseitigen können, doch selbst wissenschaftlicher Fortschritt hat seine Grenzen:

- Ansgar ist keine Fiktion, obwohl er sein Bistum verliert und seine Kirchen in Hammaburg, Haithabu, Ribe und Birka nicht nachweisbar sind [WK 29], „Ansgars Wirken in Hamburg keinerlei gesicherte Spuren hinterlassen hat“ [WK 30] und sein Lebenswerk eigentlich ein dreifaches Scheitern darstellt [WK 34]. Trotzdem ist seine Existenz intangibel, sprich unbestritten und unbestreitbar.

Diözesanadministrator Ansgar Thim hebt das in seinem Grußwort hervor: „Wir wissen: Ansgar ist kein Mythos, ganz im Gegenteil“ [WK 11]. Einziges Zugeständnis: Ansgar hat die Hammaburg nicht gegründet, sondern kam – für nur insgesamt zehn Tage seines Lebens – in die bereits bestehende Hammaburg II [WK 165]. Der Forschungsstand zu Beginn des Kolloquiums wurde als Bekenntnis zur Diplomatie formuliert:

„Die Lebensdaten des Bischofs Ansgar, mit Hamburg verbunden, bilden das Gerüst für die Diskussion, welche Befestigungsanlagen auf dem Domplatz und seiner Umgebung nun von Ansgar seinerzeit besucht, gesehen und vielleicht auch weiter ausgebaut worden waren, zum Beispiel der zweite äußere Ringgraben“ [WK 152].

Insofern müssen wir bei Ansgar und seinem Wirken in der Hammaburg bleiben.

Kirchenkontinuität

In keiner Hammaburg (I - III) konnte eine Kirche nachgewiesen werden. Das führt zu peinlichen Behauptungen, die jeder sonstigen Erfahrung, noch dazu in einer von Wikingern, Sachsen und Slawen bedrohten Gegend Hohn sprechen, zumal die kleine Siedlung nicht auf sächsischer bzw. fränkischer Elbseite, sondern jenseits des Flusses in Nordelbien liegt. Mit leichter Hand gibt sie WEISS den Unbildern der Geschichte preis: eine völlig ungeschützte Kirche in Sichtweite der Burg.

„Das Haus Gottes dagegen sollte doch wohl allen Gläubigen zugänglich und zudem als weithin sichtbares Zeichen der kirchlichen Macht nicht durch Wälle und Tore abgeschottet sein“ [WK 30].

Hatten die Einwohner einen Schutzbrief von den Wikingern, der eine Verschanzung erübrigte? Oder erübrigte sich jeder Schutz, weil der Bischof praktisch immer absent war? Eulenspiegel hätte seine Freude gehabt.

Als Standort hat WEISS sich für den späteren Platz von St. Petri entschieden. Das hat den großen Vorteil, dass er wegen der Überbauung keine Holzkirchenüberreste präsentieren muss. Zur Platzwahl werden einige Überlegungen angestellt [WK 42 f.], außerdem wird freischwebend eine Verbindung über mehr als 300 Jahre fingiert:

„Als Standort [für Ansgars hölzerne Bischofskirche; HI] kommt vor allem der Bereich der erstmals 1195 als Marktkirche bezeugten Petrikerche in Betracht. Deren geistliche Traditionen *dürften durchaus* bis in die Karolingerzeit zurückreichen.“ [WK 300; Hvhg. HI].

Derartige Mutmaßungen könnten, so man sie ernst nähme, die Arbeit des Archäologen entbehrlich machen. Die Kontinuität wird allerdings ausgeklammert, denn sonst müsste hier an Stelle der Pfarrkirche St. Petri der Dom stehen. Doch der älteste bekannte Kirchenbau ist auf dem Gebiet der Hammaburg I bis III *und* des späteren Domes nachgewiesen: Vier mächtige Pfosten von je ca. 50 cm x 50 cm wurden früher der Ansgar-zeitlichen Kirche [WK 63], sie werden heute der Holzkirche von Erzbischof Unwan (11. Jh.) zugeschrieben; die Hölzer fluchten wie der mittelalterliche Mariendom, der später an derselben Stelle entsteht. Nachfolger Alebrand (1035–1043) hat den Holzbau durch einen ersten Steinbau ersetzen lassen [WK 44; auch 63, 81 f.]. Zugleich

Bischofsliste [wiki → Erzbistum Hamburg]

834– 865 Ansgar	936– 988 Adaldag
865– 888 Rimbart	988–1013 Libentius I.
888– 909 Adalgar	1013–1029 Unwan
909– 915 Hoger	1029–1032 Libentius II.
916 Reginwart	1032–1035 Hermann
916– 936 Unni	1035–1045 Bezelin Alebrand

soll als zweiter Steinbau der Stadt die bislang nicht nachgewiesene Bischofspfalz errichtet worden sein [WK 44]. Der sogen. Bischofsturm, dessen Fundament erhalten ist, stammt jedoch nicht aus dem 11., sondern erst aus dem 12. Jh. und wird nun als (Stadt-)Torturm gesehen [WK 44, 134, 136].

Die aus beiden Gräben geborgene Keramik ist sächsisch, nicht fränkisch-karolingisch. Wir müssen uns den wohl in der Pikardie geborenen Franken Ansgar als 'Einzelkämpfer' unter sächsischen Fischern vorstellen.

Das Vertauschen der beiden Kirchen wirkt wie ein leicht zu durchschauender Taschenspielertrick, da bei Rimberts Schilderung die Kirche eindeutig innerhalb der Wälle lag [WK 31] – und Rimberts Ansgar-Vita nicht bezweifelt wird. Deshalb:

„Erst ab diesem Zeitpunkt, ab den 1020er Jahren, ist von einer gesicherten Ortskontinuität bis zum 1807 abgebrochenen Mariendom auszugehen“ [WK 19];

allein der Dom stand auf dem Gelände aller drei Grabenanlagen. Andernorts [wiki → Hamburger Dom (Alter Mariendom)] wird klargestellt, dass der gotische Mariendom 1245 begonnen, 1349 eingeweiht und 1805 abgerissen worden ist und nie Bischofssitz war, weil dieser bereits 845 nach Bremen verlegt worden sei. Nur das Domkapitel sei in Hamburg verblieben.

Die nahe gelegene Hamburger Hauptkirche St. Petri wurde erst 1310 in gotischem Stil begonnen; eine Vorgängerkirche wird 1195 urkundlich erwähnt, die gemutmaßte älteste hölzerne Vorgänger-Kapelle wird am Beginn des 11. Jh. gesehen [wiki → Hauptkirche St. Petri (Hamburg)]. In diesem Lexikon-Eintrag wurden die WEISS'schen Spekulationen rings um die Ausgrabung von 2005/06 mit ihrer vor 850 frei postulierten Holzkirche unter der späteren St. Petri-Kirche bis zum 17. 03. noch nicht berücksichtigt.

Die Suche nach einer Kirche schien besonders wichtig, weil Papst Benedikt V. 964 nach Hamburg in die Verbannung geschickt worden ist, was eigentlich kirchlichen Grundbesitz voraussetzt.

Dass die Herzöge gleichzeitig mit dem Bischof ihre Alsterburg gebaut haben, lässt sich archäologisch nicht bestätigen [WK 46], weshalb sie als „nebelhafte Alsterburg“ bezeichnet wird [WK 49]. Die Neue Burg soll jenseits der Alster 1061 begonnen worden sein. Heuer ist ein wesentlicher Fund gelungen:

„Reste einer Wallanlage [...], darunter perfekt erhaltene, fast tausend Jahre alte Eichenstämme mit Rinde [...]. Anhand dieser Bäume könne die Errichtung der mächtigen Wallanlage »Neue Burg« auf das Jahr 1023/24 datiert werden [...] Demnach wurde gleich nach der Aufgabe der »Hamburg« die »Neue Burg« errichtet. Diese bildete zusammen mit dem »Heidenwall« im Osten die Verteidigungsanlage der Siedlung, aus der die

Kaufmannsstadt Hamburg hervorgehen sollte. »Die legendäre ›Alsterburg‹ hat also nie existiert«, sagte Weiss“ [dpa 2015].

Es geht um die Fällung vor 1.000 Jahren, nicht um tausendjährige Eichen [Franz]. Es wundert nun nicht mehr, dass sich die alten Berichte Adams von Bremen (um 1075) oder Helmolds von Bosau stark widersprechen [WK 46] und kein stimmiges Bild erzeugen konnten. Zumindest Adam war anderen Grundsätzen als der Wahrheit verpflichtet [WK 282]. Selbst WEISS konstatiert bei ihm die Rückprojektion einer den Billungern feindlichen Haltung, also dem hier beheimateten Adelsgeschlechtes [WK 50].

In diesem Zusammenhang konstatiert der aus Bayern stammende WEISS bei manchem Stadtbewohner Anzeichen „einer gewissen hamburgischen Froschperspektive, aus der heraus sich der Wahrnehmungshorizont bereits jenseits der Alster zu krümmen beginnt“ [WK 50]. Erfreulich, dass wenigstens die Ausgräber tief unten in der Grabung die große Perspektive bewahrten.

Hamburgs Entwicklung vom 8. bis ins späte 12. Jh. scheint überaus langsam gelaufen zu sein: Es steigert sich in diesen über 400 Jahren hinweg mühsam von 100 auf 600 bis 800 Einwohner [WK 51]. Das sollte bei Bischofs- und Herzogssitz bedacht werden. Die Stadt formt sich erst ab Graf Adolf III. von Schauenburg (1160–1225), der 1188 die Neustadt gründet, wofür 1265 ein auf Barbarossa und 1189 rückdatiertes Privileg gefälscht wird. Da auch erst 1224 das umstrittene Doppelerzbistum Hamburg-Bremen bestätigt worden war [WK 51], darf man festhalten, dass die Freie Stadt Hamburg vor 1188 keine nennenswerten Wurzeln hat, was angesichts der dörflichen Einwohnerzahl nicht verwundern kann. Immerhin ist ihr 965 durch Otto I. das Markt-, Münz- und Zollrecht übertragen worden, das ja bereits Rimbert erhalten haben sollte [WK 52], womit nicht nur die Urkunde von 834, sondern auch eine von 888 als Fälschung hinfällig wird. Und Rimbert selbst? Er bleibt intangible wie Ansgar.

Ansgar und die Bistumsgründung

Hier geht es primär darum, ob ein karolingerzeitliches Ansgar-Bistum vor der Kritik Bestand hat. Es genügt hierzu ein längeres Zitat von Stephan FREUND:

„Insbesondere in der Lebensbeschreibung Ansgars, die dessen aus Klostertorhout stammender Schüler und Nachfolger Rimbert in den Jahren zwischen 865 und 876 aufgezeichnet hat, wird in aller Ausführlichkeit eine regelrechte Gründungsgeschichte des (Erz-)Bistums Hamburg geboten, die dessen Existenz bis auf Karl den Großen zurückführen soll.

Neueste Forschungen zu den Urkunden Ludwigs des Frommen haben nun aber für die Frühgeschichte Hamburgs weitreichende Folgen: Bei Ludwigs Diplom handelt es sich um eine Fälschung, die vermutlich in der Zeit zwi-

schen 889 und 893 angefertigt worden ist. Der in der ge- bzw. verfälschten Form erstmals im 12. Jahrhundert überlieferten Urkunde liegt allerdings ein eng umgrenzter echter Kern zugrunde. Demzufolge wurde die Ernennung Ansgars zum Missionsbischof durch Ludwig den Frommen im Jahr 834 bestätigt. Zugleich wurde ihm die in Flandern gelegene (Kloster-)Zelle *Torhout* als wirtschaftliche Grundlage übereignet. Alle anderen Angaben, so insbesondere die Behauptung der Gründung eines Erzbistums in Hamburg, sind dieser Neueinschätzung zufolge Teil der späteren Fälschung. Bestimmte Formulierungen der Urkunde greifen auf Rimberts *Vita Anskarii* zurück. Insbesondere die folgenschwere und detailreiche Gründungsgeschichte des (Erz-)Bistums Hamburg, der man bis ins 21. Jahrhundert hinein Glauben geschenkt hat, wurde in der *Vita* durch Rimbert geschaffen, um Rechte seines Bremer Sitzes gegenüber dem Metropolitansitz in Köln zu stärken.

Der Nachweis, dass es sich bei Ludwigs Urkunde um eine Fälschung handelt, hat zudem zur Folge, dass das seit Langem unter Fälschungsverdacht stehende, im 12. Jahrhundert erstmals in der Überlieferung auftauchende Diplom Gregors IV. [von 834] ebenfalls als ge- oder verfälscht anzusehen ist und als Zeugnis für die frühe Hamburger (Kirchen-)Geschichte ebenso ausscheidet. **Somit bleibt zu fragen, was überhaupt als historisch gesichert gelten kann.**“ [WK 213; fettkursive Hvhg. HI]

Manches muss der Archäologe widerwillig einräumen: Von Ansgars Kirchen in Birka, Ribe (s.u.), Hedeby und Hamburg (Bischofskirche und Taufkirche = Heridag-Kirche) konnte bislang keine lokalisiert werden [WK 237]. Auch sonst gibt es keine Spuren seines irdischen Wirkens. Das ficht aber nicht an. Andres DOBAT motiviert Ansgars Handeln mit den „wirtschaftlichen Interessen der kirchlichen Machtelite des karolingischen Reiches“ [WK 242], Gerd ALTHOFF erfreut sich am „Sendungsbewusstsein der führenden Personen“ [WK 243].

„Dass Karl der Große tatsächlich ein Erzbistum in Hamburg plante, wird in der Forschung überwiegend bestritten. Vgl. zuletzt Wavra 1990, 241 f., die zwar den Plan Karls für eine Bistums-, nicht jedoch für eine Erzbistumsgründung in Hamburg für wahrscheinlich hält“ [Scior in WK 289].

So ist die Frage nach dem (Erz-)Bistum Hamburg bereits bei Historikern und Paläographen angelangt. Drei solche prallen hier aufeinander. 2011 publizierte Eric KNIBBS sein Buch „Ansgar, Rimbert und die gefälschten Grundlagen Hamburg-Bremens“ [WK 255], in dem die These weiterentwickelt wird, dass Ansgar erst in Bremen ein vereintes Bistum erfunden habe, während Gerhard THEUERKAUF überzeugt ist, dass diese Erfindung von Rimbert stamme. Für die Ausstellung werden die „diametralen Ergebnisse“ [WK 256] von Henrik JANSON und Theo KÖLZER gegenübergestellt. Während KNIBBS der

Meinung ist, Ansgar selbst habe die Urkunde Ludwigs gefälscht, worauf sich Rimbert bei Abfassung der *Vita Anskarii* gestützt habe, sieht KÖLZER eine erste Fälschungsaktion nach Rimberts Ansgar-Vita und vor einer Fälschung zugunsten der Hamburger Kirche, die Anfang des 11. Jh. produziert worden sei. Bei der Herausgabe der Urkunden Ludwigs des Frommen hat KÖLZER außerdem die frühen Gründungsdaten der Bistümer von Halberstadt (814) und Hildesheim (815) als Fälschungen entlarvt. Trotzdem möchte er möglichst wenig von der Kirchenlandschaft zerstören. So bleibt Ansgar real, kann aber bis 845 nur ein Missionsbischof mit einem bescheidenen Missionsstützpunkt in Hamburg gewesen sein, „aber nie (Erz-)Bischof von Hamburg“ [WK 260]. Wieder einmal ist daran zu erinnern, dass KÖLZER zur Frage gefälschter frühmittelalterliche Urkunden 1997 noch ganz andere Positionen eingenommen hat [Kölzer, 491]:

„obwohl ich Herrn Illig dankbar sein müßte: Durch seine Eliminierung größter Teile der frühfränkischen Geschichte wäre ich eigentlich der Mühe enthoben, die kritische Edition der merowingischen Königsurkunden fertigzustellen, die vor dem Abschluß steht. Über diese vermeintlichen Phantome mag Herr Dr. Illig ein weiteres Buch schreiben.“

Er hat davon unbeirrt die Edition zu Ende gebracht, sich aber bereits vorher im SPIEGEL als Deutschlands bester Fälschungsaufdecker feiern lassen, der weitere 20 merowingische Königsurkunden als Fälschungen erkannt hat [vgl. Illig 1998]. Darauf wandte er sich den Urkunden Ludwigs des Frommen zu, an denen alle bisherigen Herausgeber gescheitert waren, und fand auch hier immer neue Fälschungen. Für diese Edition läuft derzeit die Schlusskorrektur; auf sie kann er bereits zurückgreifen. Die Paläographen sind zerstritten. JANSON [WK 268] hält von den Arbeiten KNIBBS' gar nichts:

„Die Theorie, dass die frühesten Dokumente der Geschichte Hamburg-Bremens Ergebnis eines gigantischen Fälschungsprojekts von Ansgar und Rimbert sind, kann meiner Ansicht nach getrost verworfen werden“.

Er hält aber auch nichts von KÖLZERS Ideen, denn der Papst machte Ansgar „tatsächlich zum Erzbischof, indem er ihm das *pallium* verlieh, allerdings nur über die *Nordalbingi*. Er ernannte ihn auch zum päpstlichen Legaten, aber diese Ehre blieb auf Ansgar persönlich beschränkt und erstreckte sich nicht auf seine Nachfolger“ [WK 274].

Selbstverständlich sehen Diplomatiker und Paläographen keinen Grund, ihren eigenen Primat anzuzweifeln. Sonst würde BOCKS Verdikt gelten:

„Aufgrund der vergleichsweise geringen Ausdehnung der Innenfläche der Hammaburg ist dort ein geistlicher Bezirk mit eigener kirchlicher Gerichtsbarkeit, wie ihn eine Kathedralkirche kirchenrechtlich erforderte, auszuschließen“ [WK 299].

Die Archäologen fordern für sich keinen Primat ein, passen sich dem diplomatischen Urteil an und suchen die Bischofskirche außerhalb des Ringwalls, ungeschützt vor Wikingern und anderen 'gewaltbereiten Heiden' [ebd.].

Volker SCIORs Artikel [WK 280-290] schließt im Buch direkt an und leistet Aufklärung, ohne dass es ihm vielleicht bewusst ist. Denn er beschäftigt sich mit der Hamburgischen Kirchengeschichte des Adam von Bremen, geschrieben um 1075. Adam garantierte „die frühe erzbischöfliche Stellung Hamburgs“, indem er sich auf Ludwig den Frommen, Gregor IV. und Rimberts *Vita Anskarii* bezog. Anstelle den naheliegenden Schluss zu ziehen, dass erst im 11. Jh. das frühe Bistum Hamburg erfälscht worden ist, bemüht sich SCIOR um das Stimmigmachen inkompatibler Texte, obwohl er weiß, dass sich Adam „in eine lokale – nämlich Bremer – Tradition ein[ordnet], die eigene Geschichte zu verfälschen“ [WK 282]:

„Damit stellt sich zugleich die Frage, ob Adam – der ja wie in den genannten urkundlichen und hagiographischen Verfälschungen von einer frühen Gründung eines Erzbistums Hamburg schreibt – knapp 200 Jahre später die Fälschungen nicht als solche erkannt hat, oder ob er deren Aussagen übernahm, weil sie in seine Tendenz passten. Allein die Frage, ob es sich bei den Urkunden und den Aussagen in der *Vita Anskarii* um eine »plumpe Fälschung« handelte und sich Adam bei der Gründungsdarstellung »im wesentlichen« an seine Quellen hielt, ist dabei nicht weiterführend. Vielmehr muss man dann nach den Gründen für die Tendenz in Adams Darstellung suchen, zumal er auch noch andere ge- und verfälschte Aussagen übernahm. Die von Adam als Argument herangezogene Urkunde für Bremen etwa stammt höchstwahrscheinlich aus den Jahren 1056–1062 und ist somit erst während des Pontifikats Erzbischof Adalberts und kurz vor der Berufung Adams nach Bremen entstanden“ [WK 281 f.].

SCIOR kennt auch gewichtige Motive:

„Ansgar ist als Missionar und Erzbischof für Adams Argumentation außerordentlich wichtig, weil er dreierlei garantierte: 1. eine frühe Gründung des Erzbistums Hamburg. 2. eine frühe Zuständigkeit Hamburgs für die Mission im Norden und 3. Missionserfolg im Norden“ [WK 285].

Trotz Einsatz massiver Fälschungen ließ sich an der Elbe nicht lange auf Ansgar bauen: 1104 wurde mit Lund ein eigenes Erzbistum im Norden gegründet. Was war dort vorausgegangen? Mangels Ansgar oder Rimbert findet die Christianisierung hier deutlich *nach* 1000 statt. 1060 wird Lund Bistum, um bereits 1066 dem Erzbistum Hamburg-Bremen unterstellt zu werden. Ab 1085 entstand die erste Bischofskirche. Von 1103 bis 1145 wurde dann der steinerne Dom im romanischen Stil erbaut – seine Krypta weihte 1123 kein Erzbischof Ansgar, sondern Erzbischof Asker ein [wiki → Dom zu Lund].

Bei dem Historiker Günther Bock greift der Fälschungsverdacht noch weiter aus:

„selbst die von Adam überlieferte angebliche Urkunde Karls des Großen des Jahres 788 samt dem dort mitgeteilten, auf Kosten der Verdener Kirche für die Bremer Diözese günstigen südelbischen Grenzverlauf erwies sich als »Fälschung ohne echte Vorlage«. Gleiches wird inzwischen auch für den von Adam überlieferten Text des sogenannten *Limes Saxoniae* angenommen, der eine weiter östlich verlaufende nordelbische Grenze des Erzbistums festschreiben sollte und damit als Pendant zu der auf 788 gefälschte Urkunde verstanden werden kann“ [WK 291].

„Der *Limes Saxoniae* hat weder etwas mit den Verhältnissen zu Zeiten Karls des Großen zu tun noch mit denen unter Kaiser Otto dem Großen anderthalb Jahrhunderte später“ [Blase].

Die Abfassung des Textes (von 788) wird heute erst im 11. Jh. gesehen [WK 441]. Im Hammaburg-Buch stellt Bock außerdem fest:

„Als historische Quelle veranlasst uns das Hamburger Elfenbeinevangeliar, speziell dessen Widmungseintrag, zu weitgehenden Korrekturen der bislang gültigen Geschichtsschreibung Hamburgs und des Unterelberraumes, die hier nur angerissen werden können. Die altbekannte Feindschaft zwischen dem billungischen Herzogsgeschlecht und den Hamburg-Bremer Erzbischöfen lässt sich vor dem Pontifikat Bezelin Alebrands (1035–1043) weitgehend als Konstrukt des Historiografen Adam von Bremen bewerten“ [WK 307].

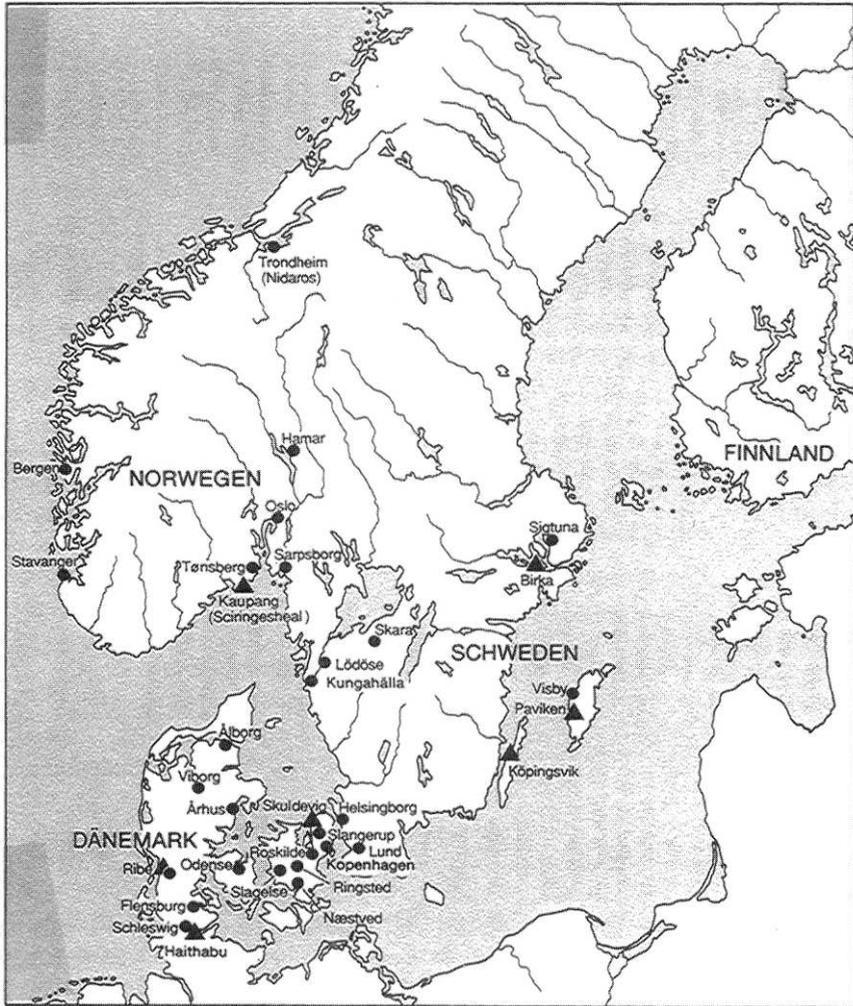
Für die Billunger Grafen (Herzöge waren sie erst ab 936) wollen wir uns hier nicht weiter interessieren, da die Jahreszahlen des zweiseitigen Tableaus erst 929 einsetzen, bis 1191 reichen [WK 292 f.] und damit nichts für oder gegen die erfundene Zeit bringen.

Ribe als Aufenthaltsort Ansgars

Der Archäologe ruht nicht. Von 2008 bis 2012 wurde im dänischen Ribe, der ältesten Stadt des Landes, mit der ältesten Domkirche

„ein großes christliches Gräberfeld nachgewiesen, auf dem die frühesten Bestattungen im 9. Jahrhundert vorgenommen wurden. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich hierbei um den Friedhof zu Ansgars Kirche, und der Dom von Ribe kann somit seine Ursprünge in gerader Linie bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückführen“ [WK 220].

‘Dummerweise’ blieb man auch nach der Bistumsgründung von 948 bei hölzernen Dombauten. Erst 1100, 1110 oder 1150 – *Wikipedia* nennt diese Jahreszahlen [en.wiki ↔ Ribe Cathedral; ↔ Ribe; wiki ↔ Dom zu Ribe] wurde der steinerne Dom von Ribe begonnen, „aus rheinischem Tuff und Wesersandstein erbaut



„▲ Internationale Handelsplätze des 9. Jhs. im Norden

• Städte im Norden um 1200. In Finnland, Island, den Färöern und Grönland gab es zu jener Zeit keine Städte. Während des gesamten Mittelalters war Trondheim die nördlichste Stadt Skandinaviens“ [Roesdahl, 130].

Den Plätzen des 9. Jh. können kaum Fundstücke zugeschrieben werden.

[...], welcher als Ballast in Handelsschiffen in die westjütländische Stadt kam“ [Roesdahl, 159].

„Die erste sicher dokumentierte Steinkirche des Nordens wurde um 1027 in Roskilde errichtet. [...] Um 1060 erhielt Dänemark eine feste Kirchenorganisation mit einer Diözesaneinteilung, die der dänische König mit dem Erzbistum in Hamburg-Bremen ausgehandelt hatte“ [Roesdahl, 158].

„Im Jahre 1103 wurde Lund gegen den erbitterten Widerstand des Erzbistums Hamburg-Bremen zum Erzbistum für den gesamten Norden und die Inseln im Atlantik erhoben“ [ebd. 159].

Obwohl sein hölzerner Dom damals fast fertiggestellt war, wurde sofort mit einem Steinbau begonnen, der gegen 1180 fertig wurde [ebd.]. Gerade im Vergleich zu Hamburg und Bremen nährt dieser Beginn im 11./12. Jh. den Verdacht, dass auch Bistumsgründungen des 10. Jh. nördlich der Elbe erfunden sein könnten.

Ribes Gräberfeld umfasst ca. 9.000 m² (deutlich mehr als die Fläche der Hammaburg III im 10. Jh.), „dessen Gräber als christlich betrachtet werden müssen“ [WK 245 f.] – oder es „muss als wahrscheinlich angesehen werden“ [WK 247]. Sie werden von ¹⁴C-Messungen bis ins 9. Jh. zurückverwiesen. Allerdings sind auch mehr als 40 heidnische Gräber [WK 247] freigelegt worden, die dem 8./9. Jh. zugerechnet werden [WK 248]. Hier ist sogar eine Stratiographie möglich: Die Gräber sind in die ursprünglichen Humusschichten eingetieft, gegen 1050 ist der große Friedhof „von Kulturschichten versiegelt“ worden. Darüber bildeten sich Schichten zwischen 3 und 4,5 m Höhe, die rings um den Dom anwuchsen. Von ihnen wurde er kurz vor 1900 befreit, worauf er wie „in einem Loch lag und dadurch von der umliegenden Stadt abgegrenzt wurde“ [WK 248].

„Vieles deutete darauf hin“, dass Ansgars Kirchenplatz gefunden worden ist [WK 246]; allerdings deuten 2.000 bis 3.000 Bestattungen [WK 253] auch darauf hin, dass hier sehr lange begraben worden ist. Dies ist kaum zu erklären, muss doch Ribe sogar noch kleiner als die Hammaburg gesehen werden. Stadtrechte erhielt es wohl erst im 13. Jh.; im 15. Jh. hatte es mit 5.000 Einwohnern nur halb so viele wie Hamburg. Heute wird es von 8.000 Menschen bewohnt; das war die Einwohnerzahl Hamburgs im 14. Jh. [G/K1, 84].

Auch wenn es die Forschung gerne anders hätte: Für Ansgars Dom und die weiteren Holzbauten liegen auch in Ribe keine Nachweise vor. In Birka gibt es ohnehin nur ein berührendes, aber historisch wertloses Gedenkkreuz für Ansgar. 30 km nördlich entstand um 1060 in Sigtuna ein Bischofssitz. Dazu wird 1992 in einem Wikinger-Katalog ausgeführt, an dem Rainer-Maria WEISS bereits mitgearbeitet hat:

„Aber nur wenige Dutzend Kilometer weiter nördlich blieb die Bevölkerung noch weitgehend heidnisch, bedingt durch die Nachbarschaft zur

letzten starken Bastion der Heiden, dem alten Zentralheiligtum der Svea bei Gamla (Alt) Uppsala. Hier standen die großen blutigen Opferfeiern noch in voller Blüte, als der Kleriker Adam von Bremen gegen 1070 die nordischen Länder beschrieb. Der heidnische Kult zu Uppsala hielt sich bis etwa 1100, doch schließlich obsiegte das Christentum in ganz Skandinavien“ [Roesdahl, 155].

Ansgars Wirken

Ansgars Wirken ist weiterhin nicht leicht zu belegen: Missionserfolge Ansgars im Skandinavien des 9. Jh. sind „wenn überhaupt, dann nur an wenigen Orten zu fassen“ [WK 150], die Hamburger Christianisierung durch Ansgar war kein archäologisches Thema, während das Problem des Erz-/Bistums „von einiger Sprengkraft“ war [WK 150].

Allen Ernstes hält dazu Heiko STEUER als „Forschungsstand“ fest, dass Ansgar im Raum Hamburg eine von Karl d. Gr. um 810/11 erbaute Kirche vorgefunden habe [WK 153], während die Schriftüberlieferung mit *civitas, urbs* und *vicus* mehrdeutig ausfalle [WK 153]. Erstaunlich fiel auch manch' andere Argumentation aus:

„Dass tatsächlich keinerlei Bebauung im Inneren [der Ringgrabenanlage; HI] nachgewiesen werden konnte, so Rainer-Maria Weiss, spricht – so meine ich – nicht gegen die Anwesenheit von Ansgar; denn die Ringgrabenanlage war sicherlich nur ein kleiner Teil des gesamten damaligen Hamburg; und wieder kann man darauf hinweisen, dass weder in Haithabu, noch in Birka trotz großflächiger Ausgrabungen ein kirchliches Zentrum entdeckt werden konnte“ [Steuer in WK 155].

Weil also in Hamburg keine Ansgar-Kirche entdeckt werden konnte, darf man seine Anwesenheit irgendwo vermuten, zumal ja auch seine beiden anderen Kirchengründungen nicht nachzuweisen sind. Hier wird die Logik zugunsten von Ansgar aufgegeben. Immerhin erkannte SCIOR, erst Adam von Bremen habe den Mythos Hammaburg für die Bistums-Chroniken erfunden [WK 156].

Im Verlauf der Diskussion scheinen sich die Archäologen den Historikern gebeugt zu haben. Wie sonst wäre folgende Feststellung zu interpretieren:

„Den Archäologen überzeugt, dass anhand der schriftlichen Überlieferung der Ort Hammaburg einen gewissen Rang und eine wahrnehmbare Ausstattung gehabt haben wird, gerade weil Ansgar dorthin geschickt worden ist“ [WK 16086-95].

Da hätte gar nicht erst gegraben werden müssen. Und das bedenkliche Fazit:

„Die Hammaburg im Muster der anderen Plätze der gleichen sächsischen Zeit zu betrachten, zwingt geradezu, Ähnliches trotz Fehlens archäologischer Belege anzunehmen – ein Fazit von Rainer-Maria Weiss“ [WK 159].

„Dem Analogieschluss wird häufig Beweiskraft zugebilligt (die jedoch bestenfalls nur bedingt gegeben ist)“ [wiki ↔ Analogismus] – hier wird er als zwingend erachtend, den Archäologen übertrumpfend. Immerhin scheint einigen wenigen Teilnehmern geschwam zu haben, dass ‘Ansgar’ zu jenen Fiktionen gehört, mit denen die Christianisierung Mitteleuropas ‘personalisiert’ worden ist:

„Doch könnte man weiterhin vom »Mythos Hammaburg« sprechen, vor allem, wenn man die Ansicht von Historikern berücksichtigt, *die Ansgar in der Hammaburg selbst fast als Phantom betrachten*, als Erfindung seiner Rolle durch Adam von Bremen erst im 11. Jahrhundert, weil keine Bebauung, keine Kirche und keine Bischofsresidenz gefunden werden konnte und Ansgar selbst vielleicht nur wenige Tage am Ort gewesen ist“ [Steuer in WK 165; Hvhg. HI].

Das könnte auch anlässlich seiner *Heiligsprechung* gemutmaßt werden. Der *Wikipedia*-Artikel über Ansgar spricht zwar vom Heiligen, aber nicht von der sonst immer erwähnten Heiligsprechung. Laut *Ökumenischem Heiligenlexikon* erhob ihn zu einem unbekanntem Zeitpunkt Papst Nikolaus I. zur Ehre der Altäre. Da Ansgar 865, der Papst 867 stirbt, kommen dafür nur drei Jahre und eine ‘Blitzkanonisierung’ in Betracht. Es dauerte dann bis 1952, dass sich die Russisch-Orthodoxe Kirche entschloss, ihn heilig zu sprechen.

Detailprobleme

Gab es eine *karolingische Hammaburg*? War die erste spätsächsisch, die zweite aber karolingisch und damit fränkisch beeinflusst? Fränkisch unter dem Aspekt, dass die Karolinger jenseits der Elbe einen Brückenkopf installierten, der dann nicht nur von Sachsen und/oder Slawen bewohnt gewesen wäre – sofern man nicht davon ausgeht, dass ein Missionsbischof ohne jede Begleitung bestenfalls einen mehrtätigen Zwischenstopp eingelegt hätte. Ausgräber KABLITZ weiß, dass die Verfüllung des inneren Grabens keine slawische Ware enthielt, sondern „ausschließlich lokale sächsische Gefäßkeramik“, die an solche des 6. bis 8. Jh. erinnert. Sie liefert auch die Datierungen: Der älteste Graben bestand im 8. Jh. und wurde gegen 800 verfüllt. Doch auch beim Füllgut des jüngeren Grabens „herrschen sächsische Gefäßreste vor [...] Erstmals tritt jetzt slawische und slawoide Keramik auf“ [WK 74; auch 94]. Keramische Hinweise auf Franken fehlen.

Felix BIERMANN versucht trotzdem, die Verbindung zu fränkischen Burgen herzustellen. Die Unterschiede werden sehr deutlich: Bei ihnen existierten Trocken- und Mörtelmauern rings um sehr großen Grundflächen von 5 bis 15 ha [WK 314]. Um trotzdem Vergleiche zu ermöglichen, wird sogar die sonst geschätzte ¹⁴C-Datierung kritisiert:

„¹⁴C-Daten bieten mit ihren weiten Datierungsspannen und ihrer Fehleranfälligkeit vage Hinweise, aber keine belastbare Grundlage für die hier notwendigen, auf Jahre oder wenigstens Jahrzehnte genauen chronologischen Einordnungen“ [Biermann in WK 314].

Das wird erinnert werden. Die *slawischen und sächsischen Burgen* werden hingegen auf nur zwei Seiten abgehandelt; der Text von Jens SCHNEEWEISS schließt obendrein mit Esesfelth, der angeblich ersten fränkischen *civitas* nördlich der Elbe [WK 25, 317]. Rimbert benennt auch die Hammaburg als *civitas* [WK 319], was wie eine gewollte Hochstapelei wirkt. Bei den 'karolingischen' Burgen braucht es keine Übersteigerungen, besitzen sie doch zum Teil Römermauern und sind von beträchtlicher Größe. Kleinere Burgen ähnlich der Hammaburg gelten hier eher als kleine Adelsburgen:

„Auf kleinen Burgen und Kleinburgen unter 0,5 ha [Wir verstehen jetzt, warum sich WEISS mit 6,7 ha um den Faktor 10 bei der Hammaburg verrechnet hat; HI, s. S. 157] ist es schon aus Platzgründen nicht möglich, zentrale Einrichtungen, insbesondere Handwerk und Gewerbe für größere Bevölkerungsgruppen unterzubringen“ [WK 342].

Wenn nicht einmal Handwerker Platz fanden, wohin sollte dann die auf sie angewiesene Geistlichkeit?

Zurück zu KABLITZ. Wenn der von ihm vorgeschlagene, bis 8 m breite Wall die *Hammaburg II* umgeben hat, dann bleibt nur eine nutzbare Innenfläche von ca. 2.300 m². Damit wäre gegenüber Hammaburg I fast keine Innenfläche, nur mehr Sicherheit für die wenigen Häuser gewonnen worden. Die Fläche entspricht dem „Größenbereich sächsischer und auch slawischer Ringwälle des 9. und 10. Jahrhunderts“ [WK 75]. Wenn wir uns von der Zwangsvorstellungen 'Karls-gegründet' und 'Ansgar-zeitlich' trennen, dann liegt eine sächsisch-nichtchristliche Siedlung vor, bei der das Fehlen einer Kirche völlig normal ist.

„Die Domplatzsiedlung erscheint damit als Teil einer weiträumigen Großsiedlung des 9. Jahrhunderts und legt zusammen mit den Befunden aus dem Westen Zeugnis von der raschen Erholung Hamburgs nach den Zerstörungen durch die dänischen Wikinger im Jahr 845 ab“ [WK 77].

Tatsächlich ist die Domplatzsiedlung keine des fränkischen Ansgar, sondern bald eine slawische: Die im *Siedlungshorizont III* gefundene Keramik aus Sukow, Feldberg und Menkendorf [WK 76] stammt aus dem slawischen Mecklenburg, nicht aus sächsischen oder gar fränkischen Landen. Auch jetzt kann noch keine Rede sein von einem fränkisch-sächsischen Bischofssitz. Die vorangegangene Wikingerzerstörung von 845 konnte von den Ausgräbern nicht bestätigt werden; sie ist von Chronisten erfunden worden. Gibt es wenigstens in Hammaburg III (Periode IVa und b) fränkische Keramik?

„Aus dem Wallkörper und aus den Burgwallhorizonten im Innenraum der Befestigungsanlage liegt neben sächsischer unverzierter Gebrauchskeramik slawische Ware der Typen Feldberg und Menkendorf sowie slawisch beeinflusste Keramik der Hamburger Typen A und B vor, die sich dem 9. und 10. Jahrhundert zuordnen lässt“ [WK 79].

Typ B: „Sächsische Kugeltöpfe mit slawischem Wellenmuster“ [WK 98].

Direkt darüber fand sich Keramik des 11. Jh. Insofern wird die Zeit des Heidenwalls korrekt nach 1025 gesehen. Aber bis dahin gibt es keine Spuren fränkischer Bewohner. Erst mit Hammaburg III (= Periode IV) weisen zwei Glockengussgruben auf kirchliche Aktivitäten hin. Sie zählen zusammen mit den vier wie der spätere Dom fluchtenden Holzpfosten als gute Indizien für einen Kirchenbau. Nachdem vorher keine Christianisierung bei den Sachsen zu erkennen ist, könnten hier erstmals fränkische Einflüsse vorliegen, doch in den entsprechenden Passagen [WK 81-84] wird auch hier keine entsprechende Keramik genannt!

Zwischenergebnis zur Keramik: Alle drei Wallanlagen und der zeitlich dazwischen liegende Siedlungshorizont III sind sächsisch und slawisch beeinflusst, wie das auf dem Ostufer der Elbe auch zu erwarten ist. Damit erledigen sich alle literarischen Erfindungen zu einem karolingischen Ansgar, der allenfalls zehn Tage in seinem Bistum verbracht hätte [G/K2], und zu (s)einem (Erz-)Bistum vor 1025. Die Einebnung der dritten Wallburg und der großräumig absperrende Heidenwall lassen erstmals linkselbischen Einfluss erkennen. Die ¹⁴C-Daten helfen bei der Datierung nur bedingt weiter [WK 86-95]. Torsten KEMPKE [WK 96-107] betont anschließend: Vom 8. bis zum frühen 11. Jh. liegen Scherben von mehr als 1.000 Gefäßen vor, 75 % sind als spätsächsisch anzusprechen, 10 % als friesischer Import, weitere 10 % als slawisch [WK 96]. Da bleibt kein Platz für irgendwelche fränkische Keramik.

Elke FÖRST [WK 111-129] präsentiert zehn weitere Grabungen in der Altstadt, bei denen es sich aber nur um kleine Grabungsschnitte seit 1948 handelt. Hier wurde fränkische Keramik wie Badorfer und Pingsdorfer gefunden (Badorfer deckt die Karolingerzeit bis 900 ab, um im 13. Jh. wieder aufzutreten, während Pingsdorfer von 900 bis ins frühe 13. Jh. reicht [WK 442]. Bei *Wikipedia* [↔ Badorfer Keramik; ↔ Pingsdorfer Keramik] reicht Badorfer bis ins 10. Jh., während Pingsdorfer im späten 9. Jh. einsetzt; sie haben damit eine zeitliche Schnittmenge). Dann geht es primär um sächsische, slawische und slawoide Keramik, die obendrein in Schichtpaketen liegt, die durchwegs künstlich aufgebracht worden sind, um die sumpfige Uferzone begehbar zu machen [WK 118]. Sogar eine nicht beschriebene, aber auf 1020–1040 datierte Münze war mit spätslawischer Keramik vergesellschaftet [WK 127]. Der Siedlungsplatz ist auch zur Jahrtausendwende noch sehr klein. Die Zeit der Chris-

tianisierung scheint in Hamburg erst deutlich nach 950 einzusetzen, trotz des 964 hierher verbannten Papstes Benedikt V.

Tatingerkannen [WK 117] – benannt nach einem nordfriesischen Fundort – waren sicher die auffälligsten Keramikwaren ihrer Zeit. Meist schwarzgründig waren sie mitHELLSILBERNEN Zinnfolien belegt, die Kreuze, Dreiecke und Rauten zeigten. Die häufigste Form hat eine Ausgusstülle und einen Bandhenkel. Sie werden gerne dicht bei 800 datiert, aber außerhalb der Karlslande gibt es auch weitergreifende Zeitintervalle, etwa für die Kanne aus Grab 597 im schwedischen Birka, die ins „9./10. Jh.“ datiert wird [tating; auch Axtmann].

Neben den bereits 1956 entdeckten 22 Fragmenten der Kanne, ca. 70 m westlich vom Domplatz [WK 220], gibt es an ausstellungswürdigen Preziosen nur noch eine **Kreuzfibel** „aus Buntmetall mit verschiedenfarbigen Glaseinlagen“. Nicht nur der Kanne wird als Herkunftsgebiet Mainfranken um 800 bescheinigt [WK 226], auch die Kreuzfibel soll bei gleicher Zeitstellung vom Main, vielleicht aus Karlsburg stammen. Dabei gibt es ein ganz ähnliches Vergleichsstück, das jedoch aus Troyes stammen soll, ebenfalls aus der „Gruppe der »Kreuzfibeln mit drei Eckrundeln«“ [WK 229].

Zu dieser Gruppe gehören die Kreuzfibeln von Münster und Ingolstadt nicht, aber es fällt auf, dass an diesen drei Orten jeweils eine kleine Fibel für die Karolingerzeit bürgt, andernorts gerne ein vereinzelter Karlsdenar. Als Beleg für Christianisierung wird die Hamburger Fibel ebenso wenig wie die von Ingolstadt herangezogen, anders als in Münster, wo sie die Liudger-Vita illustriert (793 Klosterbau, 805 Bischofsernennung), obwohl sein Residenzort damals noch gar nicht bestand [Presseamt 2004]. Vielleicht deshalb wird die Fibel von Münster seit 2005 eher in einem Fundkontext der Zeit um 900 gesehen [WK 234, Fn 67].

Im Umkreis der Hammaburg

Da dem Kolloquium die Frage zentral war, ob die winzige Hammaburg im 9./10. Jh. ein Zentralort gewesen sei, greift das Begleitbuch nun ins Hinterland Hamburgs aus, um Parallelen aufzuspüren. Da sich die Fundsituation im nordelbischen Hamburg und dem südlichen Holstein als ausgesprochen dürftig darstellt (s. ab S. 113 [Wirsching]), geht es zunächst um **archäologische Zeugnisse südlich der Elbe**. „Die Vorstellung karolingischer Domburgen in Sachsen [...] ließ sich mit archäologischen Mitteln bislang nicht zufriedenstellend verifizieren“ [WK 149]. Als Fallbeispiele werden Wulfen und Tangendorf, Ashausen und Stelle, Maschen und Hittfeld-Karoxbostel gewählt (nachdem Hamburg selbst nur ein nachgewiesenes Gräberfeld des Frühmittelalters besitzt [WK 173]). Es ist nicht überraschend, dass hier Sächsisches und Friesisches dominiert, Slawisches beigemengt und noch keine Christianisierung zu erkennen ist (Waffenbeigaben, Pferdebeigaben).

Mit speziellen Feinheiten wartet „Der ländliche Raum in spätsächsischer Zeit auf“. Festgehalten wird, dass „zumindest punktuell mit einer Siedlungsdichte gerechnet werden kann, die der heutigen nicht nachsteht“ [WK 179], und dass slawische Keramik „im Hinterland in einem zwar nur dünnen, aber dennoch flächendeckenden Fundschleier vorhanden ist“ [WK 180]. Es gibt hier auch noch die Präzisierung: „agrarisches geprägtes Hinterland“ [ebd.] – was immer das alles bedeuten mag (eine punktuell erfasste Siedlungsdichte, ein ganz dünner, aber flächendeckender Fundschleier über einem agrarisch geprägten Hinterland, wohl abseits der Metropolen mit ihren Bürotürmen, Fabriken etc...). Um die Hammaburgen vergleichen zu können, wären spätsächsische Befestigungen erwünscht, doch solche sind so rar, dass sie zu Vergleichen nicht zur Verfügung stehen. Kandidaten werden abwechselnd Karl ab-, andere ihm zugesprochen [WK 182-187].

Es kommt ständig vor, dass nach Schriftzeugnissen datiert wird; davor hat Wolfgang HÜBENER schon 1978 vergeblich gewarnt:

„Die (...) mittelalterliche Archäologie hat in der Freude über ihre in der Tat beachtlichen Erfolge die Datierung und die Klassifizierung (...) [von] Befunden zu stark nach den schriftlich überlieferten grundsätzlichen Ereignissen und Möglichkeiten ausgerichtet“ [Ludowici in WK 187; seine Ergänzungen].

Heute sieht JANSON noch ganz ähnliche Probleme:

„Bei Aufnahme seiner Arbeit an der *Germania Pontificia* hatte [Theodor] Schieffers Kollege Heinrich Büttner vorgeschlagen, dass man sich bezüglich *»Echtheitsfragen«* sofort miteinander abstimmen sollte, *»denn ein einzelner kann sich dabei, durch eine überraschende Beobachtung fasziniert, in eine Sackgasse verrennen und sich an einer verblüffenden, aber nicht stichhaltigen These festbeißen.«*

Angesichts der Diskussionen über das *»erfundene Mittelalter«*, im Rahmen derer renommierte deutsche Geschichtswissenschaftler [u.a. Rudolf Schieffer; HI] im Fernsehen auftreten mussten, um die historische Existenz Karls des Großen zu belegen, wird die Bedeutung von Büttners Rat deutlich. Quellenkritik muss zwischen zwei Polen vermitteln: Erstens dem naiven Vertrauen in jegliche schriftliche Überlieferung und zweitens dem nicht minder ernsten Problem der übermäßig kritischen Zurückweisung von Quellen“ [WK 263].

Hält man sich deswegen an ¹⁴C-Messungen, so müssen die erst passend gemacht werden, beispielsweise durch den „sogenannten »Altholzeffekt«“ [WK 90, 187]. Es könnten ja Balken aus schon damals Jahrhunderte altem Holz benutzt worden sein, womöglich in Zweitverwendung, die obendrein nur noch als Holzkohle vorliegen und somit Datierungen hoffnungslos verfälschen. Auf jeden Fall liegen für die vier Ringwallanlagen südlich und südwestlich von

Hamburg noch keine belastbaren Datierungen vor [WK 196]. So bleibt es bei der alle überraschenden Erkenntnis:

„Der kurze Überblick zeigt, dass man Burgen in der nordwestdeutschen Tiefebene während des 8. und 9. Jahrhunderts anscheinend aufgrund politischer und militärischer Ziele errichtet hat“ [WK 196].

Dafür brauchte es einen möglichst ungekrümmten Wahrnehmungshorizont jenseits der Alster bis zumindest nach Emden... [vgl. WK 50].

Ein Lehrstück zu spätsächsischen Doppelgrabenanlagen

Eine solche gibt es in Magdeburg. Ihr Entdecker Ernst NICKEL datierte sie über Keramik aus der Verfüllung ins 8. – 10. Jh., um sie nun als Maßnahme Karls d. Gr. zu interpretieren [WK 183]. Dann orientierte sich Rainer KUHN an ¹⁴C-datierten Holzkohleresten und postulierte, mit dem Beginn der Grabenverfüllung sei spätestens im 5./6. Jh. zu rechnen, mit ihrem Fortschreiten im 6./7. Jh. Beide gehen von der überraschenden Prämisse aus, „dass datierbare Objekte aus der Verfüllung von Gräben Aufschluss über den Zeitpunkt ihres Aushubs gäben“ [WK 184], als wenn sich nach abgeschlossenem Aushub Gräben sofort wieder füllen. Zwei im Zusammenhang mit diesem Graben gefundene Tierknochen widerlegten diese Interpretation, denn das eine Tier starb mit hoher Wahrscheinlich zwischen 440 und 604, das andere zwischen 661 und 771. Damit darf der Graben nicht mehr aus dem 5./6. Jh. stammen, weil über ihm ein Grubenhaus angelegt und später verfüllt worden ist [WK 185]. (Offen bleibt, um was für Tiere es sich gehandelt hat, und warum Knochen von Tieren, die wohl im Abstand von 200 Jahren gelebt haben, gemeinsam in der Verfüllung eines Grubenhauses gefunden wurden.)

LUDOWICI vertritt hingegen die These, der Graben sei in den Jahrzehnten vor oder um 700 gebaut, genutzt und wieder funktionslos geworden“ [WK 185], weil er auch Tierknochen „mit ¹⁴C-Daten des späten 7. bis mittleren 10. Jahrhunderts (2-Sigma-Bereich)“ gefunden hat. Und da wäre es gut, wenn Karl oder einer seiner Grafen darüber dann seinen Graben gezogen hätte [ebd.]. Wenn man wie Birgitta KUNZ den Altholzeffekt berücksichtigt, lässt sich die Doppelgrabenanlage in das 7./8. Jh. legen [WK 187]. Nach etlichen Vergleichen landauf, landab kommt sie zu dem Schluss:

„Aber die sich kaum mehr als schemenhaft abzeichnende »frühe Burgenlandschaft« zwischen Weser und Elbe muss nicht notwendig mit fränkisch-sächsischen Auseinandersetzungen in Verbindung gebracht werden“ [WK 187].

Der hintere Teil des Begleitbuches beschäftigt sich dann viel mit Wallanlagen unterschiedlicher Provenienz und mit Kirchenbau. Wenn Uwe LOBBEDEV hier die frühen Bistumssitze (Nieder-)Sachsens miteinander vergleicht, gehört

Hamburg eigentlich nicht dazu. Denn wir begegnen z.B. in Osnabrück kirchlichen Steingebäuden des 9. oder sogar 8. Jh. [WK 394] oder wie in Halberstadt einer dreischiffigen Kirche vor 809 [WK 401], während Hamburg sich noch zwei Jahrhunderte später mit einer Holzhütte zufrieden geben musste. In Bremen wäre kurz nach 805 die erste Steinkirche (Periode III) gebaut worden, erst der fünfte, nun dreischiffige Bau dann von Ansgar [WK 403]. Die hier versammelten Auffälligkeiten könnten in anderem Zusammenhang weniger mit der Hammaburg als mit Aachen verglichen werden, um dem zu so unterschiedlichen Zeiten einsetzenden Kirchenbau gerecht zu werden. Dann wird klar werden, wie östlich des Rheins erste Steinkirchen erst nach 950 entstehen und deutlich mehr als ein Jahrhundert Zeit benötigen, um an Aachens technischen Höhenflug heranzureichen.

Wie war das mit dem Stand von 2006?

In dem Riesenvolumen des Hammaburg-Buches fanden nur ein paar Zeilen Platz, um verschämt darauf hinzuweisen, dass die Ausgrabung an ihrem Abschluss am 6. 12. 2006 als Fehlschlag interpretiert worden war. Wir finden zunächst einen vermeintlichen Hinweis bei dem Problem, ob es in Hamburg um eine spätsächsische Burg gehen könnte, die in der Norddeutschen Tiefebene nicht zu finden waren:

„Noch 1993 und 1995 haben Hans-Jürgen Brachmann und Hans-Wilhelm Heine für den Raum zwischen Ems, Elbe, Nordseeküste und Mittelgebirgen bzw. Harz das völlige Fehlen von datierbaren Anlagen dieser Zeitstellung konstatiert, und erst Ralf Busch hielt 1999 eine solche »spätsächsische Burg« für archäologisch nachgewiesen, als er die zwei Ringgräben vom Hamburger Domplatz auf der Basis von ¹⁴C-Daten »aus den Grabenverfüllungen und der Innenfläche« als »Doppelgrabenanlage« der Zeit zwischen 600 und 750 n. Chr. gedeutet hat –, und es gehört zu den zentralen Ergebnissen der erneuten Auswertung aller Altgrabungen im Licht der Untersuchungen von 2005/06 durch Karsten Kablitz, dass das nicht bestätigt werden konnte“ [WK 182].

Wer da dächte, es ginge wenigstens hier um das Eingeständnis, die Auswertung sieben Jahre später genau dorthin gedreht zu haben, wo sie WEISS bereits 2006 konträr zu Kablitz sehen wollte, der irrt. Es geht einigermaßen verwachsen darum, dass Kablitz 2005/06 alle früheren Ausgrabungsergebnisse geprüft hat, nicht um die erneute Auswertung seiner eigenen Grabung.

Die Hammaburg des 9. Jh. bleibt ein Mythos. Ihn könnte Adam von Bremen aufgebracht haben [Scior in WK 156]. WEISS hat ihn – „Mythos Hammaburg“ – erfolgreich erneuert.

„Nach dem Ende der Grabungen auf dem Domplatz ist man sich nun in

der Forschung einig, dort die Überreste der Hammaburg gefunden zu haben“ [wiki → Hammaburg].

Was hat es eigentlich mit dieser „Hammaburg“ auf sich? Es geht je nach Bericht und Urkunde um einen karolingischen Bischofs- oder gar Erzbischofssitz, der 834 zusammen mit einem Kloster eingerichtet und bereits 845 von den Wikingern zerstört wird, worauf Ansgar flieht und das Bistum nach Bremen verlegt. Von Karl d. Gr. – wir bewegen uns hier im offiziellen Wissensstand – ist bekannt, dass eine Bischofskirche nur in einer *civitas* errichtet werden durfte (die angeblich von Heridag errichtete Kirche wäre auch in Hammaburg I möglich gewesen). Auch ist die aus beiden Gräben geborgene Keramik sächsisch, nicht fränkisch-karolingisch. Wir müssen uns den Franken Ansgar tatsächlich als ‘Einzelkämpfer’ unter sächsischen Fischern vorstellen.

Wie die 10 Häuser und Hütten von Hammaburg II, ohne nachgewiesene Kirche und Außenbezirke, eine *civitas* darstellen könnten, weiß allein WEISS, der freilich seinen Rimbert kennt, der in der *Vita Anskarii* von der „*civitas Hammaburgensis*“ spricht [WK 152]. WEISS war klar, dass ein kirchenloser Bischofssitz, dem obendrein die Gräber rings um die Kirche fehlen, problematisch wirkt. Doch er fand die Lösung, keine salomonische, sondern eine mit sanfter Chuzpe vorgetragene:

„Auch Kablitz allerdings folgte der gängigen Sichtweise, nach der er Ansgars Kirche zwangsläufig *innerhalb* der Befestigung der Hammaburg voraussetzte. Das Fehlen jeglicher für einen Kirchenbau zu beanspruchenden Befundreste innerhalb der Ringgrabenanlage 2 war dann auch der Grund, weshalb der Ausgräber zunächst die Identifizierung dieser Befestigung mit der historischen Hammaburg ablehnte, auch wenn er ihre Datierung in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts überzeugend herausarbeiten konnte. Erst im Zuge der interdisziplinären Diskussion mit verschiedenen Historikern in Vorbereitung der Ausstellung »Mythos Hammaburg« setzte sich die Überzeugung durch, dass der Standort der Kirche innerhalb der Befestigung keineswegs eine *conditio sine qua non* ist, womit eine neue Diskussionsgrundlage geschaffen war. Durch Wegfall der stets vorausgesetzten Doppelfunktion als Adelssitz und Kirchenstandort erschien Ringgraben 2 plötzlich nicht mehr als zu gering dimensioniert, sondern fügte sich gut in das Bild zeitgenössischer sächsischer und fränkischer Burganlagen (s. Beiträge Christian Frey, Peter Ettel, Thorsten Lemm u. Jens Schneeweiß)“ [Weiss in WK 29 f.].

Hier also der leise Hinweis auf die Uneinsichtigkeit des Ausgräbers. Kein Wort von den sieben Jahren, in denen die Hammaburg heranreife, um auf einem Kolloquium geboren zu werden; kein Wort davon, dass der Ausgräber sieben Jahre lang zu Recht seine Ablehnung der Hammaburg behaupten

konnte. Es bleibt WEISS als milder Spiritus rector, der allein 2006 das Grabungsergebnis kannte, weil er es vorgegeben hatte.

Aus Sicht des erfundenen Mittelalters

Zunächst zum gefälschten Freibrief Barbarossas für Hamburg ein Interview mit dem Hamburger Historiker Ralf Wiechmann:

Gretzschel/Kummereincke [= G/K]: „war tatsächlich alles Lug und Trug?

Wiechmann: Nein, das klingt so, als ob alles falsch gewesen wäre. So ist es auch nicht. Wir wissen, dass dieser Urkunde später ausgefertigt wurde und einen Zustand heraufbeschwört, der älter ist. Aber man kann mutmaßen, dass die darin beschriebenen Privilegien tatsächlich erteilt, nur ursprünglich nicht schriftlich dokumentiert worden sind.

[G/K] Das ist eine These, der einige Historiker widersprechen und der Ansicht sind, dass Barbarossa in Wahrheit Hamburg niemals irgendwelche Privilegien gewährt hat.

Wiechmann: Das kann man mutmaßen, ich kann mir aber nicht vorstellen, dass sich die Hamburger das alles nur aus den Fingern gesogen haben.

[G/K] Im Mittelalter wurde aber bekanntlich gefälscht, was das Zeug hält.

Wiechmann: Das stimmt, das gehört damals ganz selbstverständlich dazu.

[G/K] Waren die Hamburger damals besonders clever?

Wiechmann: Das haben auch andere Städte gemacht, denn alle wollten ihre Eigenständigkeit betonen und sich Stapelprivilegien und Handelsrechte sichern. Das ist nicht ungewöhnlich“ [G/K1 2013, 10, 13].

„»Wir krempeln die Geschichte um«, sagt der Landesarchäologe“ Prof. WEISS [Pohle]. Wir tun es auch, aber viel maßvoller. Wer von drei erfundenen Jahrhunderten ausgeht, erkennt eine sächsische Ansiedlung des 6. Jh., erinnern doch die Bodenstücke von Kämpfen an „Keramik aus sächsischen Bestattungen des 6.–8. Jh.“ [Kablit in WK 74], liegt auch die nutzbare Innenfläche „im unteren und mittleren Größenbereich sächsischer und auch slawischer Ringwälle des 9. und 10. Jahrhunderts“ [ebd. 75]. In einem sächsischen Ringwall wird niemand eine Kirche vermissen, ganz im Gegenteil! Das war bereits der Stand nach der Ausgrabung in den 80er Jahren: die Doppelkreisgrabenanlage aus dem 5./6. Jh., die Wallgrabenanlage damals nicht aus dem 9., sondern sogar aus dem 10. Jh. [G/K2]. Dass schon die erste Ansiedlung den Namen Hammaburg trug, vertrat WEISS nur zeitweilig [Pohle], denn im Buch schildert er die erste Ringgrabenanlage unter „Hamburg vor der Hammaburg“ [WK 19]. Plausibler wäre die Benennung, wenn in Periode IVa die Wall- und Grabenanlage gebaut wird, die zu Recht „Burg“ hieße. Eigentlich sollte in der winzigen Hammaburg II auch Markgraf Bernhard gelebt haben, doch diese Vorstellung hat sich 2015 mit Eliminierung der „Alsterburg“ erledigt.

Claus CARSTENS hat im letzten Heft [3/2014, 558] bereits betont, dass es mangels Erzbistum keinen Erzbischof Ansgar gegeben hat, und seine Vita „in dieser Hinsicht“ auch gefälscht sein muss. Diese Vita konnte zu Lebzeiten von Ludwig dem Frommen nicht bekannt gewesen sein, sondern muss eine spätere Fälschung sein [ebd. 559]. Wir bekräftigen dies hier und stellen obendrein klar, dass ein Priester namens Ansgar mangels irgendwelcher Spuren damals nicht gelebt hat, sondern nur in Fälschungen imaginiert worden ist. (Ein Gegenstück dazu ist Liudger, erster Bischof von Münster [romanhaft: Thiel]). Die vermeintlichen Missionsversuche des 9. Jh. wurden erst viel später unternommen: im späten 10. und 11. Jh.

Deshalb ist Abschied zu nehmen von diesem Ansgar, dessen gänzlich erfolgloses Leben sich dadurch begründet, dass man mit seiner Fiktion bestimmte Rechte wie die Mission des Norden, verbunden mit der Ausweitung des Bistums Hamburg-Bremen, möglichst weit zurückführen wollte, um sich der Ansprüche Kölns auf Bremen zu erwehren [Pohle]. Diese Erfindung muss nach der Mitte des 11. Jh. unter Teilnahme Adams von Bremen gelungen sein. Der in Hamburg exponierte, aus dem frühen 12. Jh. [Knibbs, 104] stammende *Codex Vicelini* vereinigt *Vita Anskarii*, *Vita Rimberti* und eine Abschrift der Urkunde Ludwigs des Frommen – und damit ein ganzes Bündel an Fälschungen. Wer sieht, wie oft Angaben zu Ansgar bereits als falsch entlarvt worden sind, kann nun aufatmen, wenn diese ‘ehrwürdige Gestalt’ die Historie verlässt. Dem angeblich in Bremen Verstorbenen hat sein Bistum kein Grab bewahrt – das verbindet ihn mit Karl dem Großen.

Der Autor fühlt er sich darin bestärkt, dass die nördlichen Bistümer allesamt erst nach 911 eingerichtet worden sind; anderslautende Urkunden und Chroniken sind Fälschungen. So bleibt es (fiktiven) Gestalten erspart, in den nicht aufzufindenden Bretterhütten eines weit von einer *civitas* entfernten, kümmerlichen Hamburgs als Bischof agieren zu müssen, ebenso in den imaginierten Bretterhütten eines noch armseligere Ribe. Hier gab es offensichtlich Bestattungen, die wie christliche aussehen, denn bei ihrer großen Anzahl können sie nicht nur aus der ‘christlichen’ Zeit von 840 bis 1050 stammen, zumal dort nach der gründlichen Wikingerzerstörung von ca. 850 dort zunächst keine Christen mehr erwartet werden können.

Hamburg selbst beginnt als Hammaburg frühestens im 7. || 10. Jh.; davor gab es seit dem 6. Jh. nur einige Fischerhütten hinter Palisaden. Das Christentum wird frühestens im späten 10., wenn nicht erst im 11. Jh. Einzug gehalten haben. Der Dom kündete davon vom frühen 11. Jh. bis 1805. Insofern liegt die Keimzelle Hamburgs wie die drei Wall- oder Palisadenburgen tatsächlich unterm Domplatz. Dafür hätte es allerdings das Riesen-Tamtam um Ausstellung, Kolloquium und das von WEISS vorweggenommene und erst viel später durchgesetzte Grabungsergebnis nicht gebraucht.

Düsteres Geheimnis

Ein Rätsel bleibt. Auf den virtuellen Rekonstruktionen der Hammaburg taucht im Buch regelmäßig ein seltsames Schiff auf: Mindestens 24 Ruder touchieren die unbewegte Wasseroberfläche gerade nicht, das Segel spürt keinen Hauch, ist aber mit einem Davidstern geschmückt, in den ein keltisches Radkreuz eingeschlossen ist [Größte Darstellungen WK 55 und 435; dito Vorsatz und Nachsatz, 12, 470]. Der Davidstern steht erst seit 700 Jahren für die Verbundenheit der Juden mit ihrem Gott, kommt also für eine Hammaburg des 9. Jh. entschieden zu früh. Dasselbe gilt für die beiden sechseckigen Mariensterne im Hamburger Siegel, das erst ab 1241 belegt ist [WK 48]. Das Hexagramm ist aber auch Symbol für das Okkulte, deshalb auch bei Freimaurern und Rosenkreuzern anzutreffen [Scholem], während es Hexer zur Anrufung Satans nutzen.

Das Keltenkreuz steht für den christlichen Glauben, vorrangig den der Iren; es kam auch in Schottland und auf Gotland vor. 1834 wurde zum Gedenken an die 1000-jährige Ankunft Ansgars in Birka ein steinernes Radkreuz errichtet. Außerdem dient das gleichschenklige Radkreuz mittlerweile als ein Symbol der rechtsextremen Szene [wiki ← Keltenkreuz]; hier kann der Staatsanwalt einschreiten. Auf dem Segel ist das Radkreuz nach unten verückt, so dass es wegen der Überschneidung mit dem Davidstern nicht und doch gleichschenklilig wirkt. Nachdem bei der ins 9./10. Jh. datierten Hammaburg niemals Juden und Iren oder Schweden gemeinsam als Händler oder auch Räuber zu erwarten sind, geht es hier wohl um eine unübersehbare Demonstration nichthanseatischen Denkens.

Weitere Literatur

- Axtmann, Anna siehe <http://www.mittelalterarchiv.de/viewpage59.html>
- Bahnsen, Uwe (2014): Warum der Dom in Hamburg 1804 abgerissen wurde; *Die Welt*, 01. 02.
- Blase, Rolf (2012): Jahrbuch: Geschichte neu schreiben. Das 31. Heft der Stormarn-Reihe ist nicht nur das erste in Farbe, es entlarvt auch die Quelle zum Limes Saxoniae als Fälschung; *Stormaner Tageblatt*, 15. 11.
- Carstens, Claus (2014): Ein Kommentar zur Hammaburg; *Zeitungssprünge* 26 (3) 558-560
- dpa (2015): Archäologen wollen Hamburgs Stadtgeschichte umschreiben; *Hamburger Abendblatt*, 11. 02.
- Franz, Angelika (2015): Ausgegraben. Tausend Jahre alte Stämme mitten in Hamburg entdeckt; *Spiegel Online Wissenschaft*, 23. 02.
- G/K2 = Gretzschel, Matthias / Kummereincke, Sven (2014): Hamburg war vom ersten Tag an Stadt der Händler; *Hamburger Abendblatt*, 25. 01. (Interview mit R.-M. Weiss; Zitate immer sein Wortlaut)
- G/K1 = Gretzschel, Matthias / Kummereincke, Sven (?2013): *Hamburger Zeitreise*.

- 12 Jahrhunderte Stadtgeschichte; Verlag Hamburger Abendblatt, Hamburg
- Illig, Heribert (2014b): Hammaburg allein für Hamburger? Entzugserscheinungen; *Zeitensprünge* 26 (3) 556 f.
- (2014a): Hammaburg – Hamburg – Humburg? Wie mit Gewalt karolingisiert wird; *Zeitensprünge* 26 (1) 83-92
 - (2013): Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meerscheinschlösschen der Karl-Franzens-Universität in Graz; *Zeitensprünge* 25 (3) 617-648
 - (1998): „Vor einem Abgrund an Falsifikaten“. Mediävistische Schwindelgefühle; *Zeitensprünge* 10 (3) 461-465
- Knibbs, Eric (2011): *Ansgar, Rimbert and the Forged Foundations of Hamburg-Bremen*; Ashgate, Farnham (GB) · Burlington (VT)
- Kölzer, Theo (1997): Brief statt Kritik; in *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur*, Achte Diskussionseinheit über Heribert Illig: „Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit?“ *EuS* Jg. 8 (4) 481-520
- Kummereincke, Sven (2014): Spektakuläre Ausstellung zum Mythos Hammaburg; *Hamburger Abendblatt*, 29. 10.
- Ökumenisches Heiligenlexikon = <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienA/Ansgar.htm>
- Pohle, Julika (2014): Fälschung führte Bremen und Hamburg zusammen; *Die Welt*, 05. 10.
- Presseamt (2004): *Bischof Liudger kam nicht nach Mimigernaford. Keine sächsische Siedlung in Münsters Frühgeschichte / Archäologische Funde neu interpretiert*; Presseservice von Münster, 26. 10.
<http://www.muenster.de/stadt/presseservice/custom/news/show/588780/view:example/layout:default>
- Roesdahl, Else (Red. 1992): *Wikinger · Waräger · Normannen · Die Skandinavien und Europa 800–1200*; Uddevalla, Schweden (Ausstellung im Alten Museum Berlin, 1992)
- Scholem, Gershom (2010): *Das Davidschild · Geschichte eines Symbols*; Jüdischer Verlag, Frankfurt/M.
tating = <http://www.fjoelskylda.de/realia/keramik.html>
- Thiel, Werner (2005): *Schwert aus Pergament*; Mantis, Gräfelfing
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Willmann, Urs (2006): Daneben gegraben. Vieles förderten die Archäologen in Hamburgs Innenstadt zutage. Die Hammaburg war nicht dabei; *Zeit Online*, 27. 12.
- Wirsching, Armin (2015): Gab es eine siedlungsleere Zeit in Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter? *Zeitensprünge* 27 (1) 113-138

„Gold & Blei“

Ausstellungs-Datierungen mit Lücken

Ein Besichtigung durch Werner Thiel

„*Gold & Blei Norm und Wert im Byzantinischen Alltag*“ im Archäologischen Museum der Universität Münster. Ausstellung vom 16. 01. bis zum 16. 03. 2015

Diese Präsentation,

„die anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Instituts für Byzantinistik und Neogräzistik an der WWU Münster organisiert wurde, macht anhand ausgewählter Objekte sichtbar, auf welchen Ordnungen und Werten der byzantinische Alltag basierte und wie Vorschriften und Bestimmungen diesen beeinflussten und lenkten“,

so die öffentliche Ankündigung im Internet. Sie zeigt Kleinfunde wie geeichte Gewichte und unverfälschtes Geld, Bleisiegel und Metallstempel zur Durchführung eines geregelten Wirtschaftslebens. Ab Konstantin d. Gr. treten zahlreiche Objekte mit christlich-religiöser Bedeutung hinzu. Eine wohl ganz ähnliche Ausstellung unter demselben Obertitel ist bereits 2012 im Ikonenmuseum zu Recklinghausen gezeigt worden, dem dortigen Rahmen entsprechend ausgewählte Münsteraner Exponate mit Bezug zur christlichen Kreuzsymbolik. Damals galt:

„Gold und Blei bildet das Leitmotiv: Gold galt in Byzanz als Zeichen kaiserlicher Macht, während Blei ein alltägliches und leicht zu verarbeitendes Material darstellte.“

Interessant sind in dieser Ausstellung nicht nur die Objekte selbst, sondern auch ihre Datierungen, soll doch die Ausstellung den gesamten Zeitraum des Byzantinischen Reiches von 330 bis 1453 abdecken.

Auf einer großen Karte mit dem Mittelmeer als Zentrum wird das Reich so datiert: Das „Mittelbyzantinische Reich“ wird mit Kaiser Basileios II. und dem Jahr 1026 angegeben, während für das frühbyzantinische Reich Kaiser Justinian I. um 565 steht; das erfundene Mittelalter bleibt unbeachtet. Wegen dieser Dunkelzone muss die byzantinische Geschichte traditionell in drei ungleich lange Epochen aufgeteilt werden:

1. spätantik-frühbyzantinische Zeit vom späten 3. Jh./frühen 4. Jh. bis Mitte des 7. Jh.,
2. mittelbyzantinische Zeit von ca. Mitte des 7. Jh. bis 1204/1261,
3. spätbyzantinische Zeit bis 1453 [wiki → Byzantisches Reich].

Da z.B. für Georg Ostrogorsky [1996: *Byzantinische Geschichte* 324–1453; München, S. 20, 62] die frühbyzantinische Zeit mit der Inauguration von Byzantion als neue Hauptstadt 330 beginnt und mit dem Tod des Schreckenskaisers Phokas und der Kaisererhebung des Heraklius, 610, endigt, ergeben sich drei ganz unterschiedlich lange Zeitabschnitte:

330 – 610 = 280 Jahre

610 – 1204 = 594 Jahre (ohne 297 erfundene Jahre bleiben 297 Jahre)

1204–1453 = 249 Jahre.

Die Datierung der Funde bestätigt diesen Umgang mit diesem problematischen Zeitraum. Zwar bietet das Museum unter den ausgestellten 17 byzantinischen Goldmünzen zwei aus dem fraglichen Zeitraum auf; sie werden Kaiser Konstans II. zugeschrieben, mit der Regierungszeit von 641–668. Bei ihnen ist die Problematik bekannt, wie man die sieben Konstantine bis 959 und die beiden Konstans zwischen 337 und 668 anhand ihrer fast identischen Namensabkürzungen unterscheiden kann. Die folgenden 300 Jahre glänzen durch Abwesenheit, denn die nächsten Münzen werden erst Kaiser Basileios II. (976–1025) zugeschrieben.

Auch 4 Münzen, Kaiser Heraklius zugeschrieben, sind kein zwingender Beleg für die dunklen Jahrhunderte. Er wird in die Jahre 610 bis 641 datiert; somit ist er vermutlich ein 'Brückenkaiser', der sowohl im 7. wie im 10. Jh. regiert hat.

In einer weiteren Vitrine werden 15 sogenannte „Brotstempel“ präsentiert, die in der griechisch-orthodoxen Kirche für Brote genutzt wurden. Die Datierung bietet auch hier keinen klaren archäologischen Beleg für den Zeitraum des Frühmittelalters.

Bei 6 Stempeln ist 4. bis 7. Jh. angegeben, bei jeweils einem Stempel das 4. Jh. bzw. das 6. Jh., sowie bei 4 Stempel der Zeitraum 9.–11. Jh.; bei dem jüngsten Stempel wird konkret das 12. Jh. genannt. Schließlich wird bei einem Stempel „mittelbyzantinisch“ vermerkt, während ein moderner Stempel diese Präsentation nur ergänzen kann.

Eine „Tonlampe mit stilisiertem Palmwedel“ scheint der Fachwelt die Datierung fast unmöglich gemacht zu haben, wird doch zu ihr vermerkt: „Mitte 6. – Ende 7./Anfang 8. Jh. n. Chr.“

Auch bei der Eroberung Nordafrikas durch moslemische Heere geben sich die Archäologen bei der Zeitangabe sehr flexibel: „687 – 998 - Nordafrika fällt an die Araber“.

Somit bietet der Untertitel der Ausstellung „Norm und Wert im Byzantinischen Alltag“ keine zusätzliche Basis für eine archäologische Normierung oder Wertebasis für das Frühmittelalter.

Werner Thiel, Greven

Ulfberht bei den Wikingern Von Schwertfegern und -schwingeren

Heribert Illig

Im Frühjahr 2012 entdeckte ein Privatmann ein Ulfberht-Schwert, als bei **Großenwieden** in der Weser gebaggert worden ist. Im Juli 2014 ist es nach intensiven Laboruntersuchungen der Öffentlichkeit vorgestellt worden. Insofern lohnt sich ein Blick darauf, zumal Schwerter mit diesem Namenszug sehr gerne als typisch karolingisch gesehen und trotzdem vom 8. Jh. bis ins 11. Jh. datiert werden. Hätte über Jahrhunderte hinweg eine ganze Schwertfegerdynastie diesen Markennamen benutzt? Oder einigten sich alle Schwertschmiede auf einen Exportnamen? Für das frühe Mittelalter sind dies befremdliche Vorstellungen.

Die Ulfberht-Inschrift gilt bei diesem Schwert als harter Datierungshinweis auf das 10. Jh. [Brock]. Griff, Knauf und Parierstange sind aus weicherem Eisen, während die gehärtete Klinge fast an heutigen Stahl herankommt; sie ist fast komplett erhalten. Das 95 cm lange Schwert wird in der begleitenden Presse wie eine Wunderwaffe aus der Zukunft gepriesen.

„Die Schwertklinge war aus hochwertigem, gehärtetem Eisen gefertigt, dessen Qualität fast modernem Stahl gleichkommt. Das Eisen der Parierstange dagegen ist etwas weicher. [...] Eine Blutrinne auf jeder Seite diente der Materialerleichterung. Die Klinge war an diesen Stellen nur drei Millimeter dick“ [Brock].

Das ergibt eine sehr leichte, aber offenbar sehr stabile Waffe, wurde sie doch erfolgreich und verlässlich gegen eiserne Rüstungsteile eingesetzt.

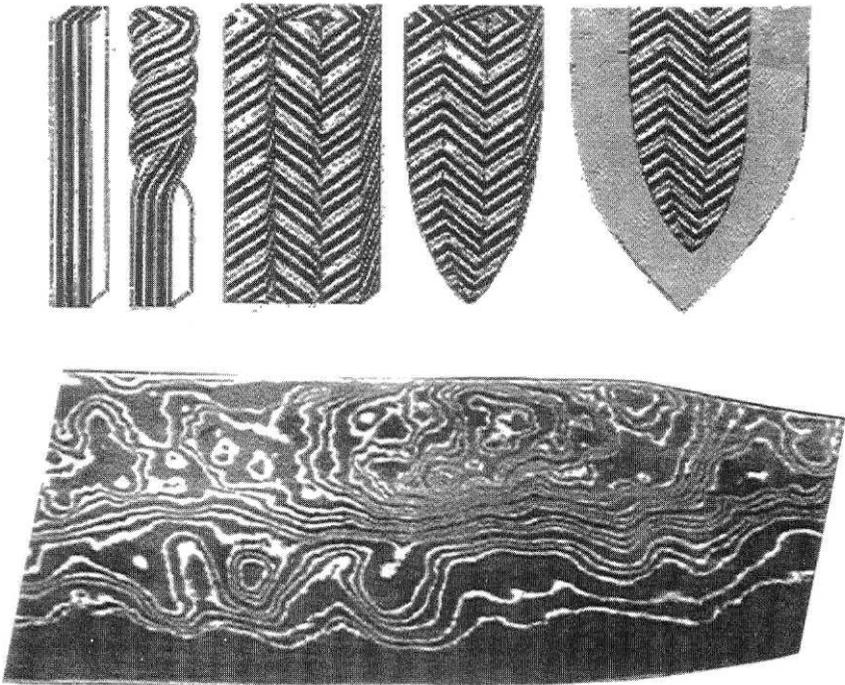
Zwar ist noch immer nicht das Eisenerzlager bekannt, aber immerhin die Herkunft des für die Parierstange verwendeten Bleis: der Hintertaunus, das Gebiet nördlich des Hohen Taunus, begrenzt von Rhein, Lahn und Wetterau. Der Nachweis gelang dem Chemiker Robert Lehmann, für den deshalb Kloster Fulda, vielleicht auch Lorsch als Produktionsstätten in Frage kommen. Nachdem das Schwert nicht erst in der importierenden Fremde typische Applikationen wie den Ziergriff erhalten hat, sollte das Herkunftsgebiet einigermaßen klargestellt sein [Brock]. Seltsamerweise blieb offen, ob die Klinge nun aus damasziertem Stahl (wurbunt) oder aus raffiniertem Stahl besteht.

Mittlerweile sind fast 170 Schwerter mit dem Namenszug „ULFBERHT“ in 23 Ländern gefunden worden (1999 waren es erst 120 [S/W III, 318]). Die Beschriftung mittels eines eingehämmerten Drahts wird bei ihnen häufig von zwei Kreuzen eingerahmt; eines der beiden Kreuze kann auch im Namenszug

stehen. Die griechischen, also gleicharmigen Kreuze weisen auf eine Produktionsstätte in christlichen Landen hin, obwohl die meisten derartigen Schwerter in nichtchristlichen Ländern, von Schweden bis zur Ukraine, gefunden worden sind. Dank des neuen Fundes lassen sich präzisere Antworten geben.

Damaszierter Stahl

Damaszierter Stahl stammt nicht aus Damaskus, auch wenn die Araber diese Technik bestens beherrschten. (Diese Metalltechnik ist auf ihrem Weg zur Neuzeit ohne islamische Wurzeln ausgekommen [vgl. Fansa 2009]). Es gab ihn schon bei den späten Römern und bei den Merowingern. Sie hatten gelernt, dass bestimmte Eisensorten sehr hart werden können, aber leicht brechen, andere hingegen weicher ausfallen, aber gegen Eisenpanzerung zu schnell scharf werden.



Herstellung von Torsionsdamast aus siebenfach gefaltetem Eisen, abschließend ergänzt um angeschweißte Schneiden [obermain] „Wurmbunte“ Klinge, Replik [bertel]

Deshalb gingen die Schmiede dazu über, dünne Eisenbänder unterschiedlicher Qualität durch Hämmern miteinander zu verschweißen. Diese Bänder können im Verlauf mehrfach gefaltet oder auch verdreht (Torsionsdamast) zusammengefügt werden. So konnten über einen elastischen Stahlkern durchaus 21 Lagen an Stahl übereinander oder auch parallel geschmiedet werden [wiki → Spatha (Schwert)]. Beim Tordieren eines Bündels liegen die Schichten schräg; setzte man eine solche Bahn gegen die nächste, so entstand auf der Klinge ein Zickzackmuster vieler feiner Stahlschichten (s. Abb.).

Auf diese Weise kann der Stahl in optimaler Weise zusammengefügt werden – dabei reden wir von einem Endprodukt, das nur ein knappes Kilo wiegt. Das Resultat wird **raffiniertes Stahl** genannt. Wenn dem Schmied auch noch die Oberflächenstruktur der Klinge wichtig ist, dann legt er die Übergänge der Schichten auf der Klinge durch Polieren frei und erhält dadurch **damaszierten Stahl**, dessen gewollte und wiederholbare Musterung die Klinge ziert. Heute noch wird diese Kunst perfekt von japanischen Schmieden beherrscht.

(Im Laufe der Materialsammlung stieß ich zu spät auf die Internet-Seite von Volker Hollmann, der darüber aufklären möchte, dass die Eigenschaften und die Herstellung von mittelalterlichem Stahl praktisch immer mit Industriestahl erklärt werden, den es damals nicht gegeben haben kann. Dies erklärt vielleicht, warum in diesem Genre viele merkwürdige Befunde veröffentlicht werden, die nicht alle zueinander passen. Das lässt sich an dieser Stelle nicht aufklären – und schon gar nicht am Schreibtisch.)

Das früheste Schriftzeugnis für diese „wurbunte“ Verzierungsart stammt von Theoderich (454?–526), der sich für Schwerter von verbündeten Vandalen oder Thüringern bedankt: Ihr habt

„Schwerter für uns ausgewählt, die sogar im Stande sind, Rüstungen zu durchschneiden, und die ich mehr noch wegen ihres Eisens als wegen des Goldes auf ihnen preise. So glänzend ist ihre polierte Klarheit, dass sie mit genauer Deutlichkeit die Gesichter derjenigen widerspiegeln, die auf sie schauen. So gleichmäßig verlaufen ihre Schneiden zur Spitze, dass man annehmen möchte, sie seien nicht mit Feilen hergestellt, sondern im Schmelzofen geformt. Das Mittelstück ihrer Klingen, geschickt gekehrt, erscheint wie mit kleinem Wurmwerk gekräuselt, und hier spielen so mannigfaltige Schatten, dass man glauben möchte, das glänzende Metall sei mit vielen Farben verwoben. Dieses Metall ist auf Eurem Schleifstein geschliffen und mit Eurem glänzenden Pulver so kräftig poliert, bis sein stählerner Glanz ein Spiegel der Männer wird“ [wiki → Spatha (Schwert)].

Insofern ist damaszierter Stahl nichts anderes als „*definiertes Raffinieren*“, ein **Schweißverbundstahl**. Damit wird auch verständlich, dass die Frage nach dem Damast archäologischer Fundstücke dann nicht beantworten kann, wenn die Oberfläche wegkorrodiert ist und nur die feinen Eisenschichten zu erken-

nen sind. Ob sie die Oberfläche zierten oder nicht, kann dann nicht immer entschieden werden.

Obwohl Waffenschmiede bei den Merowingern „kein besonderes Prestige genossen“ [Hartmann, 183], haben sie ihr Können auf ein Maximum gesteigert, das deutlich über dem der Kelten oder der Römer lag.

„Die Germanen (oft werden in diesem Zusammenhang die Merowinger genannt) schufen zur Zeit der Völkerwanderung hervorragende Waffen mit äußerst kunstvollen Damaszenerstahlarbeiten, die zudem aufwändig differentiell gehärtet wurden. Hier stand erstmals nicht nur die Funktionalität im Vordergrund, sondern auch die künstlerische Umsetzung – wobei natürlich eine kunstvolle Klinge auch eine hohe Funktionalität versprach. Viele Schwerter trugen Namen und waren nahezu Kultobjekte“ [wiki → Damaszener Stahl].

So gesehen, bräuchte es gar keine karolingischen Schwertfeger. ‘Ulfbærhts’ gibt es mit und ohne Damast. Die „Schwertklinge aus hochwertigem, gehärtetem Eisen“ beim Schwert von Großenwieden ist nicht eindeutig, obwohl röntgen- und computertomographische Methoden, Laserablation und Massenspektrometrie, dazu metallurgische Verfahren zum Einsatz kamen [wiki → Schwert von Großenwieden]. Ähnlich vage ging es in der Aachener Ausstellung von 2014 zu. Zwei damaszierte und mindestens ein undamasziertes Schwert wurden gezeigt:

- Langschwert, 2. Hälfte 8. Jh., „im Bogenmuster damaszierte Klinge“ [Pohle, 40];
- Langschwert, 2. Hälfte 8. Jh. aus Antum (Groningen), „im Fischgrätmuster damaszierte Klinge“ [ebd. 41];
- Langschwert, 8./9. Jh. aus Straßburg, mit damaszierter Klinge; Griff und Parierstange mit Streifentauschierung aus Messing;
„Im Kerngebiet des karolingischen Reiches sind Reste dieser Waffen kaum nachzuweisen, weil man sie dort nicht mehr als Beigaben in die Gräber christlicher Krieger gelegt hat. Zu den seltenen Ausnahmen zählt das zweischneidige Schwert aus Straßburg“ [ebd. 44].
- Langschwert aus dem Maastal (NL), 2. H. 9. Jh.: wahrscheinlich ein süd-englisches Schwert, aber ohne Angaben zur Herstellung der Klinge (nur eine Applikation ist damasziert) [ebd. 50].

Im Eingangsbereich der Ausstellung blieb die lebensgroße Nachbildung eines karolingischen Panzerreiters nicht nur deshalb rätselhaft, weil er ein archäologisch nicht nachgewiesenes Panzerhemd und einen ebensolchen Helm trug; auch sein Schwert gab und gibt Rätsel auf: Es soll sich um eine aus der zweiten Hälfte des 8. Jh. stammenden Spatha handeln, mit einer Klinge von ca. 80 cm Länge.

„Durch das qualitätvolle Eisen, das eine Damaszierung überflüssig

machte, erfuhr die Spatha eine hohe, von Island bis Russland reichende Nachfrage“ [Pohle, 33].

Demnach wäre damals bereits die Damaszierung überflüssig gewesen, obwohl das Schwert „aufwendig in der Herstellung und folglich sehr kostspielig“ war? Der Katalog entlarvt nur wenige Seiten später diese Aussage als unsinnig. Nun geht es um die „Bewaffnung der adligen Reiterkrieger im Heer Karls des Großen“, zu der ein zweischneidiges Langschwert gehörte:

„Schwerter dieser Form und Verzierung, die vorzüglich geschmiedete, damaszierte Klingen besaßen, sind im Karolingerreich (vermutlich im Rheinland) hergestellt worden. Als begehrte Qualitätsprodukte gelangten sie auch in Länder weit nördlich und östlich seiner Grenzen, wo sie in vielen Gräbern hochrangiger Krieger der zweiten Hälfte des 8. und 9. Jahrhunderts zu finden sind“ [Pohle, 44].

Die Formulierung, die Qualität des Eisens habe eine Damaszierung überflüssig gemacht, ist doppelt irreführend, war diese doch primär ein optisches Gütezeichen, keine Materialeigenschaft.

Fränkische Bewaffnung

Die Franken trugen die lange, zweischneidige Spatha und den kurzen Sax, der im Lauf der Zeit größer gestaltet wurde und sich im Gebrauch von einer Stich- zur Hiebwaffe wandelte. Die Schwertklinge war ca. 80 cm lang, ihre Kanten verliefen parallel.

„Die Damaszierung steigerte die Stabilität der Waffe und diente der Verzierung. Durchweg notwendig war sie wohl nicht, denn bisweilen weisen offenbar qualitätvolle Waffen auch nichtdamaszierte Klingen aus homogenem Material auf“ [mannheim 1996, 700].

Ansonsten war man 1996 bei der Franken-Ausstellung (Katalog mit 1.112 Seiten) wenig an der Schmiedetechnik interessiert, wird doch der Stand der Technik nicht referiert; bei den Spatha-Funden wird nur in einem einzigen Fall eine Damaszierung erwähnt, bei den Saxen nirgends. Trotzdem hat es sie gegeben. Bei den Schwertern wurden aus optischen Gründen sogar doppelte Kehlen eingearbeitet [S/W III, 324].

Nun wird für die Karolinger vermeldet, dass ihr Schwert von 90 auf 80 cm zurückgenommen wurde. Wir müssten daraus schließen, dass die Längenänderung bereits vor 614 stattgefunden hat [Steuer in S/W III, 317].

An der Wende zum 9. Jh. treten Klingen mit damaszierten Inschriften auf: +ULFBERHT+ oder +ULFBEHR+T. „Diese Schwerter zählen zu den kostbarsten Waffen ihrer Zeit“ [S/W III, 324]. Aber der Verzicht auf Damaszierung schritt bei den Franken offenbar voran:

„Spätkarolingische Schwerter mit der +VLFBERH+T-Inschrift hatten je-



Damasziertes Schwert, Dänemark, spätes 8./frühes 9. Jh., Griff und Parierstange mit Silberschmuck, Klinge mit zwei damaszierten, schrägtordierten Bahnen / VLFBERH+T-Klinge, Uckermark, 10. Jh., Heft mit Silbereinlagen [berlin 102 f.]

doch in der Regel keine sichtbaren Damaststrukturen; in dieser Zeit beginnt schon der zunehmende Verzicht auf komplexe Damaszierungen aufgrund der Verbesserung der Rennofentechnik. Es kann also angenommen werden, dass der Wert der »Ulfberht-Handelsmarke« aus der zur damaligen Zeit fortschrittlichen Rennofen- und Schmiedetechnik resultierte“ [wiki → Ulfberht].

„Des Weiteren wird behauptet, dass im Gegensatz zu herkömmlichen Schwertern, die einen Kern aus Eisen und Klingenkanten aus Stahl aufwiesen, die Kanten und der Kern der »Ulfberht«-Schwerver durchweg aus Stahl bestanden. Wenn man den technischen Sinn und Zweck der Damaszierungen außer Acht lässt, bleibt hier die offensichtliche Unkenntnis der Tatsache, dass man in Europa bereits im Verlaufe des 10. Jahrhunderts zunehmend auf Damaszierungen verzichtete und Klingen nur aus Raffinierstahl herstellte, wobei Ganzstahlschwerter wie Kompositklingen nachgewiesen werden können“ [ebd.].

Demnach hätten nicht das Damasizieren die Spitze des Fortschritts gebildet, sondern das Stahlschmieden mit fortschrittlicher Rennofentechnik – im Hintertaunus und in anderen heute deutschen Gebieten.

Wie lassen sich die Waffen datieren? In heidnischen Ländern treten sie fast immer als Grabbeigaben auf, können also einen Fundkonnex haben, der die Datierung erlaubt. Im christlichen Mitteleuropa entfallen Schwerter als Grabbeigaben; hier treten Funde viel seltener und fast ausschließlich in Gewässern auf. Daraus lässt sich ableiten, dass es bei den Völkerschaften immer noch Brauch war, die Waffe nicht einfach weiterzugeben, sondern sie dem Toten auf seiner Hel-Fahrt mitzugeben – nicht mehr ins Grab, wohl aber in ein Gewässer – wohl ein verstecktes Heidentum. Die Datierung der Ulfberht-Schwerter bleibt vage. So erhält ein in Finnland gefundenes Exemplar die aus phantomzeitlicher Sicht typisch gestreckte Datierung „800–950“ [berlin, 103], ebenso wie zwei weitere Schwerter bei Roesdahl [284]. Vier in Finnland gefundene, beschriftete Schwerter erhalten die äußerst vage Datierung „9.-12. Jh.“ [Roesdahl, 194], während ein parallel dargestelltes Exemplar mit Damasizierung und Silbereinlagen aus der Uckermark dann doch präziser fassbar ist: aus dem „10. Jahrhundert“ [berlin, 103].

Wikinger

Den Wikingern stand zum Requirieren von Schwertern der gesamte europäische und der Mittelmeerraum zur Verfügung. Sie konnten wählen, was sie für das Beste hielten. Dementsprechend 'verquer' wirkt folgende Auskunft:

„Die Schriftzüge auf vielen Schwertern lassen auf einen Fernhandel mit fränkischen Klingen schließen. Wie die Analyse von Wikingerschwertern



Das Schmuckbedürfnis beschränkte sich nicht auf die Klinge: Silbertauschierte Prunkwaffen, 11./12. Jh. „Das Schwert wurde in Eura und die Axt in Masku, Finnland, gefunden“ [Roesdahl, 70]. Beim Tauschieren wird zum Beispiel Silber in Vertiefungen eingelegt, d.h. es werden Metallintarsien geschaffen.

heterogener Provenienz ergeben hat, bestehen sie aus hochwertigem Tiegelstahl, der aus der arabischen Welt importiert worden sein wird, denn dieses Produktionsverfahren ist für Westeuropa zu dieser Zeit sonst nicht belegt“ [berlin, 87].

Hätten demnach die Araber fränkische Schwertklingen mit germanischen Namen in lateinischer Schrift hergestellt? Das klingt wenig plausibel. Im Übrigen wird in der orientalisches-arabischen Welt nicht von Damaszenerstahl, sondern von „Wootz“ gesprochen. Dieses Wort ist die englische Verballhornung eines indischen Begriffs; ähnlich unscharf ist die Produktionsbeschreibung für Tiegelstahl [wiki ↔ Wootz].

Die Wikinger waren in den letzten beiden Jahrzehnten immer wieder durch Ausstellungen präsent. Zuletzt, im Berliner Martin-Gropius-Bau [berlin 2014/15], ging es um Hortfunde und vor allem um die Seefahrt, präsent durch die Überreste des Drachenboots „Roskilde VI“ in der vollen Länge von 37 m samt Mast und Segel – ein Schiff für 100 Mann, gebaut in 50.000 Mannstunden [Streck]. Ansonsten wurde seemännisches Knowhow, das Eindringen christlicher Symbolik in die nordische Welt und deren Ausdehnung bis Grönland und in arabische Gefilde gezeigt, Waffen eher en passant. Da hieß es für die östlichen Einflussgebiete:

„Aufgrund der Eisenverhüttung und der Lage zwischen dem Baltikum und dem russischen Flusssystem diente Finnland als Transitgebiet; davon zeugen unter anderem fränkische Schwerter, deren Griffe mit zoomorphen Figuren geschmückt sind“ [berlin, 41].

Die Figuren waren natürlich nicht fränkisch, sondern wurden den Importschwertern von den nordischen Käufern hinzugefügt [berlin, 65].

Die Sicht von 1992

Deutlich ergiebiger für unser Verständnis ist eine viel frühere Berliner Ausstellung, 1992 im Alten Museum. Sie wollte das Wechselspiel zwischen Skandinavien und Mitteleuropa erhellen und zeigte dafür auch zahlreiche Klingen und Schwerter. Die ‘gemeine’ Klinge

„war gewöhnlich 5-6 cm breit und 70-80 cm lang, so daß die Gesamtlänge des Schwertes einen Meter nicht überstieg; doch vor allem gegen Ende der Wikingerzeit gab es Schwerter mit gut einem Meter Klingenlänge“ [Roesdahl, 195].

Demnach wuchsen die Klingen der Wikinger, während gleichzeitig die der Franken schrumpften (s.o.).

„Anfangs waren die Klingen oft damasziert, später aber wurden Einlagen mit Zeichen, Symbolen oder Buchstaben üblicher. Auf Dutzenden von Schwertern, besonders in Finnland und Norwegen, kommt der Name Ulf-

berht vor, auf einigen anderen lateinische Inschriften. Das deutet auf eine Herstellung dieser Klingen in westeuropäischen Schmieden und ihren Export in den Norden [...]

Die wikingerzeitlichen Lanzen und Speere waren 2-3 m lang, wovon die eiserne Tüllenspitze 20-60 cm ausmachte. [...] Oft ist das Blatt damasziert und die Tülle mit eingeschmiedeten Spitzbögen verziert. [...]

Im 11. Jahrhundert wurden die Spitzen kräftiger und der Schaft dicker. Das Blatt war dreiseitig oder rhombisch, oft kunstvoll damasziert, die Tüllen entweder fazettiert oder silberverziert mit kriechenden Tieren im Urnesstil“ [Roesdahl, 195; vgl. zu Lanzen auch Pohle, Exponat Nr. 028 contra Nr. 030].

Unklar bleibt, inwieweit in Skandinavien selbst Klingen produziert worden sind. Damals ließ sich die Frage wie heute auch nur mit „wahrscheinlich“ beantworten [Roesdahl, 255]. Dabei ist die früheste Hochofenanlage in Schweden gefunden worden, die nach der Wikingerzeit vom Ende des 12. Jh. bis in die Mitte des 14. Jh. in Betrieb war. Mit diesem Typus konnte der nun schon Jahrtausende alte Rennofen erfolgreich abgelöst werden [Roesdahl, 196]. Das bedeutete besseren Stahl, vor allem aber in jenen größeren Mengen, wie sie bereits im 12. Jh. für Aachens Pfalzkapelle wie für die ersten gotischen Kathedralen benötigt worden sind [vgl. Illig 2013, 136-139, 170].

Vier Inschriftenschwerter wurden 1992 gezeigt, deren Aufschriften lauten: ULFBERHT, INGELRII, IISO ME FECIT, INNOMNEDHI, INNOMIEDMI und BENO ME FECIT.

„Schwertklingen mit damaszierten Inschriften sind recht häufig in Finnland. Man kennt etwa 30-40 Exemplare mit dem Namen ULFBERHT, vielleicht 7 mit dem Namen INGELRII; die Namen IISO, INNO und BENO sind selten. Neben diesen Namen, die man für die Namen von Schwertfeuern hält, gibt es auf den Klingen auch christliche Inschriften wie IN NOMINE DOMINI (wenigstens 12 mal), DEUS, MEUS oder AMEN. Das zeigt deutlich, daß diese Klingen nicht im heidnischen Norden verfertigt wurden. Der Name ULFBERHT wird allerdings auf verschiedene Weise geschrieben und kommt auf Schwertern vor, deren Datierung mehrere Jahrhunderte umfassen. Möglich ist deshalb, daß einige dieser Klingen außerhalb der ursprünglichen Produktionszentren geschmiedet wurden [Roesdahl, 284].

Ulfberht-Schwerter erkennbar schlechte Qualität sind mit Sicherheit auswärtige Imitate [vgl. *berlin*, 104]. Um die Namensübersicht abzurunden: Ein anderes Exponat trug den Namen „CEROLT“ [Roesdahl, 305], ein weiteres aus dem Lappland des 12. Jh. die Inschrift „GISELIN ME FECIT“ [ebd. 374]. Aus den Niederlanden ist die Aufschrift „ATALBALD“ bekannt [Willemsen, 19]. Als „älteste bekannte Schwertfeger-Signatur im Norden“ gilt die Runeninschrift „Amund machte mich; Asleik besitzt mich“ auf einem Griffbeslag des wohl 12. Jh. [Roesdahl, 374]. Ohne erkennbaren Namen blieb ein typisches Schwert

„mit breite[n] Blutrinne[n], die dem elastischen, musterdamaszierten Kern entspricht, an den Schneiden aus hartem Stahl angeschmiedet sind [...] einer der häufigsten Typen des 9. und 10. Jhs.“ [Roesdahl, 317].

Nachdem die nordischen Funde fast durchwegs aus Gräbern stammen, sollte die Datierung anhand der Beifunde deutlich leichter als bei den Einzelfunden in Gewässern Mitteleuropas möglich sein. De facto wird die mitteleuropäische Überlängung der Produktionszeit in den Norden und Osten weitergegeben. Von den erstgenannten vier Exemplaren stammen zwei aus der Zeit von „800–950“, je eines aus dem 11. und dem 12. Jh. [ebd.]. Hier wird die Crux deutlich: Weil die frühesten Ulfberht-Schwerter aus der Karlszeit um 800 stammen müssen, wird ihre Datierung überdehnt.

Daraus leite ich ab, dass ihre Produktion nicht mehrere Jahrhunderte umfasste, sondern wohl nur rund 100 Jahre zwischen ca. 920 und 1020. Unterstützung findet dies durch den Hinweis auf karolingische Muster auf in Finnland gefundenen Schwertern des 12. Jh. Es

„werden sechs Schwerter und ein Parierstangenfragment mit derartigen Silberdrahteinlagen aufbewahrt, dazu fünf Speerspitzen und wenigstens sieben Äxte. Daraus hat man auf eine Herstellung in Finnland geschlossen. Andererseits sollen die Ornamente vom *selben Typ wie in karolingischen Miniaturen* sein. Tatsächlich gibt es Tauschierarbeiten von Irland im Westen bis nach Rußland im Osten, die vermutlich aus vielen verschiedenen Werkstätten stammen – die Waffen jedoch aus solchen, die die nordischen Traditionen aufrechterhielten“ [Roesdahl, 289; Hvhg. HI].

Ein gutes Beispiel für das Zusammenspiel von Importklingen und heimischen Applikation bildet das Dybäck-Schwert aus der damals dänischen, heute schwedischen Provinz Schonen,

„eines der prächtigsten Schwerter im Norden [...] Die Handhabe wurde wahrscheinlich in England um 1000 hergestellt. Sie wird an den auswärts gerichteten Seiten von Vögeln, Vierfüßlern und Schlangen in kräftigem Relief verziert und zum Griff hin von stilisierten pflanzlichen Ranken. Das Mundblech dagegen mit seinen Tierköpfen und seinem halbvegetabilen Flechtwerk ist ein Produkt im Geist des Jelling-Mammenstils und eher im dänischen Reich in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. hergestellt“ [Roesdahl, 335].

Auffällig erscheint, dass die nordischen Streitäxte wohl nicht von Mitteleuropäern fabriziert worden sind [vgl. Roesdahl, 374]. Bei keiner ist mir ein Hinweis auf Damasizierung begegnet. Gleichwohl konnten sie prunkvoll geschmückt sein. So trug ein Exemplar vom Ende des 10. Jh. aus Trelleborg (Dänemark) Ornamentik aus eingelegetem Silber, ein norwegisches Exemplar des früheren 11. Jh. war sogar mit Gold belegt [Roesdahl, 256]; Exemplare des 12. Jh. trugen

angeschweißte Schneiden aus härterem Stahl als dem für Kopf und Wange der Axt [Roesdahl, 374].

Es versteht sich von selbst, dass die Datierungen auch auf Ansgar als den Missionar des Nordens zurückgreifen [hierzu Roesdahl, 393]. Die völlig ungeschützte Lage der Bischofskirche von Hammaburg in der Sicht von Rainer-Maria Weiss steigert sich ins Groteske, wenn hier für 834–837 vermerkt wird: „Die Wikingereinfälle in Westeuropa nehmen zu“, gefolgt von „Raubzügen entlang der französischen Flüsse“ (841), dem ersten Überwintern von dänischen Wikingern im Frankenreich (843), dem Wikingerangriff auf Sevilla (844), dem dann die Angriffe auf Hamburg und Paris folgen (beide 845). Wer wäre so blauäugig gewesen, die bischöfliche Kirche schutzlos vor Graben und Palisade zu stellen – wohl gar als ‘Köder’ für die Wikinger? Hier hat sich Weiss in eine Zwickmühle manövriert: Entweder stimmen die Jahreszahlen, dann wäre das Verhalten der Hammaburger angesichts stetig wachsender Bedrohung unverständlich – oder die Jahreszahlen sind samt zugehörigen Ereignissen erfunden, wobei die Bedrohung auch im 10. Jh. unübersehbar bliebe. Die Hamburger Naivität bleibt unverständlich, so unverständlich wie die Datierungen der festländischen Chronisten für die Wikingerzeit vor 911.

Abschließend ein Wort zu den letzten Wikinger-Ausstellungen. Es gab zeitweilig in Großbritannien und Skandinavien Verwunderung darüber, dass die laut ‘kontinentalen’ Chronisten so fürchterlichen Heimsuchungen, die ab der Verwüstung des Inselklosters Lindisfarne, 793, gerechnet werden, in Frankreich, Spanien und Deutschland so wenige Spuren hinterlassen hätten. Es wurde diskutiert, warum im 9. Jh. die Chronisten auffällig übertrieben, während kein nordisches Siegeslied von diesen Taten kündigt. Die Ausstellungen haben mit ihren glanzvollen Demonstrationen der Wikinger-Kultur diese Zweifel gründlich überdeckt; Alternativmeinungen wurden nicht mehr artikuliert – vielleicht eine ganz leise in der Einleitung zum Berliner Katalog Wikingerzeit:

„Gemeint ist der Zeitraum vom Ende des 8. bis zum späten 11. Jahrhundert, in dem sich die skandinavischen Völker von ihrer Heimat aus weiter als je zuvor verbreiteten. [...] Während man die Wikinger im 19. Jahrhundert noch pauschal als Räuber und Mörder betrachtete, setzte sich Ende des 20. Jahrhunderts angesichts ihrer Leistungen als Kaufleute, Kolonisatoren, Handwerker, Dichter, Entdecker, Schiffbauer und Seeleute eine differenziertere Vorstellung durch. Sie stützt sich auf eine Vielzahl archäologischer Entdeckungen insbesondere seit den 1970er-Jahren, aber auch auf den kritischeren Umgang mit den vorhandenen historischen Quellen. Von diesen stammen zahlreiche von anderen Völkern, mit denen die Wikinger in Berührung kamen. Dass solche Begegnungen trotz aller friedlichen

Errungenschaften der Wikingerzeit oft gewaltsam verliefen, belegen die Schilderungen ihrer Gegner. Vor einem allzu friedfertigen Bild der Wikinger sollten wir uns deshalb hüten“ [berlin, 16].

Eine Reibungsstelle ergab sich, als mehrere Länder ab 2008 einen gemeinsamen Antrag auf Aufnahme ins Weltkulturerbe stellen wollten, denn das teilnahmewillige Schweden stellte sich schließlich quer. Nach einigen Verzögerungen [vgl. HA 2012] wurde dann doch der Antrag in Paris eingereicht:

„Der offizielle Name des nominierten Projekts ist »Viking Ages Sites in Northern Europe«. Beteiligte Länder sind Island mit der Welterbestätte Thingvellir, Dänemark mit der Welterbestätte Jelling und den Neunominierungen Trelleborg, Deutschland mit der Neunominierung Haithabu und Danewerk, seit Juni 2010 Lettland mit dem neu nominierten archäologischen Komplex Grobina, seit November 2010 Norwegen mit den bedeutenden Grabhügeln (Oseberg, Gokstad, Borre) in Vestfold am Oslofjord und dem Mühlsteinbruch Hyllestad am Sognefjord“ [redaktion, 29. 01. 2014].

Die Entscheidung wird heuer im Sommer erwartet, doch schon jetzt steht fest: Schweden hat seine Teilnahme definitiv zurückgezogen, angeblich weil es *die* Wikinger so nicht gegeben hat; seine beiden Wikingersiedlungen Birka und Hovgården gehören allerdings bereits seit 1993 zum Weltkulturerbe. Im Berliner Ausstellungskatalog wird dazu knapp ausgeführt, dass der Begriff Wiking „anfänglich kein bestimmtes Volk, sondern eine Tätigkeit meinte“ [berlin, 21]. Hier gibt es Auswahl:

„War der *wicing*, wie von der Wikingerforschung ab den 1970er-Jahren angenommen, ursprünglich ein friedlicher Kaufmann, der aus legitimen Gründen in ein *wic* reiste oder von dort kam? [...] Oder war der *wicing* doch mehr der archetypische Seeräuber, der eben diese Zentren überfiel, etwa mehrmals Dorestad?“ [berlin, 18 f.]

Dieser zwischen den Mündungsarmen des Rheins gelegene friesische Ort ist ein gutes Beispiel. Gegen 700 durch Franken erobert, wurde Dorestad durch ein Kastell geschützt und erhielt das Münzrecht.

„Von 834 bis 863 wurde die Stadt sechs Mal durch marodierende Wikinger (z.B. durch Rörik von Dorestad und Gottfried von Friesland) überfallen und geplündert. Seit der Plünderung Dorestads im Jahre 863 durch Wikinger und der gänzlichen Vernichtung des Ortes durch eine Rheinüberschwemmung ist von der Stadt in den Quellen keine Rede mehr“ [wiki → Dorestad].

Es geht also ausschließlich um Eroberungen im erfundenen Mittelalter. Wird die ausgegrabene Siedlung nicht gemäß den Chroniken datiert, kann sie ebenso gut rings um 614||911 geblüht haben; die Keramik aus Tating und Badorf spricht nicht dagegen.

Doch das darf nicht mehr sein: „Mit »auf Wiking gehen« waren militärische Aktionen zur See gemeint“, wird zur Berliner Ausstellung klargestellt [Willmann 2014].

„Die einst schrecklichen Nordmänner mutierten in der Wahrnehmung der historischen Wissenschaften zu einer Art freundlicher Besatzer. Mit dem Image sanfter Wesen ist es wieder vorbei: Die vor kurzem eröffnete Ausstellung in Berlin zeigt genügend Belege für die Raubfahrten der Wikingerbanden“ [Willmann].

Es gilt also wie früher: Kaufleute reisen an und mutieren zu blutrünstigen Kriegerern, die alles rauben, worauf sie als friedliche Kaufleute eine Siedlung weiter ihr Geschäft betreiben. Matthias Wemhoff, Kurator und Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin und damit Hausherr der Berliner Ausstellung, vertrat genau diese Meinung: „Wie Unternehmer, sagt Wemhoff, hätten Stammesfürsten bei Bedarf Horden zusammengetrommelt und sich dann aufgemacht zum Plündern“ [Willmann].

Diese Sicht auf die ‘Gefahr aus dem Norden’ ist keine zufällige. Wemhoff hat 1999 zusammen mit Christoph Stiegemann die fulminante Ausstellung über Karl den Großen und Papst Leo III. im Jahr 799 in Paderborn ausgerichtet. Damals ließ er es sich nicht nehmen, mit dem Proserpina-Sarkophag und Karls Leichentuch wider besseres Wissen zwei Karls-Devotionalien, eigentlich sogar Kontakt-Reliquien Karls zu präsentieren. Doch bereits zum Auftakt der Ausstellung räumte er ein, dass es sich mit Sicherheit um kein Leichentuch Karls gehandelt habe, weil es keine chemischen Anzeichen für eine solche Nutzung gibt. Nach Schließung der Ausstellung stellte er klar, nicht zu wissen, ob Karl je in dem Sarkophag gelegen habe [vgl. Illig 3/99, 405; 4/99, 614].

Wer so resolut Karl mit Realitäten ausstatten will, wird sich hüten, jene Feinde Karls zu verkleinern, gegen die er eine Flotte auf Kiel legen und an allen Flussmündungen Posten aufstellen ließ [Einhard, Nr. 17] – all das spurlos vergangen, wie es sich bei Karl versteht. Nach der Ausstellung kreuzten noch Wemhoff und Stiegemann die Klingen mit mir, wobei sie feststellten: „Illig nimmt die überlieferten Sachobjekte in unangemessener Weise nicht ernst“ [vgl. Illig 4/1999, 614]. Es ist eine bewährte Strategie, dem Gegner das vorzuwerfen, was einen selbst auszeichnet.

Literatur

berlin = Williams, Gareth / Pentz, Peter / Wemhoff, Matthias (Hgg. 2014): *Die Wikinger* (Ausstellung im Museum für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen zu Berlin, vom 10. 09. 14 bis zum 04. 01. 2015); Hirmer, München

bertet = <http://maximilian-bertet.de/pages/replikenschmiede.php>

Brock, Thomas (2014): Wunderwaffen aus dem Kloster; *SZ*, 30. 07.

Fansa, Mamoun (Hg. 2009): *Ex oriente lux? Wege zur neuzeitlichen Wissenschaft*

- (Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in Oldenburg); Zabern, Mainz
- HA (2012): Weltkulturerbe-Antrag für Haithabu verzögert sich; *Hamburger Abendblatt*, 05. 12.
- Hartmann, Martina (2003): *Aufbruch ins Mittelalter. Die Zeit der Merowinger*; WBG, Darmstadt
- Hollmann, Volker <http://www.schwertschmiede.ch/index-Dateien/Impressum.htm>
- Holzhaider, Hans (2014): Ein Schwert für Europa. Ulberht-Klingen waren Spitzenprodukte...; *SZ*, 25. 10.
- Illig, Heribert (2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting
- (4/1999): Mumpitz in Absurdistan. Über den von Mediävisten boykottierten Boykott der Mediävisten; *Zeitensprünge* 11 (4) 613-628
 - (3/1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
- ina (2014): Wikinger-Ausstellung in Berlin; *Der Tagesspiegel*, 09. 09.
- jme/Reuters (2014): Schottland. Größter Wikingerschatz seit 150 Jahren entdeckt; *Spiegel online*, 14. 10.
- job./pps. (2014): Das Kreuz der Wikinger [Dumfriesshire-Hord]; *FAZ*, 16. 10.
- Kilb, Andreas (2014): Als Thors Hammer Europa erschütterte; *FAZ*, 10. 09.
- mannheim = Wieczorek, Alfred / Périn, Patrick / Welck, Karin v. / Menghin, Wilfried (Hgg. 1996): *Die Franken. Wegbereiter Europas* (Katalog-Handbuch zur Ausstellung in Mannheim); Zabern, Mainz
- obermain = <http://www.landschaftsmuseum.de/Seiten/Ausgrab/Damaszieren.htm>
- Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Orte der Macht · Katalog*; Dresden
- redaktion (2014): Weltkulturerbe: Der Antrag für Haithabu ist jetzt offiziell eingereicht; *Schleswiger Nachrichten*, 29. 01.
- Roesdahl, Else (Red. 1992): *Wikinger · Waräger · Normannen · Die Skandinavien und Europa 800–1200*; Uddevalla, Schweden (Ausstellung im Alten Museum Berlin)
- Siepe, Franz (2001): Marianisches bei Papst Paschalis I.? (Nachtrag zu 1/01); *Zeitensprünge* 13 (2) 253-257
- Steuer, Heiko (1987): Der Handel der Wikingerzeit zwischen Nord- und Westeuropa aufgrund archäologischer Zeugnisse; in Düwel, Klaus (Hrsg.): *Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa*; Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, T. 4 (1987), 113-197
- S/W = Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): 799 Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn (2 Ausstellungskataloge + Essay-Band); Zabern, Mainz
- Streck, Michael (2014): Der Mythos der Wikinger lebt; *Der Stern*, 10. 04. [Die Berliner Wikinger-Ausstellung war zuvor im British Museum in London zu sehen]
- The British Museum (2014): *Vale of York hoard*; http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight_objects/pe/v/vale_of_york_hoard.aspx
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Willemsen, Annemarieke (2004): *Wikinger am Rhein*; Central Museum, Utrecht
- Willmann, Urs (2014): 7 Wahrheiten über die WikingerInnen; *Die Zeit*, 28. 09.

Wessobrunner Gebet

Zum Jubiläum ein knapper Hinweis

Die Handschrift (siehe Folgeseite) wird auf 814 datiert und gilt deshalb mit ihren jetzt **1.200 Jahren** als ältestes christliche Gedicht in Althochdeutsch. aus Sicht des erfundenen Mittelalters wäre mit ziemlich genau **1.000 Jahren** zu rechnen – beides ein Grund für eine knappe Würdigung. (Bei der althochdeutschen Schreibung ist das „uu“ jeweils durch „w“ ersetzt, um die Fremdartigkeit abzumildern; das „i“ war damals noch ein „i“.)

„Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista
Dat ero ni was noh ufhimil
noh paum noh pereg ni was
ni [...] nohheinig noh sunna ni scein
noh mano ni liuhta noh der mareo seo
Do dar niwiht ni was enteo ni wenteo
enti do was der eino almahtico cot
manno miltisto enti dar warun auh manake mit inan
cootlihhe geista enti cot heilac [...]

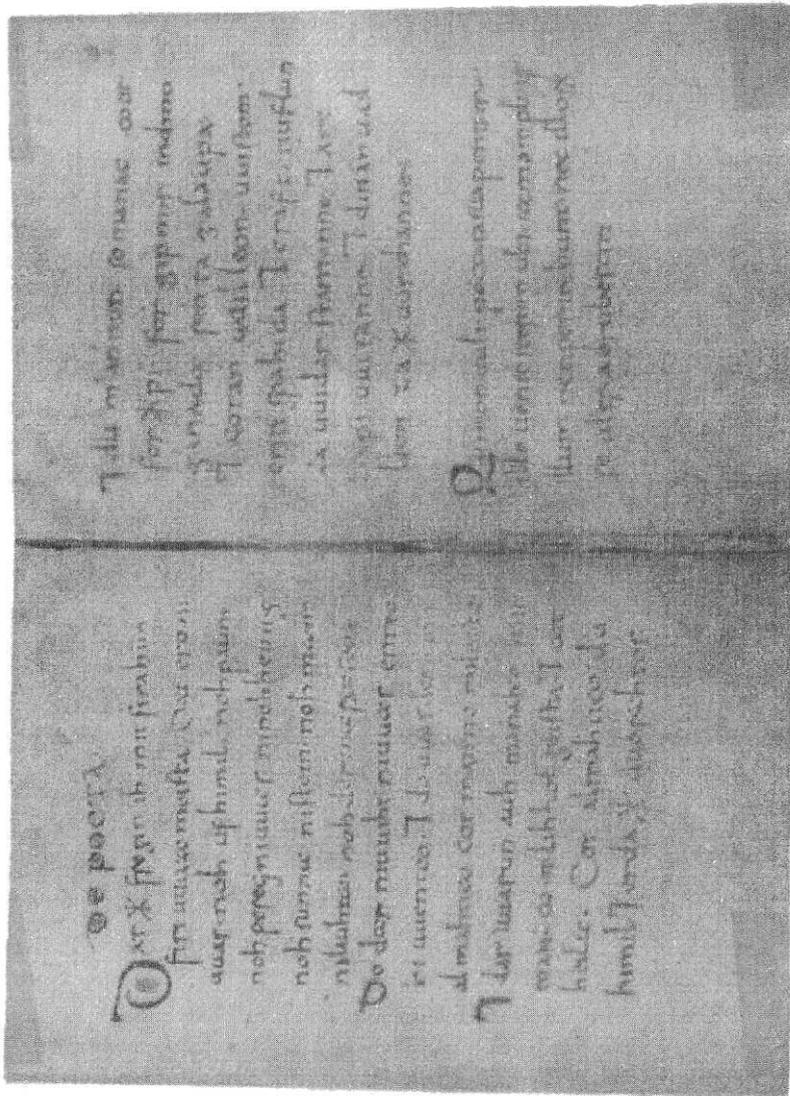
Cot almahtico, du himil enti erda gaworahtos enti du mannun so manac
coot forgapi forgip mir in dina ganada rehta galaupa enti cotan willeon
wistom enti spahida enti craft tiuflun za widarstantanne enti arc za piwi-
sanne enti dinan willeon za gawrchanne“

„Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Dass Erde nicht war, noch Himmel oben,
Nicht Baum noch Berg nicht war,
Noch [...] irgend etwas, noch die Sonne nicht schien,
Noch der Mond nicht leuchtete, noch das herrliche Meer.

Als da nicht war an Enden und Wenden,
Da war der eine allmächtige Gott, der Wesen gnädigstes,
Und da waren mit ihm auch viele herrliche Geister.
Und Gott, der heilige [...]

Gott, Allmächtiger, der Du Himmel und Erde erschaffen hast und den Menschen so viele gute Gaben gegeben hast, gib mir in Deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft, dem Teufel zu widerstehen, und das Böse zu meiden und Deinen Willen zu verwirklichen.“

(Übersetzung: Elias von Steinmeyer [wiki → Wessobrunner Gebet])



Die 21 Zeilen des Wessobrunner Gebets (zwischen „de poeta“ und der Initiale des nächsten Textes, „Quinon“) [http://de.academic.ru/pictures/dewiki/87/ Wessobrunner-Sch% C3%B6pfungsbericht.png]. Nach Meinung des Verfasser rückt die althochdeutsche Literatur vom 8./9. Jh. ins 10./11. Jh. [H. Illig (1996), *Das erfundene Mittelalter*, 64-68]. Demnach dürfte die Handschrift 1.000 Jahre alt sein.

Karolische Presseschau am Ende?

Nachlese von Heribert Illig

„Das Streiflicht

(SZ) Heribert Illig, Historiker aus Gräfelfing bei München, hat die Welt zum Karlsjahr wissen lassen: Karl der Große ist eine Erfindung. Der Frankenkönig und Kaiser kann also vor 1200 Jahren gar nicht verblichen sein. Die chronologiekritischen Forschungen Dr. Illigs beruhen auf seiner Annahme, dass es die Jahre 614 bis 911 nie gegeben habe und damit Karl nicht, dessen angebliches Leben 814 endete. Kaiser Otto III. und der Papst hätten diese Zeit nur erfunden, um das Jahr 1000 früher feiern zu können. Oder so ähnlich. Dafür spricht, dass nicht einmal die NSA Daten aus jener Zeit in ihren Computern gespeichert hat – Zufall? Auch in den geheimen, mit Blut geschriebenen Büchern der Illuminaten findet sich kein Beleg, dass etwas das 8. Jahrhundert und seine herausragenden Zeitgenossen wie Karl der Hammer und Abul Abbas der Blutige je existiert hätten, nur weil das so in den Mainstream-Geschichtsbüchern steht. Die werden doch von der NSA und der CIA und der Stasi . . .

Weil wir gerade von der Stasi sprechen: Manche Genossen der Linkspartei haben ja erkannt, dass es nie einen Bruch des Völkerrechts durch Putin auf der Krim und in der Ostukraine gab; wer den Krieg dort beklagt, ist daher ein Kriegstreiber. Die dialektisch weniger geschulten und eher national gesinnten Brüder und Schwestern in Dresden dagegen fürchten sich vor den höllischen Heerscharen, die bald die grüne Fahne des Propheten über die Waldschlösschenbrücke in die Stadt tragen werden. Dass niemand diese Krieger je gesehen hat, beweist doch nur, wie unheimlich die Bedrohung ist. Übrigens haben in Berlin Rechts- und Linksradikale gemeinsam gegen den Bundespräsidenten demonstriert, und da dachten die meisten Bürger: Das kann doch wohl nicht wahr sein.

Das wäre natürlich schön. Wenn das alles gar nicht wahr wäre, was nicht wahr sein kann. Oder wir es einfach durch die Kraft unserer Gedanken ungeschehen machen könnten. Der böse Chef: weg. 44 Jahre Weihnachtsstress mit Oma Hertha nicht existent. Ja, Oma Hertha selber hätte nie dieses unvorstellbare Regime aus Vorhaltungen und Herrschaftssucht über ihre Lieben errichtet, denn sie lebte ja nicht; oder wenn, dann zur Zeit Karls des Großen, den sie 814 durch ihre Launen in den Tod trieb. Den Dr. Illig aus Gräfelfing gab es nie, weil es unmöglich ist, dass sich jemand so ein Zeug ausdenkt. Auch Gräfelfing ist eine Erfindung. Das gibt es in Wirklichkeit gar nicht, dass Menschen für so kleine Reihenhäuser so viel

Geld bezahlen, nur um sagen zu können: Wir wohnen übrigens etwas außerhalb, im Süden. Andererseits: Sollte Illig doch recht haben – dann hätte der Islam von 630 an ja nicht die halbe Welt erobert, und die Dresdner Marschierer könnten lockerer drauf sein. Freilich hat es sie noch nie gestört, dass es die Dinge gar nicht gibt, über die sie sich aufregen. Geschichte ist wirklich kompliziert.“ [SZ, 18. 12. 2014]

Es war sicher nicht einfach, Pegida, die Illuminaten, das erfundene Mittelalter und den NSA unter einen Hut zu bringen. Vielleicht fiel deshalb dieses *Streiflicht* einigermmaßen uninspiriert, gequält und sogar neidverbreitend aus. Am 28. 01. 2014 konnte ein anderer Anonymus – vermutlich Hermann UNTERSTÖGER – zu Karls 1200. Todestag und damit zu einem besseren Anlass dasselbe Thema wesentlich ‘streiflichtiger’, also mit der nötigen Ironie, weltläufig, souverän und stilsicher verfassen. Das jüngste könnte von dem in Bochum geborenen Hilmar KLUTE stammen. Er zeichnet seit 2010 für diese Kolumne verantwortlich, schreibt aber auch für sie, was Interessenkonflikte und Niveauschwankungen mit sich bringen mag.

Nicht vielen ist es vergönnt, gleich dreimal Thema des *Streiflichts* der *Süddeutschen Zeitung* zu werden. Das erinnert an das jährliche Welttreffen der Blitzschlagüberlebenden. Unter ihnen gibt es auch mehrfach Getroffene, Roy Sullivan als Spitzenreiter sogar sieben Mal [blitz].

Mein erstes Mal geschah am 13. 09. 1995. Zwei Tage zuvor – mein denkwürdiger 11. 9. – hatte die Berliner *taz* nach halbjährigem Überlegen eine Rezension des *erfundenen Mittelalters* riskiert. So eine mutige Tat ist für alle Kollegen ein Glücksfall: Eine kleine Redaktion liefert an ihre wenigen Leser eine pfiffige Idee, worauf sich zeigt, dass die meisten der wenigen Leser in großen Redaktionen sitzen und dankbar für eine noch unverbrauchte Idee sind – denn wer liest schon die *taz*?

Und so konnte das *Streiflicht* zwar nicht wie sonst einen Verweis auf die eigene Zeitungsausgabe geben – meistens unter ‘Panorama’ oder ‘Vermischtes’ –, aber es spielte den Gedanken der erfundenen Zeit einmal bis zum bitteren Ende durch und kam zu dem Schluss: Wenn es einmal brenzlich werden sollte, „wird sich schon irgendein Otto finden, der sogar uns erfunden hat. In Wahrheit gibt’s uns gar nicht.“

20 Jahre später kaute ein anderer *Streiflicht*-Schreiber an seiner Tasta-, pardon: Feder und musste sich – vielleicht weil das Karlsjahr auslief – über das erfundene Mittelalter mokieren. Er nutzte die ihm unbequeme Vorgabe, um die Quintessenz von 1995 zu präzisieren. Nun gibt es weder den Chef noch die Oma Hertha, keinen Dr. Illig und keine Gräfelfinger. Aus der weit auslegbaren Gemeinschaft von „uns“, die alle sieben Milliarden Zeitgenossen umfassen konnte, bleibt ein Nano-Partikel von ungefähr 14.000 Menschen

übrig, allesamt verarmt, weil sie aus Eitelkeit in sündteuren Reihenhäusern wohnen (Dr. Illig domiziliert natürlich auch unter einer Nr. 2 A). Das nennt man zugespitzt. Hätte der Anonymus bereits gewusst, dass sich die *Gräfelfinger Gelegenheitschreiber* als neue Chefin Svende Bielefeld wählen – ausgerechnet Bielefeld, das in Nachfolge des erfundenen Mittelalters seit 1994 nicht existiert –, dann wäre das Szenario komplett gewesen: Aus der Bielefeldverschwörung [eigenes *Wikipedia*-Stichwort] wird die Gräfelfinger Verschwörungstheorie, aus dem Bielefelder Festmotto zur 800-Jahr-Feier – „Das gibt’s doch gar nicht“ – wird 2063 eine Riesenfeier zu Gräfelings 1300. Geburtstag, bei der Karl wieder einmal den Untersberg verlassen darf.

Karsten PACKEISER hat in der *WELT* am 30. 12. das Thema seriöser angegangen und sogar einen Wissenschaftler aufgetrieben, der sich dazu noch äußert. (Hier ist Versäumtes nachzuholen: In der letzten Ausgabe ging es um das um 15 Jahre verzögerte Nachtreten des Mediävisten Michael BORGOLTE gegen meine Person. Bei der Würdigung [Illig 2014] fehlte leider die Feststellung, dass sich Borgolte damit persönlich über das von ihm am 29. 06. 1999 über mich ausgerufene Schweigegebot hinweggesetzt hat, also ein Widerruf durch den Urheber – das ist keine Kleinigkeit). Nun also dank PACKEISER ein alter Bekannter:

„Der Astronom Dieter B. Hermann hat sich hingegen intensiv mit dem »erfundenen Mittelalter« beschäftigt. »Es wäre die falsche Vorgehensweise, jemanden zu ignorieren, der ein Buch schreibt, das in achter, neunter oder zehnter Auflage erscheint«, sagt er. Durch den Abgleich historischer Berichte über Sonnenfinsternisse und den [sic] verschiedenen Chronologien kommt auch Hermann zu dem Schluss, dass es die drei strittigen Jahrhunderte gegeben haben muss“ [Packeriser].

HERRMANN schloss vielleicht aus den vielen Auflagen, dass hier ein Geschäft winkt; seitdem kann ihn jeder Veranstalter mit seinem Vortrag *gegen* das erfundene Mittelalter buchen [Herrmann]. Er hat diesen Vortrag auch Ende 2013 in Brandenburg gehalten; auf *Youtube* ist er festgehalten. Er geht dabei lange Zeit sehr fair mit mir um; erst wenn es zu seinem Hauptargument kommt, muss er tricksen. Es geht einmal mehr um seinen Fund, dass Bischof Hydatius in seinem Leben zwei Sonnenfinsternisse beschrieben habe, deren Abstand einmalig sei. Das ist 2003 kommentiert [Illig 2004] und Anfang 2013 von Norbert GIESINGER widerlegt worden. Davon wusste HERRMANN Ende 2013 und Ende 2014 noch nichts; im Vortrag betonte er noch einmal den für ihn einmaligen Abstand von zwei Sonnenfinsternissen, die der Bischof an seinem Sitz in Portugal präzise beobachtet hätte. Die Nachrechnung ergab angeblich für diesen Platz über Jahrhunderte hinweg keine weitere derartige Dublette. Dabei musste er übersehen, dass Hydatius nur eine Beobachtung ‘vor Ort’ gemacht hat, die andere dagegen in Rom. Auf die Idee, dass tagge-

naue Beobachtungen von irgendjemand in die Bischofschronik eingerückt worden wären, in eine Chronik, die nicht einmal jahrgenaue Papstdaten kennt, wollte er gar nicht erst verfallen. Wenn HERRMANN der letzte Archäoastronom ist, der das Panier seines Faches hochhält, so soll es recht sein.

Es blieb nicht bei SZ und der WELT, auch die FAZ wollte das Karlsjahr zu Silvester mit einem Kracher verabschieden. In seiner Vorab-Löschung eines Jahres 2015 ohne bombastisches Jubiläum gönnte sich Oliver SCHMITT einen Tritt zurück:

„Außerdem würden durch das verschwundene Jahr 2015 die stets in Bereitschaft lauenden Druckwalzen der Verschwörungspublizistik vor Freude schwerstens rotieren und ausspucken, was geht. Dann erinnern Forscher an die »Phantomzeit« zwischen 614 und 911, die in hochangesehenen Flachdenkerkreisen als erfunden und gar nicht stattgehabt gilt (siehe auch Heribert Illig: »Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte«, Ullstein 2005).“

Na also, der Griff zur Verschwörungsklamotte rettet auch hier über mangelnden Sachverstand hinweg. Da lobe ich mir einen Autor, der sich der Problematik viel stärker bewusst war.

„Ich weiß ziemlich genau, daß die Menschen sich im allgemeinen nur schwer belehren, aber leicht täuschen lassen ... Denn die Wahrheit ist bitter und wenig angenehm ..., die Lüge dagegen süß und einschmeichelnd ... Aber wenn es schon, wie gesagt, schwer ist, die Menschen zu belehren, so ist es noch ungleich schwerer, sie eines anderen zu belehren, erst recht, wenn sie das Falsche schon lange Zeit gehört haben und nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Väter, Großväter und sozusagen alle Vorfahren falsch unterrichtet worden sind. Denn es ist nicht leicht, sie von ihrer Meinung abzubringen, selbst wenn man sie eindeutig widerlegt.“

Da spricht ein alter Skeptiker zu einem Problem unserer Gesellschaft. Wobei – ich muss einräumen, dass mir die Notizzettel durcheinander geraten sind: Hier geht es nicht um den Abschied vom Karlsjahr durch einen versierten Philologen, sondern der antike Rhetor Dion CHRYSOSTOMOS hat in einer echten Rede oder in einer Schulrhetorik Homers Darstellung des Troianischen Kriegs kritisiert. Das tat er um die Wende zum 2. nachchristlichen Jahrhundert; seine Gedanken aufgespürt hat der Althistoriker Frank KOLB [Oratio 35, 11, 1-3 lt. Kolb, 251].

Seit Januar erleben wir nun das triste Verfallen des Karlsjahres. Es geht nur noch um Pseudotraditionen, etwa:

„Karl der Große versammelte Gelehrte aus aller Welt an seinem Hof und richtete Akademien ein. So schreibt es der fränkische Gelehrte Einhard in seiner Vita Karoli Magni im 9. Jahrhundert n. Chr. So gesehen hat das

»Zweite Internationale Deutschlandforum« der Bundeskanzlerin eine gewisse Tradition“ [Alexander].

Also eine gewisse, nein, eine eher ungewisse Tradition, doch dies mit Gewissheit. Ähnlich dürftig ist eine von Karl ausgehende Tradition, die 350 Jahre nach ihm einsetzte, um angeblich 400 Jahre zu halten. Nach weiteren vielleicht 450 Jahren ohne Tradition setzte sie unwiderruflich auf ewige Dauer ein und hält folglich in Feuchtwangen bereits ein Vierteljahrhundert:

„Der »Karlstag« geht auf Karl den Großen zurück. Schon seit 25 Jahren wird in der Kreuzgangstadt der Karltag gefeiert. Die Feier ist auf eine Tradition der Chorherren des Stifts Feuchtwangen zurückzuführen, die damit im 12. Jahrhundert begonnen hatten. Die Tradition, die bis zur Reformation, als das Stift aufgelöst wurde, aufrechterhalten worden war, wolle man fortsetzen, so der Sprecher der Arbeitsgemeinschaft“ [PM].

Doch was ist aus dem großen, landesweiten Gründer von Pfalzen, Kirchen, Klöstern und Brücken geworden? Jetzt sorgt er sich nur noch um seine eigene Verköstigung:

„Was Karl der Große in Paderborn plante und umsetzen ließ, hat über viele Jahrhunderte das Gesicht der Stadt geprägt. Als er 776 auf dem heutigen Domhügel die Kaiserpfalz errichten ließ, sorgte er zunächst dafür, dass auch die leiblichen Bedürfnisse nicht zu kurz kamen. Westlich der Warmen Pader entstand deshalb die Siedlung mit mehreren Höfen. Die Bewohner nutzten die fruchtbaren Böden, um Getreide anzubauen. Sie waren damit Garanten dafür, dass die Versorgung der Kaiserpfalz mit Lebensmitteln gesichert war.“ [LWL]

Oder er sorgt sich um Weiler und Dörfer, so als großer Schenker von ebenso großen Kommunen für das Eifel-Kloster Prüm, anno 790, vor 1.225 Jahren:

„Es betrifft folgende Orte aus unserer Region: Squalbach = Burgschwalbach, Haonstad = Hahnstätten, Caldenbach = Kaltenholzhausen, Tabernae = Dauborn, Heringae = Heringen, Larheim = Lohrheim, Andrichae = Einrich, Abothisscheid = Habenscheid, Theodissa = Diez, Nasongae = Ober- und Niederneisen“ [rpk].

Auch Seligenstadt, das einstige Mulinheim, muss in Jubiläumsfragen nun sehr kleine Brötchen backen: „Selig sei die Stadt genannt, da ich meine Tochter wieder fand“ – diese Stadtgründungslegende ist längst ad acta gelegt, weil Einhard kein Karlstochter geehlicht hat. Es bleibt ein Mini-Event: Im Jahre 815 wurde Einhard von Ludwig dem Frommen mit der Mark Michelstadt und dem Güterkomplex um das damalige Mulinheim am Main beschenkt.

„Und noch heute wird in den Weinkellern der Abtei gerne im stillvollen Ambiente gefeiert. An vier Terminen im Juni, Juli und August kann man an abendlichen Führungen durch die Gärten der Seligenstädter Abtei teil-

nehmen. Zum Abschluss wird im Weinkeller ein »Kalter Bischof« serviert, dazu gibt es kleine Imbisse, oder – wie es im örtlichen Dialekt heißt – »ebbes zum Mumbele.« [Bartnik]

Und in Verden grübelt man weiterhin über den grausig-gerechten Karl in seinem Widerspruch: „Verdener Geschichtsstunde: Karl der Große soll 4500 Sachsen hingerichtet haben / Historiker sind sich uneins / Die Legende vom »Blutgericht«“ [Merle]. Sein rapider Absturz brachte ihn bis zum Kleinwagen:

„Opels Kleinster will eben nicht Karl der Große sein, sondern Karl der Praktische. Oder Karl der Vernünftige. [...] Bei Vauxhall in England heißt der Karl Viva“ [motor-talk].

Möge Opels Karl leben, 'uns' Karl wollen wir dagegen verabschieden. Ab jetzt wird Karl Lagerfeld wieder unangefochten als Karl d. Gr. bezeichnet.

Literatur

- Alexander, Robin (2015): Dr. Merkel jagt die Innovation; *Die Welt*, 20. 01.
- Bartnik, Norbert (2015): Seligenstadt: Auf Einhards Spuren; *Echo*, 20. 02.
- blitz = http://www.derwesten.de/wr/region/rhein_ruhr/vom-blitz-getroffen-sieben-tot-e-pro-jahr-id1994231.html#plx1018236882
- Giesinger, Norbert (2013): Die rückgerechneten Sonnenfinsternispaare von 418 / 447 AD und 939 / 968 AD; *Zeitensprünge* 25 (1) 216-231
- Herrmann, Dieter B. = www.dbherrmann.de
- Illig, Heribert (2014): 'Borgolte schützt Überlingens wackliges Jubiläum vor Unhold'; *Zeitensprünge* 26 (3) 561-566
- Kolb, Frank (2010): *Tatort »Troia« · Geschichte · Mythen · Politik*; Schöningh, Paderborn
- LÄ = Wie die Paderborner die kaiserliche Tafel deckten. LWL-Archäologen erforschen über 1.000 Jahre alte Höfe an der Warmen Pader; *Archäologie Online*, 06. 03.
- Merle, Marius (2015): Verdener Geschichtsstunde: Karl der Große soll 4500 Sachsen hingerichtet haben / Historiker sind sich uneins / Die Legende vom »Blutgericht«; *Verdener Nachrichten*, 14. 02.
- motor-talk (2015): Opel Karl 2015: Sitzprobe in Genf - So viel Platz ist in Opels kleinster Hütte; *motor-talk.de*, 05. 03.
- Packeiser, Karsten (2014): Hat Karl der Große wirklich gelebt? *Die Welt*, 29.12. (Mein Leserbrief dazu blieb 'natürlich' ungedruckt.)
- (2014): Vergangenheit ohne Karl und Bonifatius; *Evangelische Sonntags-Zeitung*, Nr. 50, 14. 12. (zwei Seiten)
- PM (2015): Feuchtwangen feiert 'Karlstag'; *Haller Tagblatt*, 30. 01.
- rpk (2015): Eine Region feiert ganz groß; *Nassauische Neue Presse*; 06. 02.
- Schmitt, Oliver Maria (2014): 2015? Können Sie vergessen! *FAZ*, 31.12.
- Streifflicht, Das (2014), *SZ*, 18. 12. und 28. 01. / dito am 13. 09. 1995
- Youtube (2014): *Das Rätsel der verschwundenen Jahrhunderte - Prof. Dieter B. Herrmann: Exopolitik*; veröffentlicht am 28. 02. (Aufzeichnung November 2013)

Giorgione und „die drei Weisen“

Heribert Illig

Franz Keim hat vor einigen Jahren ein vielleicht 1506 entstandenes Tafelbild von Giorgione (1478–1510) untersucht und erstaunliche Beobachtungen gemacht: Auf dem Bild „Die drei Philosophen“ hält der alte Mann rechts ein Blatt mit astronomischen Beobachtungen, zu denen vielleicht auch die Jupitermonde gehören, obwohl sie erst von Galileo Galilei (1564–1642) entdeckt worden sind [vgl. Illig 2/2014]. Dieser publizierte seine ersten Entdeckungen mit dem Fernrohr anno 1610 im *Sternenboten* (*Sidereus Nuncius*), von dem letztes Jahr eine beunruhigend gute Fälschung aufgedeckt worden ist [vgl. Illig 1/2014]. Bei *Wikipedia* findet Keims Interpretation wie viele andere keine Beachtung:

„**Die drei Philosophen** ist ein um 1505 vollendetes Ölgemälde des italienischen Renaissancemalers Giorgione, das im Auftrag des venezianischen Adligen Taddeo Contarini ausgeführt wurde.

Der gegenwärtige Name des Werkes rührt aus einer Schrift Marcantonio Michiels her, der es in einer venezianischen Villa sah. Die drei Figuren weisen deutliche allegorische Züge auf: einen bärtigen Alten, einen Araber sowie einen sitzenden jugendlichen Mann in einer Naturlandschaft. Im Hintergrund ist ein Dorf inmitten von Bergen zu sehen, ganz hinten ein blaues Objekt mit unbekannter Bedeutung. Der junge Mann betrachtet eine Höhle am linken Bildrand und vermisst diese offenbar mit einem Gerät.

Die Gelehrtenwelt deutet das Werk unterschiedlich. Nach verbreiteter Interpretation repräsentieren die drei Männer nicht die Weisen aus dem Morgenland vor der Geburtsgrötte Jesu, sondern die drei Stadien des menschlichen Geisteslebens: der Renaissance (der junge Mann), Arabiens (der Mann mit Turban) sowie des Mittelalters (der Alte). Andere sehen statt einer Allegorie die drei Altersstufen des Menschen. Wieder andere vermuten in Bezug auf das gelehrte Engagement Contarinis astrologische und alchemistische Andeutungen“ [wiki → Die drei Philosophen].

Zum heurigen Dreikönigsfest hat die Kunsthistorikerin Kia Vahland dem Rätselbild weitere Aspekte abgewonnen. Sie sieht in den drei Gestalten wieder die drei sternkundigen Weisen aus der Bibel, obwohl sie seit der Übergangsphase zwischen spätem 10. Jh. und frühem 11. Jh. durchwegs als Hl. Drei Könige mit ihren Kronen dargestellt worden sind [Illig 2/2014, 410 f.].

„In der Renaissance aber haben sie die Aura der Astronomie noch nicht verloren – die drei Sternedeuter waren »versiert in den Mysterien des Him-

mels«, wie es in einem 1503 in Venedig gedruckten Text doppeldeutig heißt“ [Vahland].

Abgebildet ist ein junger Mann mit Winkelmaß, Schattenstab und vielleicht einem Zirkel, ein alter Weise mit astronomisch beschriftetem Blatt (vielleicht auch einer Steintafel) und einem Stechzirkel – so wären die Bezüge zur Himmelskunde deutlich. Aber sie sollen für mehr stehen:

„sie repräsentieren für die Menschen die drei damals gut bekannten Kontinente Asien, Afrika und Europa sowie die drei Lebensalter des Mannes: Jugend, Reife und Alter. Manch einer mag sich zudem an die drei monotheistischen Religionen erinnert gefühlt haben [...]

Am schlüssigsten ist eine Deutung, die sowohl vom Wandern der Heiligen Drei Könige als auch vom Wandern der Kulturen erzählt“ [Vahland].

Ihr Plädoyer für die multikulturellen Wurzeln des Abendlands unterstützte sie mit den Aristoteles-Kommentaren des Ibn Ruschd, genannt Averroës (1126–1198), dessen christliche Anhänger bereits im 14. Jh. für Petrarca ein Ärgernis waren:

„»Sie suchen die Wahrheit, indem sie die Wahrheit missachten«, faucht der Literat, »und sie suchen das Licht, indem sie ihren Rücken der Sonne zuwenden«.

Genau dies tut der Muslim auf Giorgiones Gemälde: Er kehrt seinen Rücken der aufgehenden Sonne am Horizont zu und erkennt als Einziger der drei auch nicht das Licht Gottes links vor der Höhle. [...]

Der sitzende junge Renaissancedenker zeigt sich hier im Bunde mit einem besonders weisen Vertreter der alten Griechen. Deren emsigster Mittler aber, der Moslem Averroës, hat seine Schuldigkeit getan. Und er wird von späteren Jahrhunderten verleugnet und fast vergessen. [...]

Sie begehren ja nicht gegen einen Außenseiter auf, sondern sie grenzen sich ab von einer übermächtigen Geistesgröße. Standfest zeigt Giorgione seinen Moslem, als durch und durch respektablen Herrn. Ein Mann, der sich Raum zu nehmen versteht.

Giorgione gibt dem Turbanträger nicht recht. Aber er räumt ihm selbstverständlich seinen Platz ein, im Bild wie in der europäischen Kulturgeschichte“ [Vahland].

Dass es um einen ‘Morgenländer’ und damit wohl um einen Moslem geht, ist unbestreitbar. Plausibel wäre dann auch der Hinweis auf die drei Weltreligionen, wenn Vahland anmerkt, dass der alte Mann ins Gelb der Juden gekleidet ist und durchaus ‘alttestamentarisches’ Aussehen zeige.

Doch Vahland möchte ja auch die hl. Drei Könige dargestellt sehen und greift dafür sogar auf die in Syrien üblichen, alten Namen Larvandad, Hormisdas und Gushnasaph zurück. Dem dritten Namen entspricht im Abend-

land Balthasar, „er trägt in alten Bildern einen dunklen Bart oder hat schwarze Haut“ [Vahland]. Giorgione hat keines dieser Attribute bemüht; er bringt auch sonst nichts, was dafür eigentlich nötig wäre: Die drei Männer, von denen keiner ein ‘Mohr’ ist, und die ohne Begleitung gereist wären, bringen keine Geschenke für den neugeborenen Heiland, sie würden ihn auch nicht anbeten, schon gar nicht der Turbanträger.

Hier endigt der Wert von Vahlants Interpretation; sie beruhte auf der Beobachtung, dass Giorgione „einen jungen sitzenden Christen mit Zirkel und Winkelmaß“ dargestellt hat. Wenn der Zirkel richtig beobachtet ist – hier bleibt das Bild undeutlich –, dann hält der junge Mann die beiden Attribute des Architekten, des Baumeisters in Händen – und damit auch die Symbole der Freimaurerei. Während sich diese erst ab 1717 formiert, ließen sich die beiden Kennzeichen für exakt Giorgiones Zeit, kurz nach 1500 an den Selbstdarstellungen des Meisters Anton, gen. Pilgram zeigen; das gilt auch für andere zeitgenössische Baumeister [Illig 2013, 52-57]. Auch richtet sich der Blick des jungen Mannes zu keinem „göttlichen Licht“, sondern in den dunkelsten Teil des Bildes. Seine Blickachse kreuzt einen Kirchenbau im Hintergrund, was für einen Baumeister sprechen könnte. Der alte Mann schaut in dieselbe Richtung, aber nicht auf denselben Punkt. Den Morgenländer zeichnet gar kein Attribut aus, wenn man von drei spezifisch geformten Amuletten an seiner Brust absieht. Aus dieser Perspektive verflüchtigt sich die Interpretation von den drei Sternkundigen weitgehend. (Zum obigen *Wikipedia*-Zitat ließe sich noch anfügen, dass „ein blaues Objekt mit unbekannter Bedeutung“ so nicht existiert. Vielmehr ist die entfernteste Hügelkette in Blau gehalten, wie es sich auf Grund der Lichtbrechung in der Natur häufig zeigt und gerade Malern der Renaissance geläufig war.)

Mit gleichem Recht ließe sich interpretieren, dass einer der venezianischen Turbanträger, „die als osmanische Kaufleute besonderen Schutz genossen“ [Vahland], sich von dem Baumeister abwendet, weil er als Händler keinen Architekten benötigt. Ihm steht der alte Mann näher, der sich mit der astronomischen Beobachtung beschäftigt, weil sie für seine Reisen zu Wasser dringend benötigt wird. Das würde uns zur neuen Deutung dreier Berufs- und Standesgruppen führen. Hier der tätige, aktive Baumeister, der keine Luftschlösser baut, sondern in der Realität tätig ist. Als sein Gegenstück der alte Gelehrte, der stark nach innen gekehrt physikalische Erkenntnisse demonstriert, während ihn der Broterwerb wenig kümmert. Zwischen beiden der Kaufmann, wagemutig, reiselustig und risikofreudig. Drei Positionen im Leben, die nichts mit den hl. Drei Magiern zu tun hätten. Aber ist das haltbar?

Franz Keim hat das Blatt des alten Mannes mit der Lupe geprüft. Mittlerweile sind noch schärfere Lupen herangezogen worden, weshalb Keim selbst eine zentrale Aussage zurückziehen musste: seine Lesung des wie eine Über-

schrift wirkenden Wortes als griechisch „Größe“, das er auf den Titel der zentralen Schrift des Aristarch von Samos zurückführte, in der sich zum ersten Mal das heliozentrische Weltbild abzeichnet; sie lag seit 1488 in Venedig gedruckt vor. Mittlerweile liest er, ebenfalls auf Griechisch „sel“, was er als Genitiv von Mond interpretiert und auf denselben Werkstiel zurückführt [Häfele, 118 f.]. Tatsächlich scheint es sich um lateinisch „cel“ und deshalb um „celum“, Himmel zu handeln; allerdings würde man „caelum“ erwarten.

Insofern ist auch die Deutung Keims – ebenso wie die von Vahland und zahlreichen anderen – nicht haltbar: der alte Mann für Aristarch, der Morgenländer für Ptolemäus aus Alexandria und der junge Mann für Pythagoras (oder Nikolaus Kopernikus). Bei dieser Deutung dreht der Morgenländer der aufgehenden Sonne der Gelehrsamkeit den Rücken zu und steht isoliert, während die ihn flankierenden Männer die gleiche Blickrichtung haben. Nun stünden die Attribute Winkelmaß und Zirkel nicht für einen Baumeister, sondern im Bildzusammenhang für Pythagoras als den Urheber der Geometrie. Damit wären die Weisen aus dem Morgenland keine Christus-Verehrer, sondern zwei Gelehrte von der Insel Samos, die keine zwei Kilometer vor der heute türkischen Küste liegt, und einer aus Alexandria, alle drei gewissermaßen doch ‘Weise aus dem Morgenland’.

Seit 2013 gibt es eine weitere, ausführliche und gründliche von Arnulf Häfele, die bereits Stefan Diebitz [2013] kommentiert hat. Häfele lehnt die Deutung mit den hl. drei Königen entschieden ab, findet er doch drei andere Denker aus Morgen- und Abendland: Aristoteles (384–322), Gerbert von Aurillac (den späteren Papst Silvester II., 950–1003) und Avicenna (Ibn Sina, 980–1037).

Weil Aristoteles in seiner Schrift *Meteorologica* die Ansicht vertrat, Kometen seien in Wahrheit Dünste aus Höhlen, die sich entzündeten, sieht Häfele [55 f.] ausgerechnet in dem jungen Mann links Aristoteles, der den Reflex eines Kometenschweifs mit einem Schattenstab messen wolle, eine nicht nur für Diebitz befremdliche Vorstellung. Gerbert ist damit hervorgetreten, dass er als erster die arabisch-indischen Zahlen, in Saragossa kennengelernt, ins Abendland – ohne Null und damit ohne Wirkung – gebracht und den Gebrauch des Astrolabiums in einer Schrift erläutert hat (außerdem hält ihn der Verfasser für einen Urheber des Zeitsprungs). Häfele kann einen Trumpf ausspielen: Röntgen- und Infrarotaufnahmen lassen frühere Fassungen des Gemäldes erkennen, bei denen „Gerbert“ einen schwarzen Hahn trägt: „ein deutlicher Hinweis auf die mit Gerbert verbundenen Teufelslegenden, denn der Hahn galt als diabolisches Tier“ [Diebitz]. Doch der Mann mit Hahn war noch eine anders konzipierte Figur mit anderer Kopfbedeckung. Jetzt ist eher eine Figur à la Michelangelo zu sehen, die in antiker Gewandung und mit mächtigen Oberschenkeln eine Steintafel präsentiert und damit jenem Moses

nahe kommt, der nach alter Tradition sein Haupt und seine – einer biblischen Fehlübersetzung geschuldeten – Hörner verdeckt.

Für Avicenna schließlich spricht weder mehr noch weniger als für Ptolemäus; er hat sich als Universalgelehrter auch zur Astronomie geäußert, ist aber im Abendland wegen seiner medizinischen Kenntnisse berühmt.

Eine weitere Interpretation

Da lässt sich eine weitere Deutung riskieren. Wie oben zitiert, sieht Petrarca zwei Personen in die Höhle schauen, die dritte schaut weder zur Höhle noch zum göttlichen Licht, noch bemerkt sie die Sonne. Das alles sind Details von Platons Höhlengleichnis. Ihm zufolge hätten die Normalmenschen eine sehr eingeschränkte Weltsicht, denn sie sehen nicht die Realität, sondern nur die Schatten realer Personen, die – für sie als Höhlenbewohner unsichtbar – vor der Höhle im Sonnenlicht vorbeiziehen. Für die Troglodyten, für die Höhlenbewohner sind nur die Schatten an der Höhlenrückwand Realität. In Platons Gleichnis geht es damit weiter, dass einer der Höhlenbewohner aus der Höhle gebracht wird. Er sträubt sich gegen die neuen Realitäten, nur langsam wird er erst den Nacht-, dann den Tageshimmel und schließlich die Sonne akzeptieren. Indem er begreift, dass wegen der Sonne die Schatten entstehen, bewältigt er den Aufstieg von den vergänglichen Sinnesobjekten zur Welt der intelligiblen Einsicht.

Dem würde das Bild dadurch entsprechen, dass über der Höhle nur spärliche Vegetation – ein wilder Feigenbaum und eine Efeuranke – zu erkennen ist [Häfele, 51 f.], während hinter dem Alten rechts üppiges Grün sprießt.

Zeigt Giorgione uns die Bewohner der 'philosophischen Welt? Dann hätten der junge und der alte Mann den philosophischen Erkenntnisweg, den Weg der Befreiung zurückgelegt – sie schauen zurück zur Höhle, während der Mittlere sich von der als unangenehm empfundenen Höhle und von der Sonne abwendet, weil er ihr Strahlen noch nicht erträgt. (Eine vielleicht in der biologischen Taxonomie gewollte Anspielung: Der menschenähnlichste Affe ist als „Pan troglodytes“ registriert, obwohl auch damals bereits bekannt war, dass der Schimpanse mitnichten in Höhlen haust, sondern im Dschungel klettert und deshalb zugleich als Pan, der Gott des Waldes, 'firmieren' kann.) Bei dieser Version wäre der für Plato noch unbekannt Moslem der geistig noch am wenigsten Vorangeschrittene.

Diese Interpretation lässt sich durch ein weiteres Bild von Giorgione bekräftigen: durch die *Anbetung der Hirten*, wohl zur selben Zeit gemalt, was sich bei dem nur 32 Jahre alt gewordenen Giorgione leider fast von selbst versteht. Dieses Gemälde wirkt wie ein Komplementärbild, denn nun liegt die Höhle rechts; vor ihr präsentieren sich Maria und Joseph mit dem Jesuskind

im hellsten Licht, angebetet von zwei Hirten, während im Hintergrund eine toskanische Landschaft mit Gebäuden und wiederum einer blauen Hügelkette gezeigt wird. Über der Höhle ist die Lichtquelle klar erkennbar: eine himmlische Putte, seitlich der Höhle von zwei weiteren flankiert, Ochs und Esel in der Höhle gerade noch von einem Schimmer des göttlichen Lichts berührt. Es steht dem Betrachter der beiden Bilder Giorgiones frei, sich für die philosophische Sicht nach platonischer Art oder für die christliche Sicht und die Erlösung zu entscheiden. Beide Wege – und das war für die damalige Catholica ein Tort – führen zur Erfüllung, zum Kontakt mit der Transzendenz.

Es zeichnet einen genialen Rätselmaler wie Giorgione aus, seine Bilder so gestaltet zu haben, dass sie vielfältig interpretierbar sind und von keiner Deutung vollständig erfasst werden.

Literatur

- Diebitz, Stefan (2013): Arnulf Häfele: Giorgiones Himmel. Das Gemälde mit den drei Philosophen als Grenzerfahrung der Ikonographie, Georg Olms Verlag 2013; *Portal Kunstgeschichte*; am 26. 03. ins Internet gestellt
- Häfele, Arnulf (2013): *Giorgiones Himmel. Das Gemälde mit den drei Philosophen als Grenzerfahrung der Ikonographie*; Georg Olms, Hildesheim
- Illig, Heribert (2/2014): Mithras mit der phrygischen Mütze. Drei Betrachtungen; *Zeitensprünge* 26 (2) 407-427
- (1/2014): Fälscher, Täuscher und Gelehrte. Ein Fliegenschiss als Richtbeil [zu Galilei und Horst Bredekamp]; *Zeitensprünge* 26 (1) 233-242
 - (2013): *Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus. Rekonstruktion eines Werks, Kritik einer Stilperiode*; Mantis, Gräfelfing
 - (2008): Giorgione als Ausnahme-Astronom. Franz Keim entdeckt den Entdecker der Jupitermonde; *Zeitensprünge* 20 (1) 237-240
- Keim, Franz (2009): *Die Entdeckung der Jupitermonde 105 Jahre vor Galileo Galilei: Eine Studie zum Heliozentrismus in der Frühen Neuzeit*; Lang, Frankfurt am Main
- (2005): *Giorgiones Entdeckung der vier großen Jupitermonde 105 Jahre vor Galileo Galilei - Ein Beitrag zur Kunst- und Astronomiegeschichte der Frühen Neuzeit*; unter vts.uni-ulm.de/docs/2005/5401/vts_5401.pdf
- Vahland, Kia (2015): Die Gaben des Turbanträgers. Das Bild der Heiligen Drei Könige lehrt, wie viel wir dem Islam verdanken. Pegida rettet das christliche Abendland nicht, sondern lehnt es ab. Das zeigt ein Blick zurück auf ein Bild Giorgiones; *SZ*, 05. 01.

Kann man vom Glauben nur reden, wenn man selbst glaubt?

Mehr als eine Replik zu Hans Bangerter

Jürgen von Strauwitz

Einleitung

[B.=] Bangerter, Horst (2013): *Was tut man eigentlich, wenn man glaubt? Ein Beitrag zur Religions- und Moralkritik* [2/2013, 469-497]

Der von Horst BANGERTER stammende Beitrag liegt nun schon rund 1 ¾ Jahre zurück. Noch immer ist keine Entgegnung darauf erfolgt. Und nach wie vor bin *ich* über den Inhalt des Beitrages ratlos. Woran liegt das? Mir scheint, dass es aktuell genügend Anlässe gäbe, sich über moralisch-ethische Fragen und Einstellungen auszutauschen. Sie alle können hier nicht betrachtet werden. Aber die Frage: „Was tut man eigentlich, wenn man glaubt?“, die BANGERTER [469] gestellt hat, ist dennoch keine, die unbeachtet sein sollte.

In seinem Beitrag finde ich mich als einzelne, verantwortlich handelnde soziale Person in einer solidarischen Gemeinschaft mit moralisch/ethischen Vorstellungen nicht wieder. Dieser Frage will ich aber nachgehen.

Sollte *ich* überhaupt Adressat seiner ‘Botschaft’ sein? Komme ich als Glied einer Kirchgemeinde in seinen Erwägungen vor? Welche Haltung hat er selbst zur Frage eines Weltverständnisses, das sich auf gemeinsam vereinbarte Regeln gründet, in denen auch Kategorien eines moralischen Verhaltens oder einer ‘Transzendenz’ angesprochen sind? Er schreibt unter Punkt 2.) „Glauben“ [B. 470]:

„Man weiß nicht, dass es Gott gibt, sondern man glaubt an ihn. Gegen jede Vernunft, Erfahrung, Wissen, Logik entscheidet man sich dazu“; und er behauptet unter 8 e): „Moral ist also generell ein Fehler“ [B. 482]. Dies besonders wäre noch zu untersuchen.

Religiosität als Menschenrecht

Wenn sich Religion nun nicht auf die monotheistischen Religionen, Christentum Judentum, Islam verengt, „gegen jede Vernunft, Erfahrung, Wissen, Logik“ ereignet, warum wird sie dann in den meisten Staaten durch Verfassungen und durch die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der UNO* geschützt? Artikel 4 im *Grundgesetz* der Bundesrepublik Deutschland lautet:

„Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens, und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich. [...] Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.“

Religion als Grundwert

Wenn ‘Religion’ und ‘Weltanschauung’ so grundlegend für den Staat sind, dass er sie am Anfang der Verfassung (Grundgesetz) erwähnt und unter Schutz stellt, kann es sich wohl kaum um eine nicht relevante ‘Lebensäußerung’ von Menschen und Gruppen in der Gesellschaft handeln, die ihre ‘Bodenhaftung’ verloren haben. Die unter Schutz gestellte Religions- und Glaubensfreiheit erlaubt es jedem, sich auch vermeintlich „gegen jede Vernunft, Erfahrung, Wissen, Logik“ religiös zu betätigen, also auch zu „glauben“.

Warum ist es aber wichtig, überhaupt die Religion oder das religiöse Denken und Handeln von Menschen in den Blick zu nehmen? Denn kein Staat oder die UNO hätte sich mit dem Schutz der Religion beschäftigt, wenn es sich dabei nicht um einen „Grundwert“ handeln würde.

Religionen sind allesamt *Welterklärungs- und Lebensbewältigungssysteme*, gerichtet auf eine wie auch immer sich darstellende ‘Unverfügbarkeit’. Dieses System von Glaubensinhalten und Handlungsweisen, mit dem sie für sich die ‘letzten Fragen’ entscheiden, macht es schwer, religiöse von nicht-religiösen Systemen zu unterscheiden. Da säkulare Weltanschauungen aber keinen transzendentalen Bezug auf einen ‘Gott’ zulassen, jedoch das Ganze von Welt, Mensch und Geschichte bejahen, haben sie für ihre Anhänger wohl die Funktion einer Religion [frei nach B. 268]. ‘Ersatzreligionen’ und ‘Pseudo-religionen’ sind weitere Antworten auf die Sinnfrage. Daraus sind z. B. der Marxismus, der Nationalismus, der Fortschrittsglauben, der Positivismus und die moderne Ismen des 20. Jh. entstanden, wie ‘New-Age-Bewegung’ oder Okkultismus.

Das heißt also: Ob eine/r nun kirchlich, allgemein „religiös“ oder atheistisch denkt und handelt, diese Person hat eine für sie selbst geltende Welterklärungs- und Lebensbewältigungssicht. Sofern Weltanschauungen „Vollständigkeit anstreben, gehören dazu Menschen- und Weltbilder, Wert-, Lebens- und *Moralanschauungen*.“ [Brockhaus ↔ Weltanschauung; Hvhg JvS]

Ich gehe nun nicht weiter der Frage nach, die in den Religionswissenschaften gestellt wird, ob überhaupt zum Begriff der ‘Religion’ notwendiger Weise der Glaube an einen persönlichen Gott oder an Götter gehört oder ob es auch ohne diese/n geht.

Vielfalt als Möglichkeit

In der Realität kam es (schon seit der ausgehenden Antike mit ihrem Selbstverständnis) zu Religionskonflikten und Glaubenskriegen mit furchtbaren Folgen. Erst mit den sich durchsetzenden *Toleranzgeboten* wurden die Zeiten der 'Glaubenskriege' weitgehend beendet, wenigstens in Europa. Aber auch unser Erdteil hat einen 500-jährigen Lernprozess hinter sich.

Und was sind die Konflikte z. B. in Nordirland oder im Balkan? Steckt da nicht auch immer noch 'religiös' begründetes Nicht-zusammen-leben-wollen dahinter? Moderne Unduldsamkeiten speisen sich aber auch aus fundamentalistischen Einstellungen, wo die realen politischen, kulturellen oder sonstigen Unterschiede absichtlich oder unbeabsichtigt 'religiös' aufgeladen werden. Dies ist ein großes Problem, welches hier nicht weiter verfolgt werden soll, uns aber immer im Hinterkopf parat ist.

Zwei „Begriffe“ sind wichtig, die Bezug zu ethisch/moralischen Sicht- und Handlungsweisen haben: Toleranz und Glaubensfreiheit. Toleranz ist schwierig genug zu umreißen (Toleranz gegenüber intoleranten Systemen?).

Glaubens- und Religionsfreiheit

Noch bis in unsere Zeit war es günstig und angebracht, wenn man öffentliche Funktionen oder Ämter wahrnehmen wollte, einer 'großen' Kirche anzugehören, nicht Glied der 'Zeugen Jehovas', oder der 'Mormonen' zu sein, keiner ausgewiesenermaßen fundamentalistischen 'Sekte' anzugehören. Von Toleranz war man auch in der verfassten Gesellschaft oft weit entfernt. Eine wie heute definierte 'Glaubens- und Religionsfreiheit', auf die sich jeder berufen konnte, bildete sich erst nach und nach aus. Übrigens gibt es einen rechtlich geregelten 'Kirchenaustritt' erst seit dem 19. Jh. Vorher war dieser überhaupt nicht denkbar.

Erwähnen will ich auch, dass man in eine Konfession geboren wurde und sich gar nicht frei entscheiden konnte, trotz 'Reformation' und humanistischem Aufbruch, wie es auch Zeiten gab, wo die Konfession des 'Landesherrn' bindend für die Religionszugehörigkeit des 'Staatsvolkes' in seinem Land war. Toleranzfähigkeit und Glaubensfreiheit sind in einem geschichtlich langen Zeitraum erworben und erkämpft worden. Trotzdem ist unsere Welt nicht frei von radikalen Ansichten und Handlungen, die weder von Toleranz gegenüber Andersdenkenden und Andersglaubenden, noch von der uneingeschränkten Akzeptanz eines anderen Bekenntnisses geprägt sind. Wir kennen die schlimmen Taten gegen „Ungläubige“, „vom Glauben Abgefallene“ in Staaten wie Pakistan, Indien, Saudi-Arabien, Jemen, Mali und anderen Staaten. Hier wird einmal mehr deutlich, dass religiös verbrämter Terror keinen Platz in unserer Gesellschaft haben kann.

In eine schöne Welt geboren

Im Jahr 1934 wurde ich in eine eigentlich 'schöne' Welt geboren. Sie wurde mir meine 'irdische Heimat', und andere waren nötig, damit ich in ihr aufwachsen konnte. In aller Kürze: Ich bin durch zwei Diktaturen hindurchgekommen und mit meiner Biographie ein Beispiel für den Vorteil, in einer weitgehend solidarisch geprägten Gesellschaft mit recht unterschiedlichen Ansichten leben zu können.

Zum kulturvollen und komplex denkenden Mitglied einer Gesellschaft

Wenn Elemente einer kulturellen, künstlerischen und *religiösen* Betätigung sichtbar werden, wird unser Interesse nach Beginn, Ursachen, Verlauf, Folgerungen, Entwicklungslinien besonders geweckt werden.

Dabei spielten die sich entwickelnden und verändernden 'Beziehungen' zu 'Natur' und 'Göttern' eine entscheidende Rolle. Da ging es um Vorstellungen über die Entstehung der Welt, über Geburt und Tod, über den 'Sternenhimmel', astronomische und irdische Katastrophen und Ereignisse, über unverständene Phänomene (Gewitter, Regenbogen, Erdbeben, Kometen, Vulkanausbrüche, Nordlichter) usw.

Wir sind uns heute weitgehend einig, dass der lange 'kulturelle' und 'religiöse' Entwicklungsgang nicht unbeeinflusst von menschlichen Befindlichkeiten gesehen werden kann, wie Chancen, Gefahren, Angst (vor dem Unbekannten, der Natur und ihren Kräften), Erwartung, Freude, Hoffnung, Träume und Visionen, Zuneigung und Zutrauen, Nähe, Vorsicht, Distanz, Wagemut, Erfindungsgeist, Mitleid, Hilfsbereitschaft usw.

Und das ist mit zunehmender Anzahl von Funden und Begleitfunden und der Ausweitung auf immer neue Fundorte Ansatzpunkt für viele Forschungsparten. Und dazu zählen nun auch die *Historiker, Chronologiekritiker, Philologen, Archäologen, Kultur- und Religionsforscher, Zivilisationsforscher, Philosophen, Genforscher, Biochemiker u. a.*

BANGERTER hat sich mit einer Religions- und Moralkritik geäußert. Jeder hat das Recht dazu. Aber ich hinterfrage seinen Ansatz und seine an manchen Stellen doch merkwürdige Argumentation, die ich nicht nachvollziehen kann. Sie bezieht sich z. B. auf eine Kirche, die es doch seit einiger, um nicht zu sagen: seit langer Zeit nicht mehr gibt.

Ich erfrage seine eigene Stellung in dem von ihm selbst ausgebreiteten Geflecht von Einsprüchen und Zweifeln an Einsichten oder Entscheidungen anderer mit den unterschiedlichsten Glaubens- und Moralvorstellungen. Ich frage nach seiner Sicht auf diejenigen, die über ihre Einsichten oder Entscheidungen reflektieren und sicherlich auch zu diesen Entscheidungen stehen. Sieht er sich selbst als eine 'moralische' Instanz, die moralisch handelt? Ich

habe mich dabei nur scheinbar von seiner Fragestellung „*Was tut man eigentlich, wenn man glaubt?*“ entfernt.

Die einfachste Antwort

Auf die Frage, was man eigentlich tut, wenn man glaubt, gäbe es recht einfache und einsichtige Antworten von ‘Glaubenden’. Ich greife aus vielfältigen Glaubensäußerungen im Lauf der Jahrhunderte eine einzige heraus. Dietrich **BONHOEFFERS** (1906–1945) Zuspruch, den er selbst in einer für ihn ausweglosen Situation uns allen geschenkt hat:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

So einfach könnte die Antwort sein. Gibt es überhaupt *nichtreligiöse* Menschen? Wie wird ‘Unreligiosität’ definiert? Ist ‘Atheismus’ doch eine Religion? Wenn ich in unsere heutigen Buchhandlungen schaue, gibt es ganze Abteilungen mit Literatur und Musik im esoterischen Bereich, zu ‘Grenzwissenschaften’, zu ‘neuen Weltbildern’. Sind das nur ‘Ideologien’ oder doch andere ‘Religionen’?

Einspruch Nr. 1: Globale Konflikte im Namen der Religion

BANGERTER hat natürlich Recht, wenn er in der Einleitung [469] schreibt:

„und einige der vertracktesten und gewaltträchtigsten heutigen globalen Konflikte werden von jeweils verschiedenen Seiten ausdrücklich im Namen der Religion geführt. Das Thema lässt also an Aktualität nichts zu wünschen übrig.“

Kommentar

Den ‘Religionen’ allein die Missachtung der Menschenrechte und der daraus abgeleiteten ‘Menschenpflichten’ in die Schuhe zu schieben, wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Warum leisten Staaten den allgemein geforderten „Dienst“, z. B. der Durchsetzung der Menschenrechte, an allen Menschen in ihrem Land nicht, oder ungenügend? Da gibt es nicht nur religiöse Indoktrination und fundamentalistische Verblendung, sondern es sind ideologische, wirtschaftliche, finanztechnische zivilisatorische, ethnisch begründete „Modelle“, die nicht allen im Land gleichermaßen Rechte und Vorteile einräumen, sondern Gruppen oder Einzelne ausgrenzen, behindern, beeinträchtigen, stigmatisieren usw. und andere bevorzugen. Aber der überwiegende Anteil der Weltbevölkerung lebt in Ländern, die sich dem UNO-Recht verpflichtet fühlen. Und das ist gut so!

Gruppeninteressen

Wenn radikale und/oder fundamentalistische Gruppen, Parteien, Einflusspersonen, anerkannte Rechte missachtend, religiöse Konflikte provozieren und die 'Religionen' oder die herrschende ‚Staatsreligion‘ in Anspruch nehmen, um ihre Interessen zu propagieren, politikfähig zu machen und durchzusetzen, bedeutet dies noch lange nicht, dass diese 'Konflikte' staatliche Zustimmung erfahren.

Zur Zeit haben wir sicher die Schwierigkeit, dass in islamisch dominierten Staaten religiöse Radikalisierungen stattfinden, die aber im Graubereich zwischen 'Staat' und 'Religion' angesiedelt sind. Offensichtlich gibt es erhebliche Einfluss- und Machtkämpfe, wobei auch die unterschiedlichen 'Glaubensrichtungen' gegeneinander ausgespielt werden. Auch in Staaten wie Indien, Indonesien, Malaysia; Philippinen und in einigen afrikanischen Staaten sind neuerlich 'Religionskonflikte' aufgebrochen oder wieder aufgebrochen, obgleich die 'Staatsraison' die Gleichbehandlung aller fordert. Wo hat „die Gesellschaft“ oder „die Politik“ versagt? Über die grundlegenden Ursachen des weltweiten Terrors und vor allem über ihre Behebung hat man sich leider zu wenig Gedanken gemacht und noch viel weniger dagegen aktiv getan.

Einspruch Nr. 2: Das Ansinnen einer Welterklärung

BANGERTER [469] schreibt unter „Wie tritt uns Religion gegenüber?“

„Die Religion tritt an mit dem Ansinnen, man brauche ein ganzes Welterklärungs-Gedankengebäude, in dem ein Gott vorkommt. Auf dieses Gedankengebäude geben weder Sinneswahrnehmungen, noch Erfahrung, noch Logik, Vernunft oder Wissenschaft einen Hinweis.“

Kommentar

Sicher, wenn 'Religion' sich schon aufmacht, eine Welterklärung leisten zu wollen, ist es selbstverständlich, dass auch 'Gott' darin einen Platz hat. Welterklärung erfolgt nun aber gerade nicht ohne Inanspruchnahme der Sinne, der Logik, der Vernunft. Wissenschaft hat ein eigenes 'Gedankengebäude'.

Das 'Ansinnen', ein Welterklärungs-Gedankengebäude zu brauchen, ist meiner Meinung nach nicht der Alleinvertretungsanspruch von 'Religionen'. Es ist vielmehr ein allgemeiner Wunsch menschlicher Gesellschaft, sich in der Welt zurechtzufinden. Und dies geschah schon seit 'undenklichen' Zeiten und hat bis heute kein Ende genommen.

Die Philosophie

Welchen Einfluss hat die Philosophie bei diesen Erklärungsmodellen? Ich erkenne bereits bei den Denkern und 'Philosophen' des Altertums ein For-

schen nach den und Erkennen der Zusammenhänge aller Dinge in der Welt. Philosophie hat sich nicht immer, und heute gleich gar nicht, unter den Primat der 'Religion' gestellt. Inhalt von Philosophie ist ja die Klärung der Frage/n, was Grund und Ursprung aller Dinge ist.

Einspruch Nr. 3: Das System von Gut und Böse.

„Der wichtigste Glaubensinhalt der Religionen [...] ist die *Moral*. Sie besteht aus einem von Gott gesetzten, *komplexen System aus Gut und Böse*, einem langen *Normenkatalog aus Erlaubtem und vor allem Verbotenem*, und der Drohung mit erheblichen *Strafen* bei Verstoß dagegen“ [Bangerter, 478 unter 8a) Begriff der religiösen Moral; hier und im Folgenden jeweils Hvhg. durch Bangerter].

Kommentar

Die Fragen nach 'Gut' und 'Böse' sind der Menschheit 'vom Anfang an' verbunden. Sie werden nach und nach in ein System von Vorschriften gegossen, die schließlich dem 'Unbegreiflichen' und 'Unerreichbarem' zugeordnet werden. Gunnar HEINSOHN hat in seinem Buch *Die Erschaffung der Götter* [2012] ausführlich das Entstehen der „Opfer“ und deren Zuweisung an „Götter“ dargestellt. Bis heute liegen unendlich scheinende Zeiten dazwischen. Die Ausformung von verschiedensten 'Religionen' in einem langen geschichtlichen Prozess zeigt jedoch auch die Unterschiedlichkeiten im 'Glauben'.

In den christlichen Religionen – über andere kann ich mich überhaupt nicht äußern – bedeutet Glauben primär (gefühlsmäßiges) Vertrauen, feste Zuversicht und nicht ausschließlich ein Fürwahrhalten außerirdischer, transzendenter Gegebenheiten [Brockhaus → Glauben]. Der *Brockhaus* führt aus, dass es für den glaubenden Menschen in dem personalen Vertrauen darum geht, in bewusster und freier Reaktion Antwort auf das vorliegende Wort Gottes (mit menschlichen Worten im AT und NT niedergeschrieben) zu geben.

Glaube und Moral

Wenn ich nun einige Veröffentlichungen aus dem Mantis Verlag nach den Begriffen 'Glaube' und 'Moral' absuche, so werde ich in den Stichwortregistern *in keinem Fall fündig*. Sind Glaube und Moral damit allzu unbedeutend? Wohl kaum.

Um BANGERTER zu widerlegen: Evangelische Theologie hebt schon seit geraumer Zeit nicht mehr auf „Drohungen mit erheblichen Strafen“ ab. Es wird weniger ein strafender, zürnender, verstörender 'Gott' geglaubt, vielmehr der liebende, sich dem Menschen zuneigende 'Gott' gepredigt. Und woraus sollten denn die „erheblichen Strafen“ bestehen? Er nennt sie nicht.

Ich kann nur vermuten, dass er sich auf Kataloge im AT beziehen will. Mathias GREFFRATH erläutert dazu:

„Gerechtigkeit und Frieden auf einer Erde, die Gott geschaffen hatte – das verstanden auch die frühesten Christen noch ganz wörtlich. Aber schon bald wurde das Reich Gottes ins Jenseits verlegt; wenn auch nicht ohne heftige ideologische Kämpfe der frühchristlichen Sekten. Der Himmel wurde immer bunter ausgemalt, *aber auf Erden war dem Kaiser und seinen Vasallen zu gehorchen, also wurde die Hölle erfunden und das Fegefeuer*“ [Hvhg. JvS].

Hier hat die 'Realpolitik', der säkulare Staat, mit Eigeninteresse der Mächtigen in die 'Religion' eingegriffen und sich diese nutzbar gemacht. Und die 'Höll'en' von Guernica, Lidice, Oradour, Auschwitz, Babi Jar (Kiew) wurden von deutschen Nationalsozialisten und ihren Helfern und nicht von den 'Religionen' 'erfunden'!

Gebote

Die uns heute zu Recht archaisch anmutende Auflistung von Geboten und Forderungen im AT mit Strafandrohungen und Strafkatalogen – und diese meint sicher BANGERTER – sind wohl kaum mehr Grundlage 'christlicher' Religionen. (Vielleicht bei „bibeltreuen“ Fundamentalisten?) Das Maß für 'Gut' oder 'Böse' könnte weitgehend am Dekalog, den 10 Geboten, festgemacht werden [2. Mose 20.1-17; 5. Mose 5, 6-22].

'Gebote' die gelten, aber nicht in der Bibel stehen

Moderne Gemeinwesen kommen nicht ohne 'Gebote' und 'Verbote' mit Strafkatalogen aus. Da bedarf es keiner 'religiösen' Begründung. Es sind rein 'säkulare' Entscheidungen. Wir sprechen allerdings meist nicht von Geboten, sondern bezeichnen sie mit 'Gesetz', 'Vereinbarung', 'Konvention', Vertrags- oder Geschäftsbedingungen.

Ohne diese Regeln und die Kontrolle ihrer Einhaltung ist ein verträglicher Umgang in der Gesellschaft nicht möglich. 'Rechtssicherheit' geht besonders uns Deutschen doch über alles! Denken wir nur an unsere Verkehrsregeln. Wenn Christen sich nach den Regeln der Bibel, oder andere Gläubige sich nach den Regeln ihrer 'Heiligen Bücher' richten, gehört dies zu ihrem Lebensvollzug. Ob wir nun solche Entscheidungen teilen oder nicht, sie gehören offensichtlich zur Realität konkreter Existenzen.

Wie stehen wir zu *unmoralischem Verhalten*, das sich gegen einen Einzelnen, gegen eine Gruppe, gegen ein Volk oder die gesamte Menschheit richtet und wovon *kein einziges Wort z. B. in der 'Bibel' zu finden* ist oder in anderen 'Heiligen Büchern' anderer Religionen?

Die Unduldsamkeit gegen unethisches Verhalten und Tun

Sie zeigt, dass keine unregelmäßige Führung einer menschlichen Gemeinschaft mehr möglich ist und dass es oft 'einfache' Antworten nicht geben kann. Sie macht aber auch verständlich, dass es eine schon fast global sich formierende 'Unduldsamkeit' gegen die 'Störer' gesellschaftlicher Verträglichkeit und gegen die Sehnsucht nach friedlicher Koexistenz gibt.

Von religiöser Unduldsamkeit

Zu bemerken ist jedoch auch eine religiös begründete 'neue Unduldsamkeit' von Gruppen, mögen sie nun von anderen 'evangelikal' oder 'bibelfundamentalistisch', gar 'fundamental islamistisch' genannt werden, die selektiv aus dem Katalog von Geboten und Verboten des AT oder des Koran nur diejenigen herauspicken und für wesentlich halten, die ihnen 'in den Kram' passen. Mit diesen argumentieren sie gegen andere und legen fest, was sie für das 'Gute' oder das 'Böse' halten. Wenn dann solche 'Haltungen' politisch instrumentalisiert werden, gibt es meistens kein Zusammenleben mehr, und Konflikte sind die unmittelbare Folge.

'Gut' und 'Böse' kennzeichnen, unabhängig von jeder 'Religion', die Bipolarität des Daseins, welches immer mit den Möglichkeiten von gegensätzlichen Entscheidungen zu tun hat. Oft wird auch erst im Nachhinein zu entscheiden sein, was gut oder was böse war. Diese Wertung ist menschlich immanent und nicht zu verdächtigen. Eine „eingejagte »Gottesfurcht«“, wie BANGERTER formuliert, gibt es in heutiger Theologie der großen Kirchen nicht. Sicher können unterschiedliche 'Lehrkonzepte' in der Unterweisung und Seelsorge über Fragen nach 'gut' und 'böse' verschieden interpretiert werden und zu Streit führen. Bestimmt gibt es auch Theologen, die sich nicht an allgemeingültige 'Formulare' für die Unterweisung halten, sondern ihren 'eigenen Stiefel' lehren. Aber dies ist auch in allen säkularen Bereichen der Gesellschaft so. Sonst gäbe es keinerlei politische Auseinandersetzungen z. B. über Gesetzesdeutungen.

Einspruch Nr. 4: Versündigung an Gott

BANGERTER schreitet weiter:

„Die Verstöße gegen Gottes Gesetz, also die *Sünden*, richten sich vor allem gegen Gott selbst. Auch wenn dabei andere Menschen zu Schaden kommen, z.B. bei Nichtbefolgung des Gebots: »Du sollst nicht töten«, ist das Verwerfliche daran die *Versündigung an Gott*. Die Wirkungen auf andere Menschen sind sekundär.“ [B. 8a, 478]

Kommentar

Ich bin kein Moralthologe; ein solcher wird anders argumentieren. Meine Sicht als Christ unterscheidet sich aber sehr von der Stellung, die BANGERTER beschreibt. Fehlverhalten (hier 'Sünde') gegen vereinbarte Regeln (hier 'Gebote') ist allemal Ursache von *Wirkungen auf Andere* oder auf die 'Welt', also wohl mehr auf Menschen, als auf 'Gott' gerichtet, jedenfalls was die Konsequenzen anbelangt.

Wenn wir heute Bestrebungen kennen, auch einen nicht personalen 'Gott' zu denken, wird die Behauptung, die 'Sünde' richte sich zuerst gegen 'Gott', noch fragwürdiger. Da auch 'Gott' geleugnet werden kann oder er als nicht existent betrachtet wird, wäre eine auf eine 'leere Stelle' gerichtete Tat (Sünde) nicht vorstellbar. Immer ist der andere neben mir betroffen, wenn er denn gemeint ist. Von 'sekundären Wirkungen' ohne verantwortbare Mitwirkung durch den Menschen ausgehen zu wollen, greift zu kurz.

Einspruch Nr. 5: Unmoralische Handlungen als Resultat moralischen Denkens

Der Autor nennt drei Beispiele, in denen politische Maßnahmen moralisch gerechtfertigt worden sind, obgleich sie von sehr vielen Menschen als böses, unmoralisches Handeln eingestuft werden würden [B. 8b), 479]:

1. der Holocaust;
2. die stalinistischen Säuberungs- und Schauprozesse;
3. der 'Selbstmordangriff' auf das World Trade Center vom 11. 9. 2001.

Kommentar

Zunehmend wird deutlich, dass ich nicht unbeteiligt bin und sein kann bei wichtigen Fragen und möglichen Antworten um 'Glauben', 'Moral', 'Ethik', gesellschaftlicher Verantwortung und Pflichten.

Ich bin kein 'man', sondern die konkrete Person mit einem Namen, einer Biographie in meiner konkreten Situation in einer realen Welt. Die Beschäftigung mit den zu behandelnden Problemen ist deshalb kein akademischer Lösungsversuch im Rahmen einer 'seminaristischen Aufgabe', sondern Teil meiner existentiellen Betroffenheit. Denn um z. B. auf 'Diktaturen' sprechen zu kommen: Auch in meinem Lebensumfeld sind in beiden Unrechtssystemen Menschen spurlos 'verschwunden'.

Die völlige Verabschiedung von allen bislang geltenden Normen des Völker- und Menschenrechts, von Humanismus und allen Werten des 'Abendlandes' mit seinen jüdisch-christlichen Wurzeln und den sich daraus ableitenden Ansprüchen an einen *gerechten, barmherzigen, gleichberechtigten Umgang* miteinander, kann man wohl nicht nur einer kleinen Clique von fehlgeleiteten 'Eiferern' mit rassistischem Hintergrund 'in die Schuhe' schieben.

Warum Auschwitz?

Gunnar HEINSOHN hat schon vor 20 Jahren [1995b, 56 f.] mit zwei Ausschnitten aus seinem Buch *Warum Auschwitz? Hitlers Plan und die Ratlosigkeit der Nachwelt* [1995a] dargelegt:

„Die Einzigartigkeit von Auschwitz ergibt sich nicht aus der schieren Zahl der Opfer, die von den Megatötungen der marxistischen Regime um ein Vielfaches übertroffen wird. Der Holocaust steht auch nicht deshalb allein in der Geschichte, weil ein Glauben durch Beseitigung der Gläubigen getilgt werden sollte. Mit der Judenvernichtung soll der Kern der abendländischen Zivilisation herausgeschnitten werden. Hitler hat die Liebes-, Gerechtigkeits- und Gleichheitsgebote des jüdischen Monotheismus und vor allem seinen unbedingten Schutz des menschlichen Lebens als die – in seinen Augen – schwächende Krankheit des Abendlandes ausgemacht. Durch ihre Wegoperation, deren Gelingen er sich von der Ausrottung aller Juden aus Fleisch und Blut erwartet, will er die Germanen zur schlagkräftigsten Formation im rücksichtslosen und ewigen Krieg um den irdischen Lebensraum heranziehen. In der Abstufung SS, Ostheer und Hitlerjugend sollen die Deutschen ein Recht auf Völkermord von neuem einüben. Diese große Umerziehung hält er für gefährdet, solange auch nur ein Jude den Gedanken an das Recht auf Leben gegenwärtig halten würde. Als verjudet verfolgt er dabei auch diejenigen Christen, die für den jüdischen Kern ihres Glaubens – also die Liebes- und Lebensethik – aktiv eintreten.“

Auch Nazis wurden nicht als Unmenschen und geistige Kannibalen geboren. Ein für mich wichtiger Hinweis auf die soziale Balance in jedem Staatswesen, denn mit dem Maß an Ungerechtigkeit, heute, „*arroganter Reichtum gegen extreme Armut*“ (Stéphane HESSEL), oder der fehlenden ‘Moral’ eines neo-liberalen *Mafia-Kapitalismus* (Vaclav HAVEL) schaffen wir wiederum Voraussetzungen für ein mögliches ‘Scheitern’ der Menschlichkeit.

Schuldige und die fehlende Schuldbewältigung

Ich widerspreche BANGERTER, der sich so äußerte:

„Hitler und seine Anhänger waren jedoch streng moralische Menschen, deren moralisches Weltbild schlicht so aussah: »Deutsch« oder »arisch« ist gut, »jüdisch« ist böse. Hitler wollte dem Guten durch die Vernichtung des Bösen zum Sieg verhelfen.“ [B. 8 b), 479]

Da es die ‘Erkenntnis von Gut und Böse’ wenigstens seit der Verschriftlichung des AT mit seinem Schöpfungsbericht seit Jahrtausenden gibt und diese Kenntnis Allgemeingut ist, kann keine Rede davon sein, dass ein unmenschliches, verbrecherisches Verhalten als ‘moralisches’ Weltbild der Nazis durchgeht und damit die Gefahr besteht, dass die Größe nazistischer

‘Unmoral’ bagatellisiert oder entschuldigt werden könnte. Denn wenn wir keine Unterscheidung zwischen ‘Moral’ und ‘Unmoral’ mehr machten, gäbe es keine ‘Schuldigen’ und ‘Verantwortlichen’ für Verbrechen. Dann hätten die ‘Täter’ alle im ‘guten Glauben’ gehandelt. Sie haben es ja so ‘gut gemeint’. Und ihre Gegner hätten nur eine verkehrte Sicht auf ihre Politik.

Nein! Es war allen klar, was da geschah, war unentschuldigbar, war verbrecherisch. Und das in vorher unvorstellbar gewesenen Umfang. Aber das ‘Stillschweigen’ und ‘Wegsehen’ der Mehrheit der Deutschen hat den Weg des Unheils erst ermöglicht. Wir sind nicht frei von dieser Schuld. Und die Nazis, ihre ‘Helfer’ und ‘Bevorzugten’ ihrer Ideologie, *hätten weitergemacht, wenn sie den Krieg gewonnen hätten.* Unvorstellbar!

Wie konntet ihr das zulassen?

Das ist meine Frage (oder die meiner Generation) an die Generation meiner Eltern. Nicht nur, dass man am Beginn des Unheils versagt hatte. Am Ende des Schreckens scheiterte man noch einmal. Es gab keine echte ‘Aufarbeitung’, und man schleppte einen historischen Makel mit in die Geschichte der jungen BRD.

Eine Generation später anderen vorzuwerfen, sie hätten in Bezug auf die DDR und ihre Politik der Unterdrückung persönlich nicht angemessen gegen den Staat reagiert, weist hier tatsächlich auf eine ‘Doppelmoral’ hin, die ja in dem Beitrag von Bangerter ebenfalls zu Recht hinterfragt wird.

Eine ‘Entschuldigung’ für alle Taten nach 1945 hat es staatlicherseits nicht gegeben. Man begründete dies auch damit, dass man (in dieser Sache) nicht ‘Rechtsnachfolger’ des Dritten Reichs sei, während man die ‘Guthaben’ dieses ‘Reiches’ gern eingestrichen hat. Die nicht erfolgte ‘Aufarbeitung’ machte sich z. B. viel später im Streit um die so genannte ‘Wehrmachtsausstellung’ von Jan Philipp Reemtsma bemerkbar. Dies alles hat mit ‘Moral’ oder fehlender Moral zu tun und ist keine Bagatelldiskussion.

Die stalinistischen Exzesse

Auch hier gilt: Es war deutlich, was gut und böse war. Und das wurde schon rechtzeitig deutlich. Diese ‘Erkenntnis’ kam aus den Reihen der Sozialisten und Kommunisten selbst, Betroffene der ‘Säuberungen’, die ja zuerst an den revolutionären Ereignissen in Russland, der späteren UdSSR ‘Gefallen’ gefunden hatten, weil sie sich durchaus gegen eine ‘reaktionäre’ Macht richteten, die Bauern und Arbeiter hungern ließ und ausbeutete. BANGERTER [479] selbst spricht von ‘Stalins Säuberungs- und Schauprozesse in den 30er Jahren. Für Antikommunisten ein Exzess der Unmoral.’“

Kommentar

Die Einsicht der Stalingegner soll in vorstehendem Satz ausgedrückt sein. Noch während die politischen Exzesse gegen alle Gegner oder vermeintlichen Gegner der Bolschewiken liefen, trat die UdSSR 1934 dem Völkerbund bei. Und die Siegernationen des Ersten Weltkrieges hatten offensichtlich nichts dagegen, dass sich dieser kommunistische Staat gegenüber seinen Bürgern so verhielt. Das wechselseitige 'Paktieren' aus unterschiedlichen Interessen heraus hat die aufkommenden Gefahren als zweitrangig gesehen. Eigene machtpolitische, wirtschaftliche oder militärische Vorteile standen im Vordergrund. Ob sich aber die bolschewistischen Akteure der zahlenmäßig noch gigantischeren Verbrechen in der UdSSR als die 'Guten' sahen (s. HEINSOHN'S Beitrag zu Auschwitz, wo er diese Untaten benannt hat)?

Soweit ich das beurteilen kann, ging es bei den Sowjets wohl mehr um Machtpolitik, um Dominanz einer Parteilinie, um Unterdrückung jedweder Kritik an der Parteiführung, Befolgung einer Parteidoktrin und weniger um 'Gut' oder 'Böse'. Das 'Böse' geschah bei fehlender Moral als Unmoral! Und wenn es *Unmoral* gibt, ist eine *Moral* umso wichtiger!

Die 'Terroranschläge' auf das World Trade Center

BANGERTER schreibt so:

„Drittens ein direkt religiöses Beispiel: Der Selbstmordangriff per gekaperten Flugzeugen auf das New Yorker World Trade Center am 11. September 2001. Für die westliche Welt ein Kapitalverbrechen gegen die Freiheit; Osama bin Laden, der vermutliche Drahtzieher, ist seither die Verkörperung des Bösen schlechthin. Von den Vertretern des Islamismus und nicht wenigen ihrer Anhänger in aller Welt wird das genau umgekehrt gesehen: Das Christentum und die westliche Lebens- und Wirtschaftsweise, die immer stärkeren Einfluss in den islamischen Ländern gewinnen, seien Teufelswerk, die Terroranschläge der Islamisten dagegen gute Taten, die die Täter direkt ins Paradies beförderten.“ [B. 479 f.]

Kommentar

Bangerter hat sich mit diesem Beispiel auf ein sehr umstrittenes Thema eingelassen. Geht es bei seinem dritten Fall tatsächlich um 'Gut' oder 'Böse', um den Streit zwischen religiösen 'Ismen'? Ist der von der damaligen Bush-Administration ausgerufene 'ewige' Krieg gegen die 'Schurkenstaaten' die 'gute' Antwort auf eine 'böse' Tat? Ist der 'immerwährende Krieg' gegen alles vermeintlich Böse die Lösung gegen den angeblich religiös begründeten Terrorismus oder gegen den 'gewöhnlichen' kriminellen globalisierten Terrorismus? Die USA gegen die halbe Welt? Diese Fragen müssen gestellt werden können und tangieren sicher auch alle mit einer „uneingeschränkten Part-

nerschaft“ zusammenhängenden Probleme. Vielleicht ist es sinnvoller, sich von der ideologisch aufgeladenen Argumentation: ‘gute Islamisten’ gegen ‘böse Christen’, oder in der Spiegelung aus US-Sicht: ‘böse Islamisten’ gegen ‘gute Amerikaner’ grundsätzlich zu verabschieden. Offenbar taugt dieses ‘Beispiel’ nicht für die Darstellung eines Widerspruchs zwischen ‘Gut’ und ‘Böse’, zumal auch über die Ursache gestritten werden kann.

Der US-amerikanische Schriftsteller Gore VIDAL (1925–2012), Enkel eines US-Senators, verwandt mit dem früheren Vizepräsidenten Al Gore, u. a. Redenschreiber für John F. Kennedy, ist einer der prominentesten Kritiker der US-Administration. In seinem Buch *Ewiger Krieg für ewigen Frieden – Wie Amerika den Hass erntet, den es gesät hat* listet VIDAL [2002] insgesamt 250 (in Worten: zweihundertundfünfzig!) Kriege und Konflikte auf, die die USA zwischen dem Sieg über Japan und dem Kosovo-Konflikt vom Zaun gebrochen haben.

„In diesen mehreren hundert Kriegen gegen den Kommunismus, Terrorismus, gegen Drogen oder auch gar nicht sonderlich viel, zwischen Pearl Harbor und Dienstag, dem 11. September 2001, waren es meist *wir*, die den Erstschatz führten. Aber schließlich sind wir auch die Guten. Oder etwa nicht?“

Einspruch Nr. 6: Doppelmoral und Heuchelei

Wie bisher beginne ich mit einem Zitat nach BANGERTER. Er beschäftigt sich [8 c) 480 f.] in seinem Punkt mit der ‘Abstraktheit’ von Moral und kommt auf ‘Doppelmoral’ und ‘Heuchelei’ zu sprechen. Außerdem trennt er ‘Moral’ von einer ‘politischen Zwecksetzung’:

„Konkrete politische Zwecke entspringen also nicht der Moral, treten allerdings auch nicht ohne Moral auf. Sie verdanken sich dem politischen Entschluss, und werden von Anfang an moralisch gedacht. Wenn also bei der landläufigen Kritik an bestimmten moralischen Attitüden, das sei *Doppelmoral* oder *Heuchelei*, gemeint ist, dass wahrer Zweck und behauptete Moral auseinanderfielen, muss entgegnet werden, dass das bei der Moral *immer* so ist.“

Kommentar

Nun muss ich mich erst einmal selbst vergewissern, dass ich nicht falsch verstehe, was Bangerter hier vorträgt. Also:

Was ist Moral?

Moral, also

„die Sitten betreffend, im modernen Sprachgebrauch [die] Sammelbezeichnung für die der gesellschaftlichen Praxis zugrunde liegenden und als

verbindlich akzeptierten ethisch-sittlichen Normen(systeme) des Handelns und der Werturteile, der Tugenden und Ideale einer bestimmten Gesellschaft, bestimmter gesellschaftlicher Gruppen und der ihnen integrierten Individuen bzw. einer historischen Epoche“. [Brockhaus ↔ Moral]

Um z. B. ehrlich zu leben, hilfsbereit zu sein, bedarf es der persönlichen Entscheidung, einer Urteilsfähigkeit, eines konkreten Handelns, das zu leisten, was gemeinsame Normen(systeme) vorgeben. Selbst bei Verlust einer ‘Letztbegründung’ mit traditionellem Hintergrund oder mit metaphysischer oder religiöser Bindung entbindet es den Menschen nicht, sich ‘sozial’ zu verhalten. Und das bedeutet praktisch, dass die ‘Goldene Regel’ als empfohlenes sittliches Verhalten gegenüber den Mitmenschen: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch“ [Mt. 7,12] als anerkanntes Prinzip universell gelten kann.

Insofern gibt es keinen einzigen Grund, z. B. unmenschliches Tun als eine als ‘gut’ gedachte ‘Moral’ der Täter zu apostrophieren. Es ist immer ‘Unmoral’! Es wäre nachgerade pervers, würde man behaupten, die Judenvernichtung entzöge sich der moralischen Bewertung als positiv oder negativ.

Moral, ein „Fehler“?

Mein Beitrag ging aus vom Zitat Bangerterers: „*Moral ist also generell ein Fehler*“ [1. Absatz unter 8e) S. 482]. *Das ist in meiner Sicht der ‘Gipfel’ eines hoffentlich nur bestehenden Missverständnisses.* Wenn der tatsächliche Inhalt einer Tat ‘irrelevant ist’ oder wird, wird mir der wertende Zugang zu z. B. ‘Mord und Totschlag’ verwehrt. Außerdem bin ich irritiert von der Meinung: „macht die Abwesenheit von Moral den Geist erst frei für sachliche Beurteilungen“ [B. 8e) 482]

Soll das heißen: Je unmoralischer man sich verhält, desto besser? Das kann doch nicht im Ernst so stehen bleiben.

Einspruch Nr. 7: Ein Weltethos mit Grundwerten?

In Summe gehe ich den Problemen nach. Wichtig erscheint mir die Aussage: „*Kein Mensch, außer ein moralisch denkender, hat ein Interesse daran oder einen Grund dafür, anderen einfach so zu schaden!*“ [B. 8e) 483]

Ausschließlich ein „moralisch denkender“ Mensch ist interessiert, anderen Menschen zu schaden? Alle anderen sind Gutmenschen mit wundersam einfacher Lebenssicht? Man sollte also unmoralisch sein, um anderen nicht schaden zu können? Ich verstehe diesen Satz nicht. Oder verstehe ich ihn vielleicht ganz falsch? Das ‘Böse’ wäre demnach Ausgeburt einer moralischen Haltung? Übler kann ‘man’ meiner Meinung nach nicht das ‘Böse’ für Argu-

mentationen in Anspruch nehmen. Das ist ja gerade, als würde ich einen Negativfilm für die Realität halten.

Kommentar

Der 1928 geborene katholische Theologe Hans KÜNG (Prof. em. für Ökumenische Theologie) ist Präsident der *Stiftung Weltethos Tübingen*. Sie hat für das UN-Hauptquartier New York im Jahre 2009 ein Manifest mit dem Titel *Globales Wirtschaften. Konsequenzen für die Weltwirtschaft* erarbeitet. Das Manifest nimmt KÜNGS Bemühungen auf, zu einer globalen Verständigung zwischen allen Völkern und Religionen zu kommen und mit einem 'Weltethos für Weltpolitik und Weltwirtschaft' zu beginnen [Küng 2012, 294].

Im „Ethos Nachhaltigkeit“ werden Grundwerte benannt und die Voraussetzungen für eine globale Anerkennung dieser Werte angeführt. Es gibt vier Grundwertpaare, die Bezug zum 'Ethos' haben [Küng 2012, 296 f.]:

- Humanität und Sozialität, - Gerechtigkeit und Solidarität,
- Wahrhaftigkeit und Toleranz, - Gegenseitige Achtung und Partnerschaft.

Mithin sind Zweifel an einer Wirksamkeit moralischen Denkens und Handelns in meinen Augen nicht angebracht und sollten auch nicht so propagiert werden.

Die im Beitrag von BANGERTER angesprochenen ungelösten Fragen, die zu Begriffen wie Schuld, Schuldeingeständnis, Wiedergutmachung, Strafverfolgung, Rechtfertigung führen, sind mit oder ohne 'Religion' durchaus handhabbar. Es ist *doch* 'eine Moral' nötig, um etwas zugunsten anderer zu tun. Eine Gesellschaft, die auf 'Zukunft' angelegt ist, tut dies ja auch fast ununterbrochen.

Einspruch Nr. 8: Aushalte-Ideologie – Trost und Jammertal

BANGERTER:

„Und die Verpflichtung der Menschheit auf höhere Werte, also die Vernebelung ihres Blickes auf das, was wirklich in diesem Jammertal vor sich geht, ist der Hauptzweck der Religion.“ [B. 8g) 484]

Kommentar

*Also, ich weiß nicht, wer hier beleidigt werden soll? Wer verpflichtet wen und womit, sich den Blick vernebeln zu lassen? Dies ist eine höchst politische und keine moralisch/religiöse Frage mehr. Schlicht könnte ich argumentieren, dass wir schon immer mächtig belogen worden sind. Nicht nur von Politikern, sondern auch von Historikern. Das gilt nicht bloß für die den *Zeitensprüngen* wichtigen Belange des frühen Mittelalters, wo die offizielle Lehrmeinung nicht lernfähig zu sein scheint. Und weiter:*

Das „Jammertal“ ist eine längst überholte Ansicht des 17. und vielleicht des 18. Jh. (im christlichen Europa!) und z. B. in Gesangbuchstrophen und Erzählungen aus dieser Zeit ablesbar. Das hat sicher ganz konkrete ‚weltliche‘ Auslöser wie Pest, Krieg, Hunger Unterdrückung durch die „Herrscher“ von Gottes Gnaden, oder dergleichen gehabt. Aber diese Sicht ist ‚passé‘!

Nicht nur meine „Binnensicht“ erkennt kein Jammertal. Theologisch gibt es keinerlei Hinweise, dass es benötigt wird, um Glaubensgrundsätze zu transportieren. Die Vokabeln ‚Jammer‘ oder ‚Jammertal‘ gibt es in der Bibel nicht [Wortkonkordanz in *Stuttgarter Biblisches Nachschlagewerk*]. Die Worte ‚Freude‘, ‚Freundlichkeit‘, ‚freuen‘ hingegen zähle ich 142-mal in der Bibel! Und das ist aufbauend, ‚tröstlich‘, dem Leben gemäß!

Keine ‚Aushalte-Ideologie‘

„Höhere Werte“ haben, abgesehen von manchen gewalttätigen Missionen und nicht zu rechtfertigenden ‚religiös‘ begründeten Schandtaten, nicht zu einer weitgehenden „Vernebelung“ geführt. Das gilt für alle ‚Religionen‘.

Man erinnere sich: Die ersten Schulen, Krankenhäuser, Pflegeeinrichtungen, ‚Armenspeisen‘, ‚Sozialdienste‘ waren ‚kirchliche‘, damit religiös begründete Einrichtungen. Weltweit sind Millionen „Vernebelte“ auch in anderen ‚Religionen‘ und ‚Bekenntnissen‘ mit gleichem Engagement für die Menschen unterwegs. Das sind global wichtige Leistungen, die sich oftmals ‚nicht rechnen‘, aber erforderlich geworden sind. ‚Kirche‘, wenn sie denn hier als „Sozialdienstleister“ gemeint ist, hat eine freiere Sicht auf die Gegenwart und die Bedürfnisse der Menschen in unserer Welt.

Die Option für die Armen

Einen weiteren Akzent will ich setzen. Gerade die – s. HEINSOHN [1995b] – in der jüdischen Religion wichtigen „*Liebes-, Gerechtigkeits- und Gleichheitsgebote*“ [ebd. 57] haben in der „*Option für die Armen*“ eine konkrete Handlungsbasis für alle Kirchen geschaffen. Sie sind Teil der Ausdeutung der „Reich-Gottes-Botschaft“ des Jesus von Nazareth. Nicht auf ‚christlichem‘ Hintergrund hat Mahatma GANDHI an die „*sieben Todsünden in der heutigen Welt*“ erinnert:

- Reichtum ohne Arbeit,
- Genuss ohne Gewissen,
- Wissen ohne Charakter,
- Geschäft ohne Moral,
- Wissenschaft ohne Menschlichkeit,
- Religion ohne Opfer,
- Politik ohne Prinzipien.

Nun bin ich wieder ganz nah am 'moralischen' Verhalten. Und der Aufruf Gandhis zu Moral, Menschlichkeit, Charakter, Prinzipien, evtl. sogar 'Opfern' (diese könnten falsch verstanden werden!), ist ein weltweit beachtetes Engagement für eine 'bessere' Welt und eine Verständigung, die über alle Schranken gedacht ist. Es ist ein „modernes“ Verständnis, welches ja bereits vor seiner Ermordung 1948, also vor ca. 70 Jahren formuliert worden ist.

Einspruch Nr. 9: Theologie heute

Ein verqueres 'Menschenbild' scheint BANGERTER zu beschreiben, wo die Gläubigen mit Gewalt „bei der Stange“ gehalten werden und sich „irdische Drangsale“ gefallen lassen: „*Er hat es nicht anders verdient*“ [B. 485].

Kommentar

Wer bedrängt denn wen, und mit welchen Mitteln werden Menschen 'bei der Stange' gehalten? Da sind zuerst die „rein weltlichen“ Ausbeuter und Heilsversprecher, die Kredithaie, „Heuschrecken“, Marktradikalen, Rechtsverdrehler, Gesundheitsbeter, die Waren- und Leistungsanbieter, die Versicherungsjongleure, die Gewalt anwenden. Finanzielle, soziale Gewalt, strukturelle Gewalt – das sind die erkannten Fehlstellen unserer Gesellschaft. Da sind 'religiöse' Drängler wohl eher die harmlosen, wenn ich von den Radikalinskis absehe.

Zum Schluss

Ich nehme gern einen Gedankengang zum Schluss auf, den Robert ZUBERBÜHLER [2002] in Bezug auf HEINSOHN [1995a] und seine Untersuchung des Verbotes von Kindestötung, der Rätsel der Blutopferkulte und der Einzigartigkeit von Auschwitz, zutreffend geäußert hat:

„Hass findet blind seinen wesentlichen Punkt.

Denn der ganze Mensch ist mit seiner Vergangenheit, mit seinem Kopf und Bauch, mit seinem Erlernten, Erinnernten und Geglaubten beim Denken beteiligt.“ [Zuberbühler, 198]

Dieser Gedankengang schließt aus, dass sich 'Moral' oder 'Unmoral', dass sich irgendein ethisch-sittliches Verhalten in einem 'luftleeren' Raum ereignen könnte, getrennt von der umgebenden Kultur, von den Mitmenschen, den Vorfindlichkeiten einer Sozialität, die eine Lebens- und Verantwortungsgemeinschaft ist und die auf das 'Gute' hin beansprucht werden kann. Und weil 'Kopf' und 'Bauch' nicht getrennt werden können, kann ich auch nicht das Denken vom Handeln abkoppeln. Der vom Verstand erkannte Wertekatalog muss die Handlungen bestimmen und die richtigen Impulse für ein moralisch/ethisch/sittliches Verhalten steuern.

Nicht das 'Böse' hat die Dominanz. Sondern das 'Gute' ist angesagt und zukunftsfähig. Dies sehe ich entgegen dem Bibelwort [1. Mose 8, 21b]: „denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“

Meine Hoffnung

Wie kann nun 'Glauben', 'Moral', 'Ethik', 'Menschsein', 'Zukunft' zusammengedacht werden? Einen sehr alten Text will ich anführen, der die Schwierigkeiten des 'Miteinanders' in einer realen Gesellschaft dokumentiert und 'Regeln' für die Lösung gravierender Probleme aufstellt. Es sind die so genannten '*biblischen Verfluchungen*' [5. Mose 27, 17-26]. In Ausschnitten:

„verflucht sei, der Blinde (wissentlich) in die Irre führt,
der sich an den Schwachen bereichert,
der die Grenzen zu Ungunsten des „Nächsten“ verrückt,
der das Recht beugt,
der tötet,
der sich bestechen lässt.“

Verfluchungen sind das äußerste gesellschaftliche Mittel, außer der Androhung und dem Vollzug von Tod als Strafe, die als Schutz des Gemeinwesens vor zerstörerischem Denken und Handeln gedacht waren.

Ist es Jahrtausende später in der Wahrnehmung der Allgemeinheit nicht umgekehrt, dass sich die durch Rechtsbruch Gefährdeten als die Verfluchten vorkommen und die Verursacher weitgehend unbehelligt und im Reichtum leben können? Vielleicht auch Grund für ein allgemeines „Unbehagen“.

Die Zukunft benötigt mehr

So wird deutlich und ist notwendig, dass vereinbarte Normen und Wertesysteme bestehen und eingehalten werden. Das ist keine Zumutung, sondern eine erforderliche Inanspruchnahme unserer Intelligenz, unseres guten Willens, unserer sozialen Kompetenz. Der leidenschaftliche Einsatz für 'den Menschen' und 'die Welt', das sind die Aktivitäten, die aus einem begründeten Vertrauen auf Kräfte des guten Willens und der Kompetenz erwachsen. Da '*tut*' sich Vieles, auch im Stillen und Verborgenen. Und es wäre für uns alle erfreulich, wenn sich aus so beschriebenen Motiven die notwendigen Schritte wie selbstverständlich ergeben könnten.

Nur auf moralisch-ethischen Werten lässt sich 'Zukunft' gestalten. Dies können wir leisten, ob nun mit 'Glauben' oder 'nur' mit einer 'Weltanschauung', sicher aber mit einem Menschenbild, das Rechte und Pflichten akzeptiert und jedem ein gleiches Recht auf sein 'So-Sein' gibt.

Das mir vorschwebende Gesellschaftsziel ist eine friedliche, gerechte, sozial ausgewogene, ökologisch denkende und handelnde, zukunftsorientierte, selbstbestimmte, solidarische Gemeinschaft von gleichberechtigt Teilhabenden und Teilnehmenden an allen gemeinsam geschaffenen 'Gütern'. Dazu aber brauche ich selbst eine Vergewisserung, die ich nun 'Glauben' nennen möchte.

Verwendete Literatur

- Bangerter, Horst (2013): Was tut man eigentlich, wenn man glaubt? Ein Beitrag zur Religions- und Moralkritik, *Zeitensprünge* 25 (2) 469-497
- Bibelzitate (1965): *Die Bibel*, Evangelische Hauptbibelgesellschaft Altenburg
- Brockhaus Enzyklopädie* (¹⁹1986-1994): Brockhaus, Mannheim
- Enzyklopädie Holocaust* (21998): *Die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden, Band IV, Anhänge und Register*, Piper, München · Zürich
- Evangelische Akademikerschaft in Deutschland e. V. (2013): *Bürger · Ethos · Nachhaltigkeit* + 4 Faltblätter, Eigenverlag EAiD, Leonberg
- Greffrath, Mathias (2015): Wir Herren der Welt – Braucht eine neue Epoche eine andere Theologie? *NDR kultur „Glaubenssachen“*, *Religion und Gesellschaft*, Beitrag vom Sonntag, dem 04. 01. 2015, 08.40 Uhr
- Heinsohn, Gunnar (1995a): *Warum Auschwitz? Hitlers Plan und die Ratlosigkeit der Nachwelt*, rororo aktuell, Reinbeck
- (1995b): Parallele Rätselakkumulation – ‘Warum Auschwitz?’ *Zeitensprünge* 7 (1) 56 f.
- (2012): *Die Erschaffung der Götter – das Opfer als Ursprung der Religion*, Mantis, Gräfelting
- Illig, Heribert (*2001): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Econ/Ullstein, München
- (*2001): *Geschichte, Mythen, Katastrophen – Über Velikovsky hinaus*, Mantis, Gräfelting
- Klee, Ernst (1012): *Personenlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945?* Kramer, Koblenz
- Küng, Hans (2009): *Was ich glaube*, Piper, München · Zürich
- (2012): *Handbuch Weltethos*, Piper, München · Zürich
- Vidal, Gore (32002): *Ewiger Krieg für ewigen Frieden – Wie Amerika den Hass erntet, den es gesät hat*, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg
- Wortkonkordanz* (1950): Stuttgarter Biblisches Nachschlagewerk, Evangelische Verlagsanstalt Berlin
- Zuberbühler, Robert (2002): es denkt – Fünf Variationen über G. Ch. Lichtenbergs Thema, *Zeitensprünge* 14 (1) 194-205
- Jürgen von Strauwitz, 01189 Dresden, Achtbeeteweg 49 b

Die Anschläge von Paris

Eine Differenzierung von Hans Bangerter

Wir sind uns alle einig im Entsetzen über die Anschläge von Paris.

Wir sind uns auch alle einig, dass es zweierlei Arten von Muslimen gibt: Die „Gemäßigten“ oder „Toleranten“ und die „Fanatiker“ oder „Fundamentalisten“.

Schwierig wird es, wenn es um die Einordnung der beiden Arten geht:

Die Rechten sagen (und damit wollen sie den Unterschied verwischen): Die „Islamisten“ seien die eigentlichen Muslime, die „Gemäßigten“ seien nur verkappte „Dschihadisten“. Wer etwas gegen die Terroranschläge hat, müsse gegen die Muslime überhaupt bzw. ihre Anwesenheit im Westen sein.

Die Linken, die Kräfte der Mitte, der Papst und viele gemäßigte Muslime selbst sagen: Die „Islamisten“ seien eine Pervertierung der Religion. Im Namen der Religion könne man nicht töten. Der wahre Islam sei tolerant und respektiere die Menschenrechte. Der wahre Islam verdiene Respekt und dürfe nicht beleidigt werden.

Schauen wir mal genauer hin.

Der Islam ist eine Religion. Was ist das?

Eine Religion ist eine Weltanschauung, die den Glauben an einen Gott zur Grundlage hat. Also:

Glauben ist willkürlicher Akt. Es gibt keinen Grund, überhaupt an Gott zu glauben, aber man soll es tun. Es gibt keinen Grund, an einen bestimmten Gott und nicht an einen anderen zu glauben, aber man soll es tun. Die Vermittlung vom Gott zu den Menschen erfolgt durch göttliche Schriften oder erleuchtete Propheten. Aber auch daran soll man glauben. Es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass Bibel, Koran und Torah NICHT einfach von Menschen aufgeschrieben worden wären. Aber man soll daran glauben, dass es sich um die Botschaft, um das Wort Gottes handelt.

Unter „Gott“ soll man sich ein allmächtiges und allwissendes Wesen vorstellen, das die Welt geschaffen hat und den Menschen eine Menge moralischer und praktischer Vorschriften macht. Der Gott verlangt, dass man an ihn glaubt und seine Vorschriften einhält.

Daraus folgt, dass es für die religiöse Denkweise nichts Wichtigeres gibt als Gott und die Beziehung der Menschen zu ihm.

Daraus folgt, dass für die religiöse Denkweise die Verwirklichung der Religion im „irdischen“ Leben oberste Priorität vor allem Anderen hat. D.h. es reicht nicht, selbst religiös zu sein. Sondern alle anderen müssen es eigentlich auch sein. Ein wirklich religiöser Mensch kann es nicht aushalten, dass

man zu ihm sagt: „Sei du ruhig gläubig in deinem Sinne und wie es dir passt, aber es soll dir bitteschön egal sein, was alle anderen Menschen tun und glauben.“ Denn das würde ja die Bedeutsamkeit seines eigenen Glaubens zunichte machen. Der wäre dann nämlich auch egal.

Daraus folgt, dass eine Religion, streng genommen oder theoretisch, niemals tolerant sein kann. Es muss für die jeweils eigene Religion gekämpft werden. Diesen Kampf mit Argumenten auszufechten, fällt aber auch flach, denn wegen der Willkürlichkeit und Grundlosigkeit jeder Religion gibt es keine Argumente für oder gegen die eine oder andere. In jeder Religion ist deshalb der Übergang zur Gewalt quasi eingebaut. Jede Religion hält Bestrafungen Gottes (Gewaltmaßnahmen, sei es im Diesseits oder Jenseits) für die Nichtgläubigen bereit, und mehr oder weniger explizit fordert sie auch die Gläubigen auf, diese Bestrafungen selbst in die Hand zu nehmen. Zugespitzt gesagt ist also Religion ohne Dschihad nicht zu haben.

Aber wir wissen andererseits, dass Religionen in der Praxis oft sehr tolerant auftreten und durchaus problemlos und friedlich mit anderen Religionen oder Atheisten Seite an Seite leben können – wenn sie sich dafür entscheiden. Papst Franziskus mit seinen bekannten Appellen ist das beste Beispiel. Wie kann das sein?

In diesen Fällen haben sich die Religionen damit abgefunden, über keine weltliche Macht, d.h. keine Gewalt zu verfügen, sondern nur eine moralische Deutungshoheit auszuüben. Den Staatsgewalten, mit denen sie es zu tun haben (nämlich unseren ‘westlichen’), würden Religionen mit weltlichen Ambitionen nicht in den Kram passen. Zu kapitalistisch hochentwickelten Ökonomien, die von entsprechend aufgeklärt-demokratischen Herrschaftsformen gemanagt werden, passen keine Religionen, die sich als irdische Regenten aufspielen wollen. Die Religionen im Westen begnügen sich daher heute damit, die Gewalt den Staaten zu überlassen, von denen sie wiederum als moralische Instanzen anerkannt werden. Auch auf die gewaltsame Durchsetzung ihres Glaubens in anderen Weltgegenden verzichten sie. Die räumlich begrenzte Anerkennung ziehen sie der globalen Durchsetzung zumindest bis auf Weiteres vor.

Von ihren jeweiligen Dogmen lassen sie deshalb noch lange nicht ab. Man kann das studieren an den für Außenstehende oft unverständlichen, als ‘Spitzfindigkeiten’ anmutenden Unvereinbarkeiten z.B. zwischen Protestantismus und Katholizismus.

Angesichts der oben erläuterten Wichtigkeit des jeweiligen Glaubens für das religiöse Denken kann es die gegenseitige Toleranz der Religionen also nur notgedrungen geben. Religiöse Toleranz kann praktiziert werden, aber sie lässt sich ‘theologisch’ letztlich nicht rechtfertigen. Es ist und bleibt ein

Widerspruch, zu sagen „Die Lehre Jesu Christi ist die richtige, aber diejenige Mohammeds ist genauso gut“ (oder andersherum).

Also kann man umgekehrt sagen: Religionen sind theoretisch notwendig intolerant. Sie können nicht auf ihren Dogmen bestehen und gleichzeitig abweichende Dogmen akzeptieren. Sie können sich nur in der Praxis dafür entscheiden, sowohl auf die gewaltmäßige Durchsetzung ihrer religiösen Variante, als auch auf übertriebenes Missionieren Andersgläubiger zu verzichten.

Die dschihadistischen Terroristen, die zurzeit von sich reden machen, haben sich eindeutig gegen diese Variante entschieden. Sie nehmen ihren Glauben, ihre Religion sehr ernst, mit all ihren praktischen Konsequenzen. Weil sie sich willkürlich für ihren Glauben entschieden haben, wollen sie ihm auch praktische Geltung in der Welt verschaffen, mit allem, was dazugehört. Also auch mit dem Töten von Andersdenkenden. Dafür ist es übrigens nicht schwer, im Koran nicht nur rechtfertigende, sondern verpflichtende Belegstellen zu finden.¹

Die Gegner der Islamisten sollten sich klar machen, dass es, vom Boden irgendeiner Religion aus gesprochen, kein Argument gegen diese Tötungen gibt. Im Namen jeder Religion können zur Rechtfertigung ihrer kompromisslosen Durchsetzung Argumente in den jeweiligen Schriften gefunden werden. (Auch die Geschichte des Christentums und des Judentums ist, wie jeder

¹ „Und kämpft auf dem Weg Allahs gegen diejenigen, die gegen euch kämpfen, doch übertretet nicht. Wahrlich, Allah liebt nicht diejenigen, die übertreten. Und tötet sie, wo immer ihr auf sie stoßt, und vertreibt sie, von wo sie euch vertrieben haben; denn die Verführung zum Unglauben ist schlimmer als Töten“ [Sure 2, 190 f.]. Aber dann auch wieder, ein paar Zeilen weiter: „Wenn sie aber aufhören, so soll es keine Gewalttätigkeit geben außer gegen diejenigen, die Unrecht tun“ [Sure 2, 193]. Mit „Unrecht“ ist jedoch im Koran meist „Unglaube“ gemeint: „Ihr sollt gegen ein Volk von starken Kriegern aufgerufen werden; ihr kämpft gegen sie, es sei denn, sie treten zum Islam über; und wenn ihr gehorcht, wird Allah euch einen schönen Lohn geben; doch wenn ihr Ihm den Rücken kehrt, [...] wird Er euch mit qualvoller Strafe bestrafen“ [Sure 48, 16]. Oder: „Allah hat von den Gläubigen ihr Leben und ihr Gut für das Paradies erkauft: Sie kämpfen für Allahs Sache, sie töten und werden getötet“ [Sure 9, 111]. Oder: „Die Gläubigen sind nur jene, die [...] sich mit ihrem Vermögen und ihrem Leben für Allahs Sache einsetzen“ [Sure 49, 15]. Aber auch die Verfechter eines toleranten Islam finden natürlich ihre Zitate: „O ihr Ungläubigen! Ich diene nicht dem, dem ihr dient, und ihr dient nicht Dem, Dem ich diene. Und ich werde nicht Diener dessen sein, dem ihr dient, und ihr werdet nicht Diener Dessen sein, Dem ich diene. Ihr habt eure Religion, und ich habe meine Religion“ [Sure 109], – eine Sure mit großem Interpretationsspielraum. Wie eben alle „Heiligen Schriften“. Aber so „tolerant“, wie sie in unseren modernen Ohren klingen („Jeder, wie er mag“), waren diese Zeilen wohl nicht gemeint. [alle Zitate: Koran]

weiß, voll von Beispielen mörderischer Gewaltanwendung im Namen Gottes und der Religion.) Ebenso kann jede Religion, wenn es ihr gerade passt oder sie keine andere Möglichkeit sieht, sich zur praktischen Toleranz entscheiden (siehe z.B. die derzeitige Stellung des Zentralrats der Muslime in Deutschland e.V.). Dafür gibt es aber eben sozusagen kein eindeutiges „theologisches Argument“.

Wenn wir einmal annehmen, es ließe sich mit Islamisten sachlich und gewaltfrei argumentieren: Wer sie also von ihren Terroranschlägen abbringen will, der wird nichts erreichen, wenn er sie darauf hinweist, der ‘wahre’ Islam sei friedfertig, und die mörderischen Attentate seien unislamisch. (Und er wird übrigens auch nichts erreichen, wenn er sich mit mehr oder weniger intelligenten oder albernen Karikaturen über sie lustig macht. Was als Beleidigung verstanden wird, überzeugt niemanden, sondern bestätigt die Moral derer, die sich beleidigt fühlen.) Sondern es gibt nur eine Möglichkeit, sie zu überzeugen: Sie von ihrem Glauben überhaupt abzubringen mit dem Hinweis darauf, es gebe keinerlei guten Grund für ihn. Also mit einer Kritik jedweder Religion.

Eine solche kritische Argumentation schlosse allerdings eine Selbstkritik ein, zu der die beiden Varianten von Islamismus-Gegnern, von denen am Anfang die Rede war, derzeit nicht bereit sind:

Die Rechten müssten ihr eigenes Christentum kritisieren. Aber sie wollen ja gerade die abendländischen Werte, zu denen selbstverständlich das Christentum gehört, gegen die „Islamisierung“ hochhalten.

Und die anderen (Linke, Kräfte der Mitte, der Papst und viele gemäßigte Muslime selbst) sind vielleicht sympathischere Zeitgenossen, aber auch sie sollten sich klarmachen, dass auch sie selbst auf dem Boden eines religiösen oder moralischen Wertesystems stehen, das als solches jederzeit radikalisiert werden könnte, wenn man es denn wollte. Jede Unterscheidung in Gut und Böse erlaubt letzten Endes die Zuspitzung bis zur Bereitschaft, das Böse gewaltsam auszumerzen.²

² Zur Erinnerung: Das hochmoralische, aber sogar recht gottferne rassistische Wertesystem der Nationalsozialisten (arisch = gut, jüdisch = böse) geht letztlich auf die ganz schlichte „natürliche“ unterschiedliche Bewertung der Menschenrassen zurück, was auch die offizielle Sozialwissenschaft bestätigt: „Der Nationalismus ist in seiner historischen Entwicklung und in seinem ideologischen Aufbau eng mit dem Rassismus verbunden. Der Rassismus führt die Unterschiede zwischen Gruppen von Menschen auf ‘natürliche’ Unterschiede zurück, sei es die Biologie [...] oder die Kultur, die das Individuum wie eine Art ‘zweite Natur’ unveränderbar festlegt. [...] Im Nationalismus übersetzt sich diese Abgrenzungsstruktur in die ‘natürlichen Unterschiede’ zwischen den Nationen“ [Schneider, 23]. Der so formulierte nationalistische Standpunkt ist zwar nicht automatisch antisemitisch, aber er macht einen natürlichen Unter-

Gewalttaten im Namen der Religion oder der Moral werden nur beendet werden, wenn die potentiellen und wirklichen Täter selbstkritisch auf ihre Religion und ihre Moral verzichten.

Noch ein Wort zur „Islamfeindlichkeit“, die derzeit in aller Munde ist. Die Feindschaft der rechtsgerichteten „Islamfeinde“ richtet sich ja in Wahrheit nicht nur gegen den Islam als Ideologie, sondern vor allem auch gegen die Menschen in Fleisch und Blut, die dieser Ideologie anhängen, also die Muslime. Und das ist der alles entscheidende Unterschied. Die Rechten sind Feinde der Muslime: von ‘harmloseren’ Varianten wie der Forderung, sie aus Deutschland oder Europa zu entfernen, bis zum Extrem der NSU-Terroristen, die sie einfach umgebracht haben. Pegida wird mitunter auch als „islamkritische Bewegung“ bezeichnet. Ich denke nicht, dass irgendwer in dieser Bewegung weiß, was Kritik ist. (Diejenigen, die solche Bezeichnungen verwenden, allerdings auch nicht.) Pegida hat etwas gegen den Islam und gegen alle Muslime als Personen ganz einfach deswegen, weil sie nicht deutsch sind oder nicht das, was sich Pegida unter „abendländisch“ vorstellt. Es handelt sich um eine unmittelbar gewaltbestimmte Stellung, die mit Argumenten nichts zu tun hat.

Dagegen ist festzuhalten, dass die oben benannte Gefahr, die von allen Religionen ausgeht, nur bekämpft werden kann, indem man ihre Anhänger davon überzeugt, dass sie einen Fehler machen und ganz von ihrer Religion ablassen sollten

Eine so verstandene Kritik wäre also einerseits gleichzeitig dem Islam, dem Christentum und der jüdischen Religion gegenüber selbstverständlich „feindlich“ eingestellt. Das hätte aber andererseits nicht das Geringste mit gewaltbereiter Feindschaft gegen Muslime, Christen oder Juden als Menschen zu tun. Also auch nicht mit Antisemitismus.

* * *

Nachbemerkung: In diesem Artikel sollte es nicht um die politischen Inhalte der Differenzen zwischen dem ‘Westen’ und den verschiedenen Manifestationen des Islamismus in verschiedenen Ländern gehen:

schied zwischen Deutschen und Nichtdeutschen, einen Rückbezug der Nationalitäten auf die Natur. Eine Stufe radikaler hört man den Standpunkt: „Juden sind anders, aber schließlich auch Menschen, man muss sie natürlich leben lassen und tolerieren“ – eine Stellung, die sicher auch heute ein Großteil der deutschen Bevölkerung unterschreiben würde. Den Nazis war auch das bekanntlich noch lange nicht konsequent genug. Sie dachten den Antisemitismus (als ihre Form des Rassismus und Nationalismus) ganz radikal und logisch zu Ende und brachten ohne jede Skrupel sechs Millionen Juden um.

- Dem Westen geht es darum, die nahöstlichen Staaten 'bei der Stange zu halten': Sie sollen Ruhe geben, sich wirtschaftlich und politisch den Anforderungen des Westens fügen, dessen Oberhoheit in allen Ordnungsfragen anerkennen, sich nicht auf die Seite Russlands schlagen und zuverlässig Öl liefern, von dem der Westen sich aber auch zunehmend unabhängiger macht. Und sie sollen Israel in Ruhe lassen, das deklarierte Lieblingskind des Westens in der Region. Abgesehen von den Zahlungen fürs Öl ist eine weitergehende Teilnahme dieser Staaten und besonders ihrer Bevölkerungen an den Segnungen der kapitalistischen Reichtumsproduktion nicht vorgesehen. Die Praktizierung des Islam in Nahost dagegen stört den Westen überhaupt nicht.
- Viele Muslime empfinden diese Stellung des Westens ihnen gegenüber als Ausgrenzung, als Respektlosigkeit, als Beleidigung ihrer Kultur, ihrer Werte und gerade ihrer Religion. Die wirtschaftliche Überflüssigkeit der Menschen im Nahen Osten, vom Standpunkt des Westens aus gesehen, übersetzen sie in eine Demütigung des Islam durch die westliche Arroganz. Obwohl gerade das muslimische Zinsverbot [Koran Sure 2, 275] ihnen einen Anlass geben könnte (mehr aber auch nicht!), die gesamte westliche Wirtschaftsweise zu hinterfragen, stört besonders die neue Variante des Islamismus, den „Islamischen Staat“, am Westen am allermeisten etwas ganz Unpolitisches und Unökonomisches: der Unglaube. Und in allererster Linie gegen diesen zieht der IS in seinen blutigen Krieg. In zweiter Linie auch gegen arabische Staaten, allen voran Saudi-Arabien, die in seinen Augen den Islam verraten haben, sich von den Petro-Dollars haben kaufen lassen und mit dem Westen gemeinsame Sache machen.

Literatur

- Koran = (⁵2012) *Die ungefähre Bedeutung des Al Qur'ân Al Karîm in deutscher Sprache*. Köln. Herausgeber Ibrahim Abou Nagie
- Schneider, Jens (2001): *Deutsch sein. Das Eigene, das Fremde und die Vergangenheit im Selbstbild des vereinten Deutschland*. Frankfurt a. Main

Die griechische Amoralität

Egon Friedell

Wird nun schon diese im griechischen Wesen tief verwurzelte Perversion [Homosexualität] von den meisten modernen Kritikern als »Laster« angesehen, so kann es vollends keinem Zweifel unterliegen, daß der hellenistische Volkscharakter auch sonst eine wahre Musterkarte fast aller Übeln und in unserem Sinne unmoralischen Eigenschaften darstellt. Am korrektesten wäre es vielleicht, von einer *konstitutionellen Amoralität* der Griechen zu reden. [...] Im ganzen Altertum, das in diesen Dingen nicht sehr rigoros war, war ihre Streitsucht und Schmähsucht, Habgier und Bestechlichkeit, Eitelkeit und Ruhmredigkeit, Faulheit und Leichtfertigkeit, Rachsucht und Perfidie, Scheelsucht und Schadenfreude berüchtigt und sprichwörtlich. Besonders stark entwickelt aber war ihre Lügenhaftigkeit und ihre Grausamkeit. »Ich fürchte mich nicht vor Menschen«, sagte schon Cyrus der Ältere über die Griechen der guten alten Zeit, »die in der Mitte ihrer Städte einen Platz haben, wo sie zusammenkommen, um einander mit falschen Eiden zu betrügen.« Plato klagt, daß bei jedem Prozeß mindestens ein Meineid geleistet werde, da beide Parteien bereit seien zu schwören, und selbst Zeus, der erhabenste der Götter, schwört zahlreiche Meineide. Eine griechische Humanität hat es niemals gegeben: ihre ersten schwachen Regungen bezeichnen die Auflösung des Hellenentums, und es ist eine pikante Ironie der Kulturgeschichte, daß die ersten Modernen, die wieder bewußt auf die Antike zurückgriffen, sich Humanisten nannten und man noch bis zum heutigen Tage die Studien, die sich mit dem Altertum befassen, *humaniora*, die menschlicheren nennt.

In Wahrheit aber herrschten in Griechenland Sitten von so teuflischer Unmenschlichkeit, daß sie sogar nicht selten den Abscheu der Barbarenvölker erregten: man denke bloß an das Schicksal eroberter Städte, und zwar auch rein griechischer, das in der Regel darin bestand, daß die ganzen Ländereien in der bestialischsten Weise verwüstet, alle Häuser niedergebrannt, die Männer getötet, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft oder auch der gesamten Einwohnerschaft die Hände abgehauen wurden; an die Behandlung der Sklaven, die oft lebenslänglich angekettet in Steinbrüchen und Bergwerken arbeiten mußten und als Zeugen vor Gericht gefoltert wurden, wozu jeder Besitzer sie anbieten konnte; an die spartanischen Bartholomäusnächte, die berüchtigte *Krypteia*, die in der regelmäßig wiederkehrenden Ausmordung eines Teils der unterworfenen Urbevölkerung bestand. Für die moral insanity des Hellenen ist es bezeichnend, daß er kein besonderes Wort für das sittlich Verwerfliche besitzt, denn *tò kakón* bedeutet sowohl das Böse wie das Übel,

ó kakós sowohl *pravus* wie *miser* und *ó ponerós* sowohl den Lasterhaften wie den Unglücklichen. Er unterschied nicht zwischen einem, der schlecht *ist*, und einem, dem es schlecht *geht*, sondern rechnete ethische Verfehlungen ganz einfach unter die übrigen zahlreichen Kalamitäten des Lebens. Auch der Frevel ist bloße Schickung, *Heimarmene*: der Götter in ihrer launischen Parteilichkeit und neidischen Ranküne; der ehernen *Ananke*, die blind waltet; der teilnahmslosen *Moirai*, die längst alles vorherbestimmt hat, des *Alastor*, des Sühnegeistes, der die Taten der Ahnen rächt, oder irgendeines unbekanntes *Agos*, einer Schuld, die Fluch im Gefolge hat; in der höchsten Auffassung Wirkung des gegebenen Charakters, der so sein muß, oder der übermächtigen Leidenschaft, die ein Unglück ist wie jede anderer Krankheit. Die Göttin des hellenistischen Menschen aber ist *Tyche*, die wahllos die Chancen verteilt, die *fortune* des Spielers, der Zufall. [...]

Das Leben im griechischen Staat muß für moderne Begriffe schlechtweg unerträglich gewesen sein; der Terror unter den Jakobinern oder im heutigen Rußland kann nur eine sehr abgeschwächte Vorstellung davon geben. Zunächst muß man bedenken, daß die Möglichkeit, durch Raub, Kriegsglück oder Verschuldung Sklave zu werden, für jedermann bestand, wie es ja auch zwei so exzeptionellen Menschen wie Plato und Diogenes tatsächlich passiert ist. Aber auch der Freie war nichts weniger als frei, sondern befand sich unter der latenten Bedrohung eines launischen Pöbels und eines gierigen Sykophantentums [gewerbsmäßige Denunziation; HI] sozusagen in einem andauernden Zustand der »Bewährungsfrist«. Was das Geistesleben anlangt, so gab es zwar keine staatliche Zensur, was vor allem den Niederträchtigkeiten der Komödie zugute kam, wohl aber eine unterirdische, die viel drückender und lähmender war: die Tradition, die sowohl dem Dichter wie dem bildenden Künstler in der Wahl der Formen und Stoffe die lästigsten Hemmungen auferlegte. Über dem Philosophen und Forscher aber schwebte die stete Gefahr der Anklage wegen Gottlosigkeit. Die drei bedeutendsten Denker des perikleischen Zeitalters, Sokrates, Protagoras und Anaxagoras, sind solchen Asebieprozessen zum Opfer gefallen, letzter, weil er gelehrt hatte, die Sonne sei ein glühender Stein. Ein Berufspriestertum, das die Verfolgung derartiger Ketzereien zu seiner Lebensaufgabe gemacht hätte, bestand allerdings nicht, war aber auch nicht notwendig, weil ja der Staat, als eine durch und durch religiöse Institution, diese Funktion ausübte. Weshalb das Gerüme liberaler Historiker, daß die glücklichen Griechen keine Staatskirche gehabt hätten, sehr deplaciert ist: ihre Kirche, und zwar eine der abergläubischsten, unduldsamsten und herrschsüchtigsten, war ja der Staat.

Friedell, Egon (1928): *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Weltkrieg*, 2. Band, 402-407 (ab 1960 dito Beck, München, 817-822); einige griechische Worte in lateinischer Umschrift.

Zu viel der Unwahrscheinlichkeit

Dawkins kann Darwin auch mit Äonen nicht retten

Heribert Illig

Wer Biologisches nicht ausschließlich über Gen-Sequenzen und andere Labor-Resultate ergründen will, hat seine Freude an Jean-Henri FABRE (1823– 1915). Dieser Naturforscher ließ sich ganz und gar auf Beobachtung ein und verstand sie so gut darzustellen, dass er für den Literatur-Nobelpreis vorgeschlagen worden ist. Seit 2009 läuft das Projekt, die Gesamtausgabe seiner *Souvenirs entomologiques* auf Deutsch bzw. auch zweisprachig auf Deutsch und Französisch herauszubringen. Bislang sind fünf der wohl auf zehn Bände angelegten Gesamtausgabe erschienen. Der erste Band von ihnen erschien ursprünglich 1879; damals hatte FABRE bereits neun Jahre der Insektenforschung gewidmet. Unter seinen zahlreichen Briefwechseln wurde der mit Charles DARWIN (1809–1882) immer beachtet.

Bei FABRE stoßen wir etwa auf eine präzise Schilderung des Geburtsvorganges bei der Gottesanbeterin (Fangheuschrecke, *Mantis religiosa*, u.a. Namensgeberin des Verlags), wobei anzufügen ist, dass ein Gelege 1.000, aber auch 8.000 und noch mehr Eier umfassen kann, von denen allerdings die allermeisten den Fressfeinden zum Opfer fallen.

„Hier also haben wir ein anderes Beispiel für einen Organismus von sehr kurzer Dauer, dem lediglich die Aufgabe zufällt, ein Tierchen, dessen lange freiliegende Glieder ein unüberwindliches Hindernis darstellen würden, durch schwierige Engpässe hindurch ins Freie zu geleiten. Um aus dem engen Gang ihres Zweiges herauszukommen, einem ganz mit holzigen Fasern gespickten Gang, der zudem noch mit bereits leeren Hüllen [der Geschwister] angefüllt ist, kommt die Grille in Windeln gewickelt auf die Welt, in der Form eines Schiffchens, das besonders zum sachten Herausgleiten sich eignet.

Die junge Mantis hat ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden. Aus der Tiefe ihres Nestes muß sie durch gewundene enge Gänge, in denen ihre zarten langgestreckten Glieder keinen Platz finden könnten, emporsteigen. Die hohen Stelzen, die Raubharpunen, die feinen Fühler – alles Organe, die nachher im Busch für sie von großen Nutzen sein werden – sie stellen jetzt, auf dem Weg ins Freie, ein Hindernis dar und würden die Befreiung sehr mühsam, wenn nicht gar unmöglich machen. Das Tierchen kommt deshalb ebenfalls gewickelt und in kahnförmiger Gestalt zur Welt.

Der Fall der Grille und jener der Mantis führen uns auf eine neue Ader in der unerschöpflichen Mine der Insektenkunde. Ich entnehme ihr ein

Gesetz, das andere ähnliche, ein wenig überall festgestellte Tatsachen sicher bestätigen werden. Die echte Larve ist nicht das unmittelbare Erzeugnis des Eies. Wenn das Neugeborene beim Ausschlüpfen besondere Schwierigkeiten zu überwinden hat, dann geht dem echten Larvenstadium ein zusätzlicher Organismus voraus, den ich mit Primärlarve bezeichnen will, dem die Aufgabe zufällt, das Tierchen zu befreien, weil es das selbst nicht kann“ [Fabre 1989, 262 f.].

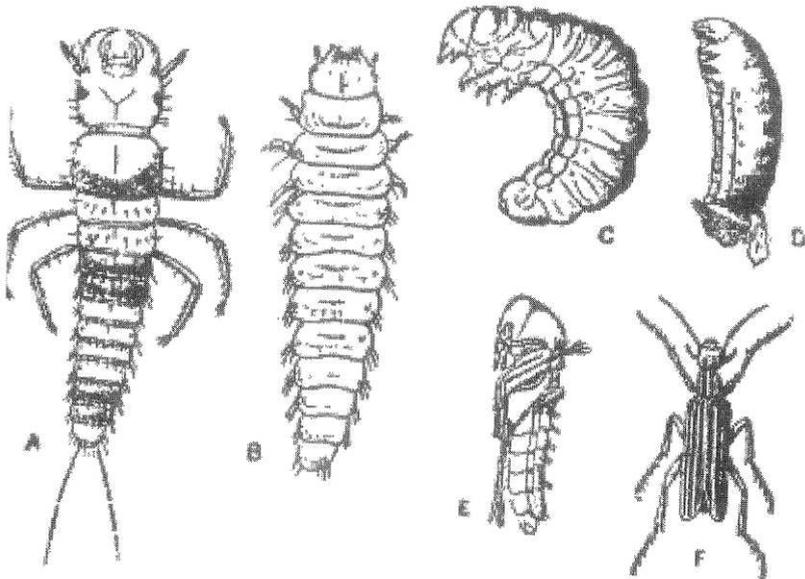
Seit der *Genesis* [3,16] weiß der Mensch und zumal die Frau, dass sie ihre Kinder unter Schmerzen gebären muss, weil die Größe des Fötus, insbesondere seines Kopfes, die Anatomie der Gebärenden bis über die Schmerzgrenze hinaus beanspruchen kann. Hier erfahren wir, dass auch in der Klasse der Insekten solche Probleme auftreten, aber wohl schmerzlos beherrscht werden.

Von hier aus begegnen wir immer neuen Seltsamkeiten, die man auf den ersten und zweiten Blick als Wunder der Anpassung einstufen möchte. Bekannt ist die *Metamorphose* als Verwandlung der Raupe in der Puppe zum Schmetterling (Imago), einem praktisch neuen Tier:

„Zum Ablauf der vollkommenen Metamorphose ist zu sagen, dass es sich bei dem aus der Larve entstehenden Lebewesen in der Regel um ein vollkommen neues Lebewesen handelt. Die ursprüngliche Larve wird nämlich durch die eigenen Verdauungssäfte zunächst nahezu vollständig aufgelöst und stirbt so. Diese teilweise Selbstverdauung wird Histolyse genannt. Nur einige Ansammlungen von speziellen, Histioblasten genannten Zellen, die während des Larvenstadiums keinerlei Funktion erfüllten, bleiben von diesem Vorgang verschont und bilden die Anlagen für die neu entstehenden Organe. Wie viel ursprüngliches Gewebe erhalten bleibt, ist von Art zu Art unterschiedlich, aber bei den Schmetterlingen sind es beispielsweise nur wenige Prozent“ [wiki → Metamorphose (Zoologie)].

Der eine oder andere mag das Glück gehabt haben, an einem Teich dem Schlüpfen einer Libelle beizuwohnen. Die räuberische, im Wasser lebende Libellenlarve steigt an einem Stengel oder Blatt aus dem Wasser und klammert sich fest. Nach einiger Zeit bricht die Larvenhülle am Genick auf und die Imago, das neue Lebewesen, die Libelle, schiebt sich heraus. Sofern der Schlupfplatz geeignet ist, kann sie sich dort festhalten. Nun pumpt sie Körperflüssigkeit in den Flügelansatz, worauf sich die Flügel ausbilden und nach einer Aushärtezeit von weniger als einer Stunde das Insekt perfekt tragen. Auch dies ist ein Schutz für die fragilen, relativ großen Flügel.

Auch bei diesem Tier ist die Larve zum Großteil eingeschmolzen, sind die Bestandteile zu einem neuen Lebewesen zusammengefügt worden. Wesentlich ist, dass erst die adulte Form geschlechtsreif und fortpflanzungsfähig wird. Hier sind Versuch und Irrtum beim evolutiven Geschehen von Mutation



Violetter Ölkäfer (*Meloë violaceus*) von ca. 4 cm Länge [wiki → Ölkäfer]
 Nicht maßstabgetreue Entwicklungsstadien des Ölkäfers von A (der langbeinige Triungulinus) über zwei weitere Larvenstadien (B, C) über Scheinpuppe (D) und echte Puppe (E) zur Imago, dem eigentlichen Käfer [wiki → Ölkäfer].

und Selektion stark eingeschränkt, denn die Larve kann sich nicht fortpflanzen. Die Metamorphose zum adulten Tieres muss also so gut gelingen, dass diese Form auf Anhieb Junge hervorbringen kann. Sonst erledigt sich weitere Evolution.

Hypermetabolismus

Um die Sache noch zu komplizieren, tritt gelegentlich sogar Hypermetamorphose auf: Hier wird das Tier zwar nicht mehrfach 'umgeschmolzen', überwintert jedoch als Scheinpuppe. Bekannt sind die Fanghaften, die der Gottesanbeterin stark ähneln (Mantispidae gegenüber Mantodea), Erzwespen und Ölkäfer. Dieser hat die Sache auf die Spitze getrieben, was man nicht erwartet, wenn man ihn als Schwarzblauen Ölkäfer in einem istrianischen Weinberg antrifft. FABRE hat seine komplizierte Larvenentwicklung erforscht; sie findet sich heute im Internet [Fabre 1989, 278; wiki → Ölkäfer].

Entwicklungsphase und Beschreibung:

- I 1. Larvenstadium, genannt Triungulinus (Dreiklauer). Er lauert in einer Blüte, hakt sich dann an einer Biene fest, kommt ins Bienennest und frisst das Bienenei (benötigt aber wochenlang keine Nahrung). Höchst erstaunlich ist, dass bei manchen Ölkäfern die Larven zusammen eine Biene simulieren; wenn ein Männchen das Trugbild begatten will, halten sich die Larven an seinem Bauch fest, um bei einem 'korrekten' Begattungsversuch zur Biene überzuwechseln.
- II 2. Larvenstadium (Sekundärlarve) frisst in der Nestzelle vom Honigvorrat;
- III 3. Larvenstadium;
- IV 4. Larvenstadium;
- V 5. Larvenstadium;
- VI Scheinpuppe: die unbewegliche Larve überwintert bewegungslos;
- VII 6. Larvenstadium: Die Tertiärlarve ist freibeweglich;
- VIII 7. Larvenstadium: wie das sechste, aber ohne Nahrungsaufnahme;
- IX Echte Puppe
- X Käfer (Imago); er sondert zur Abwehr an Fußgelenken ein Öl ab, das Cantharidin (Spanische Fliege) enthält und selbst für Menschen lebensbedrohlich sein kann. Erst der Käfer ist fortpflanzungsfähig.

Der 'alte BREHM' [2. Bd., 440 f.] benötigt mehr als eine Seite zur Beschreibung und genießt seinen Vortrag:

„Kommt eine solche [Biene] ahnungslos zur Blüte geschwirrt, so stürzt sich der Triungulinus mit kühnem Sprunge auf die Biene und klammert sich in ihrem Haarpelz mit seinen scharfen Klauen fest [... Die Bienen]

vollenden ihren Nestbau, füllen die Nestzelle mit Honig und legen in die fertige Zelle ihr Ei ab. Blitzschnell gleitet aber in diesem Augenblick die Triungulinus-Larve von ihrem sicheren Sitz herunter, springt auf das Ei und läßt sich von der Biene, die diesen Vorgang gar nicht bemerkt, in die Nestzelle einschließen. Hierauf beginnt für unseren Triungulinus, der sich zunächst einmal durch Verzehren des Bieneneies für das vorangegangene lange Fasten entschädigt, ein herrliches, bequemes Leben in der sicheren Bienenzelle. [...]

Wenn die Larve nach einigen durch Häutungen verursachten Unterbrechungen den Honig verzehrt hat, so geht sie in ein sehr sonderbares drittes Entwicklungsstadium über, das Scheinpuppe (Pseudochrysalis) genannt wird. Der Körper der Scheinpuppe, die in der der Länge nach aufgeplatzten Larvenhaut ruht und keine Nahrung mehr zu sich nimmt, ist eingekrümmt. An dem maskenähnlichen Kopf befinden sich einige Erhabenheiten als Andeutungen der Mundteile. Friese fand die Scheinpuppe von Meloë nicht mehr in den Nestzellen von Anthophora-Bienen, sondern außerhalb in den benachbarten Lehmschichten, in welche die reifen, engerlingsartigen Larven vor ihrer Verwandlung gewandert waren. Später platzt die Haut der Scheinpuppe längs des Rückens auf, und eine vierte Entwicklungsform erscheint, die der engerlingsartigen zweiten Larvenform ähnelt, aber schon nach Kurzer Zeit zur echten Puppe wird.“

Dazu hat auch Josef REICHOLF [2007] als kompetenter Biologe keine Antwort. Als ich den ‘unmöglichen’ Entwicklungsgang einem Mitautor vortrug, verwies er mich auf den führenden Evolutionsbiologen Richard DAWKINS (*1941) und sein Buch *Gipfel des Unwahrscheinlichen*. Nachdem DAWKINS für das Jahr 2013 in einer Umfrage des Magazins *Prospect* von einer Auswahl britischer und US-amerikanischer Juroren „zum weltweit wichtigsten Denker“ gewählt worden ist [wiki ↔ Richard Dawkins], sollte er die richtige Anlaufstelle für Evolutionsprobleme sein. Er ist zugleich führender Vertreter des *Neuen Atheismus* und entschiedener Gegner aller Kreationisten oder Vertreter von *Intelligent design*. Er selbst sieht sich als Skeptiker, der Gott nur eine minimale Wahrscheinlichkeit einräumt.

Gipfel des Unwahrscheinlichen · Wunder der Evolution

Um zwischen Zufall und Design unterscheiden zu können, führt DAWKINS den Begriff *gestaltoid* ein: Derartige Lebewesen und ihre Produkte wirken wie gestaltet, sind es aber nicht [D. 14]. Das kann eine abenteuerliche Tierform wie der Fetzenfisch sein [D. 17], aber auch der Köcher der Köcherfliegenlarve [D. 22], dem wir bereits bei altenglischen Rätseln begegnet sind [Laszlo 2012].

„Ein lebendiger Körper wird nicht von geschickten Händen, Schnäbeln oder Kiefern zusammengesetzt, sondern durch die verwickelten Vorgänge während der Embryonalentwicklung“ [D. 25].

Das hätten wir nun gerne etwas genauer erklärt. Dafür benötigt es zunächst das kumulative Finden [D. 36] – es „ist kein reines Finden, da es über Generationen hinweg kumuliert“ –, das zu komplizierten gestaltoiden Produkten wie dem Spinnennetz [D. 47-83] führen kann. Dann geht es um den Kern aller Missverständnisse:

„Der Darwinismus ist *keine* Theorie des Zufalls, sondern eine Theorie der zufälligen Mutationen in Verbindung mit *nicht zufälliger*, kumulativer natürlicher Selektion“ [D. 88].

Wäre der Darwinismus nur eine Theorie des Zufalls, könnte er nicht funktionieren [D. 89]. „Damit Selektion funktioniert, *müssen* Mutationen sich nicht zufällig ereignen“ [D. 93]. „Es ist das langsame, kumulative, schrittweise, nicht zufällige Überleben von Zufallsvarianten, das Darwin natürliche Selektion genannt hat“ [D. 92].

Die Konsequenz ist klar: Wird z.B. das Klima kälter, wird eine Hirschart mit zu dünnem Fell aussterben. Wenn sie überlebt, ist rechtzeitig eine entsprechende Mutation erfolgt [D. 94 f.]. Dazu brauche es weder vorausschauende noch gerichtete Mutationen [ebd.].

Hier lässt sich eine aktuelle Entdeckung einfügen [NPO]. Dank William SCHOPF kennen wir Schwefelbakterien aus der Tiefsee: versteinert mit einem Alter von 2,3 Mrd. Jahren, dito solche von 1,8 Mrd. Jahren und heute lebende aus dem Meer vor der chilenischen Küste. Sie ähneln sich alle wie Zwillinge [DPO]. Aus Sicht der Evolutionsbiologie bedeutet das: Die Bakterien waren schon damals perfekt an ihre Umwelt mit vielen Sulfaten und Nitraten angepasst – und bei gleichbleibender Umwelt gab es keine noch bessere Anpassung, deshalb konnte sich keine einzige Mutation durchsetzen. Die ältesten Exemplare haben im Devon gelebt, als bereits Haie dicht unter der Meeresoberfläche schwammen, Samenpflanzen auf der Erde wuchsen und die ersten Landwirbeltiere Lebensraum fanden. Allerdings hätte sich gerade DAWKINS gewundert:

„Dieser Vorgang ist kumulativ und geht nie zu Ende. Es ist immer noch nur ein Finden und Finden, aber da die Genetik die Kumulation von Errungenschaften ermöglicht, ist das beste Exemplar, das man in einer späteren Generation findet, besser als das beste aus einer früheren“ [D. 33].

Nunmehr geht es bei DAWKINS um die Unwahrscheinlichkeiten, bei denen scheinbar ein riesiger Sprung im Evolutionsgeschehen notwendig ist. DAWKINS imaginiert dazu das „Unwahrscheinlichkeitsgebirge“, bei dem nicht Höhe und Schroffheit des Gipfels entscheiden, sondern ein Weg mit gangba-

rer Steigung zu suchen ist [D. 12, 85], zu dessen Bewältigung dann Äonen zur Verfügung stehen: „einen Millionen-Jahr-Zentimeter nach dem anderen“ [D. 89]. Daraus folgt:

„Wir nehmen das, was wie riesengroßes Glück aussieht – beispielsweise das Glück, ein Auge entstehen zu lassen, wo zuvor kein Auge war –, und erklären es, indem wir es in lauter kleine Glückssplitter zerlegen, von denen jeder kumulativ zu allem Vorherigen hinzukommt. [...] Jede Generation hat ihre darwinistischen Versager, aber jedes Individuum stammt nur von den erfolgreichen Minderheiten der vorangegangenen Generation ab“ [D. 105].

Die Zerlegung eines ‘Riesensprungs’ in iterative Schritte ist eine Möglichkeit, sofern ausreichend Zeit zur Verfügung steht; auch muss zwangsläufig jedes lebende Individuum von Vorfahren abstammen. Das ist aber nicht automatisch der Beweis, dass damit das Modell aus Mutation und Selektion richtig wäre, wie es bei DAWKINS bisweilen anklingt. (Er kann auch Vergleichen mit technischen Entwicklungen, die menschlicher Intellekt hervorgerufen hat, nicht widerstehen [D. 116] – wie in Deutschland Ulrich KUTSCHERA, eher ein Zerstörer, nicht Vorreiter des Evolutionismus [Illig, 225 f.]) Und es gilt:

„Mutationsneigung ist immer schlecht, auch wenn einzelne Mutationen sich gelegentlich als gut erweisen. Eigentlich ist es sehr paradox: Am besten geht man davon aus, daß die natürliche Selektion eine Mutationsrate von Null begünstigt. Zu unserem Glück – und zum Glück für die Fortsetzung der Evolution – wird dieses genetische Nirwana nie ganz erreicht“ [D. 99].

Ab hier wechselt das Buch die Stoßrichtung. Nunmehr wird die iterative Augenentwicklung in 40 Varianten – vom einfachsten Becherauge über die Sehorgane von Spinnen und Fischen bis zum hornhäutigen Auge der Landwirbeltiere demonstriert [D. 159-219], um den „Lieblingsgegenstand“ der Kreationisten aufzuklären [D. 157]. Ebenso fächert es die Entwicklung bei Schneckenhäusern [D. 221-246] und die im Tierreich vielfach gelungenen Versuche des Fliegens oder zumindest Gleitens [D. 125-158] auf. Hierbei schleichen sich – zumindest in der Übersetzung – auch Sätze ein, in denen das Lebewesen als handelndes Subjekt agiert, etwa bei der Schlange, die mit ihrem konkav gewölbten Bauch besser und weiter durch die Luft gleitet oder fast segelt:

„Den zweiten [Evolutions-]Schritt hat die Schlange nicht getan, vielleicht weil verlängerte Rippen für ihr Leben in anderer Hinsicht eine Behinderung wären“ [D. 138].

Oder der Feigenbaum im Kampf gegen Parasiten: Es

„merken Feigenbäume, wenn eine Feige von Wespen übermäßig ausgebeutet wird. [...] Der Baum sorgt dafür, daß eine übermäßig besetzte Feige

zu Boden fällt, so daß alle darin befindlichen Wespen zugrunde gehen“ [D. 330].

Heikel wird es bei Pflanzen, die Tiere wie Bienen, Wespen oder Fliegen nachahmen, um auf diese Weise bestäubt zu werden [D. 287-289]. Heikel aus zwei Gründen: Eine Pflanze, die mangels Sehvermögen kein Insekt ‘kennt’, muss besagte Äonen warten, bis sie in Form und Farbe ein Insekt nachbildet, obwohl ihre Bestäubung bis dahin anders ablaufen muss, weil sie noch kein Insekt anlocken kann. Zum Zweiten wegen spezieller Ausbildungen: So gibt es z.B. bei der Hammerorchidee einen Stiel, der mit einem Scharnier versehen und wie eine Feder gespannt wird, um das Insekt bei Auslösung mehrmals heftig gegen eine Art Amboss zu schleudern, wo es mit Blütenstaub beladen wird [D. 288]. Was würde eine unvollkommene Vorstufe leisten? Vermutlich nichts. Hier wird das Iterative zum Problem, doch Dawkins kann nichts Erklärendes anfügen.

Er bringt dagegen ein überaus komplexes Beispiel von Symbiose: den Feigenbaum und die seiner jeweiligen Art entsprechende Feigenwespe; beide sind auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen, wobei sich auch noch parasitierende Wespen einmischen und das ganze Wechselspiel noch undurchsichtiger gestalten [D. 325-352]. Wesentlichen Anteil hat auch hier die Zeit: „vom Laufe der Jahrhunderte“ hin zu „Jahrmillionen“ [D. 326].

Es geht bei den Feigenwespen nicht um Metamorphose oder gar Hypermetamorphose. Denn bei diesem Vorgang steht der Faktor Zeit nicht zur Verfügung, ohne gelingende Metamorphose gibt es keine Chance zur Vermehrung und damit zur selektierenden Weitergabe entsprechend mutierter Gene. Ohne Imago kein Nachwuchs; bei manchen Schmetterlingen geht die Evolution so weit, dass sie nicht einmal mehr Fresswerkzeuge haben, sondern nur noch Fortpflanzungsorgane.

Ginge es wenigstens umgekehrt? Dann hätte sich die Urlarve des Ölkäfers direkt zur Imago ausgewachsen und wäre fortpflanzungsfähig gewesen. Aber wann immer die beiden Verpuppungen in den Entwicklungsgang einrücken, wird der Entwicklungsgang genauso gefährdet wie in der bekannten Entwicklungsabfolge.

Ich fürchte, dass hier die Jahrmillionen nichts nützen. Übrigens weist Stefan DIEBITZ in diesem Heft der *Zeitensprünge* darauf hin, dass auch Hermann Parzinger fast zwangsläufig die Entwicklungs-Äonen suggeriert (vgl. S. 18). Dessen ungeachtet vertrete ich weiterhin die Meinung, die Evolution benötige ein ‘selbststeuerndes’ Agens. Einen derartigen Ansatz habe ich bei Joachim BAUER gefunden [Illig 2009; Bauer 2009]. Leider blieb der offene Brief von Hans BANGERTER [2014] an BAUER unbeantwortet, so dass auch bei diesem Ansatz noch Lücken klaffen. DAWKINS könnte übrigens sogar mit BAUERS Thesen leben [D. 94];

„Wenn solche vorausschauenden Mutationen aufträten, würde das den Darwinisten nicht *stören*. Es würde den Darwinismus nicht untergraben, sein Anspruch auf Alleingültigkeit wäre allerdings dahin. [...] Allerdings wäre ein Darwinist wohl sehr überrascht (und auch fasziniert), wenn man einen solchen wohlwollenden Mutationsmechanismus entdecken würde.“

Immerhin zeichnet sich das Wirken eines derartigen Mutationsmechanismus immer deutlicher ab. Denn in ganz unterschiedlichen Bereichen des Lebens zeigt sich, dass sich die nahezu völlige Konstanz der Selektion (Mutationsrate fast Null; s.o.) rasant verflüchtigen kann, ob es sich nun um Bakterien, Anolis, Felchen oder Buntbarsche [Menting 1999] handelt. Bei den sich besonders schnell verändernden Unterarten dieser ostafrikanischen Fische haben Untersuchungen am Genom mittlerweile gezeigt:

- Für das Farbmuster zuständige Gene ändern sich besonders häufig;
- Jumping genes, die andere Gene an- oder abschalten, ändern sich besonders häufig;
- die Fische besitzen zahlreiche Gene doppelt [Merlot 2014].

Ganz Ähnliches gilt für Schweizer Felchen: „Ähnlich schnell hätten sich auch die verschiedenen Felchenarten in den nacheiszeitlichen Alpenrandseen entwickelt“ [sda 2014]. Von den Buntbarschen ist außerdem bekanntgeworden, dass sich auch ihr Balzverhalten, ihr Sandburgenbau „rasant“ verändert [TIBA]. Es geht aber sogar noch schneller, wie amerikanische Forscher lernten.



Rotkehl-Anolis [Brehm, 5. Band, 75]

„1995 hatten sie auf sechs Inseln Bahama-Anolis ausgesetzt. Die braunen Echsen sehen zwar anders aus als die heimischen Rotkehl-Anolis – grün mit roter Kehle –, leben aber ähnlich. Binnen weniger Jahre wurden die Rotkehl-Anolis von den Eindringlingen aus ihrem Lebensraum auf Bäumen und Sträuchern in etwa 70 Zentimetern Höhe verdrängt und wichen auf höhere Zweige aus.

Nach nur zehn weiteren Jahren und 20 Echsen-Generationen konnten die Wissenschaftler nun zeigen, dass durch die Konkurrenz bei den Rotkehl-Anolis rasante Evolution stattgefunden hat: Weil sie für das Leben auf höheren Zweigen auf bessere Kletterkünste angewiesen sind, haben die Rotkehl-Anolis auf den auch von Bahama-Anolis besiedelten Inseln größere, mehr Halt bietende Haftflächen an den Füßen entwickelt als die unbehelligt gebliebenen Populationen“ [Weiß].

Hier steht also prompt die passende Mutation für ‘Kletterfüße’ parat. Und das bei einer Art, die weltweit gerne in Terrarien gehalten wird, damit bestens bekannt ist, aber bis dato nicht mit derartigen Füßen aufgefallen ist. Der Rotkehl-Anolis war auch „das erste Reptil, dessen Genom vollständig sequenziert“ worden ist [wiki ↔ Anolis].

Insofern lässt das Dromedar mit seinen zahlreichen, abrupt nötigen Adaptationen für heißes Wüstenklima grüßen [Illig 2014], sekundär aber auch ein Neo-Neo-Lamarckismus, den es noch nicht zu geben scheint. Solange noch ein Neo-Lamarckismus vom Schlage eines Trofim LYSENKO der Stalin-Zeit erinnert wird, solange ist zu verstehen, dass der Lamarckismus verteufelt wird, ja verteufelt werden muss. In seiner Ursprungsform ging er dem Darwinismus deutlich voraus, wurde er doch von Jean Baptiste de LAMARCK (1744–1829) entworfen, der die Vererbung ‘gewollt’ erworbener Eigenschaften postulierte. Konsequenterweise lehrte er ab ca. 1800 eine Evolutionstheorie der Veränderlichkeit der Arten [wiki ↔ Jean-Baptiste de Lamarck]. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg konnte er noch vertreten werden, doch mit

„der Entwicklung der Synthetischen Evolutionstheorie, in der das Prinzip der natürlichen Selektion mit der Genetik in Einklang gebracht werden konnte, wurde die Auseinandersetzung zugunsten des Darwinismus entschieden“ [wiki ↔ Lamarckismus].

Wir dürfen gespannt sein, ob nicht gerade die Genetik eine Fusion von Lamarckismus und Darwinismus nahe legt, wenn nicht sogar erzwingt. Und Richard DAWKINS wird noch über seinen Schatten der fast chancenlosen Mutationen springen müssen, wenn er weiterhin die aggressivsten Kreationisten abwehren will.

Nur zur Klarstellung: Selbstverständlich ist der Verfasser gegen den Kreationismus, da dieser nur einen von der Bibel und damit von einem menschlichen Geist ersonnenen Glauben zur Naturgeschichte darstellt und somit nicht

den Naturwissenschaften zugerechnet werden kann. Aber um diesem in Nordamerika rasch um sich greifenden Phänomen (s. S. 258) wirksam begegnen zu können, wird es nicht genügen, die alten Evolutions-Positionen unbeirrt von Erklärungsnotwendigkeiten weiter vorzutragen. Auch die Evolutionsbeschreibung gemäß DARWIN darf und muss sich evolutiv fortentwickeln.

Literatur

- Bangerter, Hans (2014): Fragen an Joachim Bauer zur Evolution. Ein offener Brief; *Zeiten sprünge* 26 (2) 504-507
- Bauer, Joachim (2009): Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus den Genom-Projekten; *Zeiten sprünge* 21 (3) 705-721
- Brehm (⁴1915) = *Brehms Tierleben · Allgemeine Kunde des Tierreichs* · 2. und 5. Band; Bibliographisches Institut, Leipzig
- D. = Dawkins, Richard (2008): *Gipfel des Unwahrscheinlichen. Wunder der Evolution*; Rowohlt, Reinbek mit 14 Kunstdrucktafeln (engl. ¹1996: *Climbing Mount Improbable*)
- Diebitz, Stefan (2015): „vollkommene Vergessenheit“ · Ist eine Frühgeschichte der Menschheit möglich? *Zeiten sprünge* 27 (1) 8-20
- Fabre, Jean-Henri (2013): *Erinnerungen eines Insektenforschers V. Fünfter Band der Gesamtausgabe der Souvenirs entomologiques*; Matthes & Seitz, Berlin
- (1989): *Das offenbare Geheimnis · Aus dem Lebenswerk des Insektenforschers · Eine Auswahl aus den Souvenirs entomologiques · Herausgegeben von Kurt Guggenheim und Adolf Portmann · Mit einem Essay von Martin Lindauer*; Diogenes, Zürich
- Illig, Heribert (2014): Das wüstentaugliche Dromedar. Produkt herkömmlich gesehener Evolution? *Zeiten sprünge* 26 (1) 216-223
- (2009): Abschied vom Darwinismus? Seit Jahrzehnten erwartet: Joachim Bauers Ansatz; *Zeiten sprünge* 21 (2) 492-498
- (2006): Gerät der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe; *Zeiten sprünge* 18 (1) 213-238
- Laszlo, Renate (2012): Das elfte Rätsel des Exeterbuches; *Zeiten spr.* 24 (1) 197-211
- Menting, Georg (1999): Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen; *Zeiten sprünge* 11 (4) 634-657
- Merlot, Julia (2014): **Artenexplosion** in Afrikas Seen: Das Geheimnis der rasanten Buntbarsch-Evolution; *Spiegel Online Wissenschaft*, 05. 09.
- NPO (2015): Ältestes lebendes Fossil entdeckt. Tiefsee-Mikrobe hat sich in zwei Milliarden Jahren kaum verändert; *NPO University of California*, 04. 02.
- Reichholf, Josef H. (2007): *Was stimmt? Evolution · Die wichtigsten Antworten*; Herder, Freiburg im Breisgau
- sda (2014): Biodiversität · **Rasante** Evolution bei afrikanischen Buntbarschen und Schweizer Felchen; *Neue Zürcher Zeitung*, 03. 09.
- TIBA (2015): Fisch-Burgen. **Rasante** Evolution des Verhaltens; *SZ*, 19. 03.
- Weiß, Marlene (2014): **Rasante** Evolution der Echsen; *SZ Online*, 24. 10.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Statistische Fallstricke

Welche Bedeutung hat der p -Wert?

Andreas Otte

Einleitung

Der p -Wert ist ein ausgesprochen beliebtes Mittel innerhalb der Forschung zur Einschätzung der Bedeutung („Signifikanz“) eines statistischen Befundes. Verwendung findet er heutzutage oft in der Biomedizin und auch in der Psychologie, aber im Grunde könnte eine p -Wert-Ermittlung überall dort interessant sein, wo man mit einer statistischen Untersuchung (d.h. durch häufige Wiederholung des Experiments) der Frage nachgeht, ob das gefundene Ergebnis nicht auch ohne den vermuteten Effekt, also doch rein zufällig zustande gekommen sein könnte. Der p -Wert für die Zufälligkeit ist eine Wahrscheinlichkeit, der berechnete Wert liegt dementsprechend zwischen den Grenzen 0 und 1.

Das Verführerische am p -Wert ist, dass er unter Berücksichtigung einer Hypothese rein aus den Daten selbst heraus ermittelt wird, also ein – zumindest nach außen hin – objektives Maß für die Wahrscheinlichkeit suggeriert, dass ein statistisch ermittelter Effekt zufällig ist. Ist dieser Wahrscheinlichkeitswert für die Zufälligkeit klein genug, wird häufig angenommen, dass der vermutete Effekt nicht auf zufälligen Daten basiert, sondern tatsächlich real ist. Dementsprechend gilt bei einem erreichten p -Wert von 0,05 ein Zusammenhang als *signifikant*, bei einem Wert von 0,01 als *sehr signifikant* und bei einem Wert von 0,001 als *hoch signifikant* [wiki → Statistische Signifikanz]. Leider werden diese Wertungen nicht durchgängig verwendet, zuweilen wird bereits ein p -Wert von 0,01 als *hoch signifikant* bezeichnet [Nuzzo, 55]. Man findet jedoch auch Aussagen, wie z.B. die folgende: Liegt der p -Wert unterhalb einer vorher festgesetzten Grenze (Signifikanzniveau),

„lehnen Wissenschaftler die Nullhypothese des ‘Experiments’ ab – in anderen Worten, sie schließen die Hypothese aus, dass die Variablen des Experiments keine[n] signifikanten Effekt auf das Ergebnis hatten“ [Wiki-how].

Oder auch:

„Die Nullhypothese H_0 wird zum Signifikanzniveau α verworfen, falls der p -Wert kleiner α ist.“ [Benesch, 165]

In diesen Texten wird der p -Wert mit dem sogenannten Statistischen Test (auch Hypothesentest) verknüpft. Zum Verständnis eines Hypothesentests

kann man sich ein Gerichtsverfahren vorstellen. Analog betrachtet ist hierbei die Nullhypothese – die Annahme der Unschuld des Angeklagten bezüglich des vorgebrachten Vorwurfs (Unschuldsvermutung) – der Ausgangspunkt des Verfahrens. Der Staatsanwalt versucht diese Nullhypothese (H_0) zu Gunsten der Alternativhypothese (H_1 , die Schuld des Angeklagten) zu widerlegen (Falsifikation), während der Verteidiger Zweifel zu streuen versucht, die es dem Gericht nicht erlauben sollen, die Nullhypothese zu verwerfen.

Der Glaube an die objektive Aussagekraft des p -Wertes führt so weit, dass es in den oben erwähnten Fachbereichen ein Ausscheidungskriterium für wissenschaftliche Beiträge geworden ist. Bei einem hoch signifikanten Ergebnis ist eine Veröffentlichung fast sicher, ist es schlechter als signifikant, kann man sich das Einreichen eines Beitrags eigentlich schon sparen.

Nehmen wir einmal an, jemand führt eine Untersuchung an 1.000 Kriminalfällen durch, in der die Farbe der Kleidung, die ein Täter zum Tatzeitpunkt getragen hat, mit der Tatwaffe in Beziehung gesetzt wird. Eine spezifische Alternativhypothese wäre z.B., dass Messerstecher bevorzugt weiß tragen. Die Nullhypothese wäre dann, dass kein Zusammenhang zwischen der weißen Kleidung und der Tatwaffe Messer besteht. Nehmen wir weiterhin an, dass die Auswertung der Daten unter Berücksichtigung der Nullhypothese einen p -Wert von 0,01 ergeben hat. Bei einem solchen Wert könnte man sich auf eine garantierte Veröffentlichung freuen, denn ein Zufall wäre nahezu ausgeschlossen und die Nullhypothese müsste zu Gunsten der Alternativhypothese verworfen werden. Als Resultat der Untersuchung könnte man sich die neue, begründete Lebensweisheit einprägen, dass man sich besser von Trägern weißer Hemden fernhält, will man nicht mit einem Messer im Rücken enden ...

Aber leistet der p -Wert wirklich das, was man von ihm erwartet und ist es tatsächlich korrekt, wie man ihn heutzutage oftmals benutzt?

Ursprünge

Als Ronald FISHER (1890–1962) in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts den p -Wert einführte, da hatte er lediglich an einen simplen Signifikanz-Test gedacht, wobei „Signifikanz“ hier eine ganz altmodische – unmathematische – Bedeutung hatte, nämlich bedeutsam genug für einen zweiten, genaueren Blick zu sein [Nuzzo, 52 f.]. Im Prinzip bedeutet ein p -Wert von z.B. 0,05 also nur, dass es sich lohnt, das Experiment zu wiederholen [Goodman, 135]. Für Fisher war der p -Test ein kleines Glied in einer Kette aus Beobachtungen und zusätzlichem Wissen, das letztendlich zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis führt [Nuzzo, 53].

Parallel zu Fisher arbeiteten Jerzy NEYMAN (1894–1981), Egon PEARSON (1895–1980) und andere an Systemen, die auf Beobachtungen und Experimenten basierende Entscheidungen auf eine möglichst objektive Basis stellen

sollten. Es ging hierbei um statistische Tests, die eine begründete Entscheidung über die Gültigkeit oder Ungültigkeit einer vorher aufgestellten Hypothese liefern sollten [wiki → Statistischer Test]. Wesentliche Kriterien waren und sind die Abschätzung des Fehlers, den man macht, wenn man die Entscheidung trifft (falsch-positiv, falsch-negativ), und die sogenannte „Trennschärfe“ des Tests. Rein formal wird zunächst eine Nullhypothese und eine Alternativhypothese formuliert. Dann wird eine Testgröße bestimmt, ein „geeigneter“ Test (z.B. – wenn die Bedingungen stimmen – der χ^2 -Test [Chi-Quadrat-Test]) ausgewählt und der kritische Bereich (das Signifikanzniveau – Signifikanz diesmal im mathematischen Sinne, d.h. als überzufälliger Zusammenhang) bestimmt. Erst jetzt wird die Stichprobe gezogen und entsprechend dem Testergebnis die Nullhypothese entweder beibehalten oder zu Gunsten der Alternativhypothese verworfen.

Nur selten ist jedoch die exakte Wahrscheinlichkeitsverteilung der Teststatistik unter der Nullhypothese bekannt, weshalb man nicht so einfach einen kritischen Bereich zum vorgegebenen Signifikanzniveau festlegen kann. Man behilft sich mit der Zulassung von Verfahren, die asymptotisch das richtige Niveau besitzen. Eine weitere Anforderung ist, dass mit zunehmender Stichprobengröße der Test empfindlicher wird. Die vielfältigen Annahmen dieser Modelle (Eigenschaften der beobachteten Zufallsvariablen) müssen empirisch überprüft werden und auch die Testverfahren sind strengen Voraussetzungen unterworfen, die in der Praxis nur selten erfüllt sind [wiki → Statistischer Test]. Das macht die Anwendung aussagekräftiger statistischer Tests in der Praxis zu einem erstaunlich komplexen Thema.

Beide Lager hielten nichts von den Ansätzen der jeweiligen Gegenpartei. Während sich die Parteien noch über den besten Weg stritten, schufen Dritte Tatsachen und vermischten beide Ansätze in anwendungsorientierten Statistiklehrbüchern. Dabei wurde der p -Wert als definitives Kriterium eingesetzt, um Nullhypothesen bei Unterschreitung eines Grenzwertes (z.B. 0,05) abzulehnen. Typisches Beispiel hierfür ist die zu Beginn erwähnte Beschreibung des Einsatzes des p -Werts [Wikihow; Benesch]. Trotz einer gewissen Ähnlichkeit bei den Zielen und den verwendeten Begrifflichkeiten der beiden Ansätze wurde dabei jedoch mindestens deren philosophische Unvereinbarkeit übersehen. Während beim Hypothesentest nach Neyman/Pearson sehr viele Annahmen, gelegentlich auch Vereinfachungen, Vorüberlegungen und Vorwissen in die Vorbereitung des Tests gesteckt und für dessen Gültigkeit abgesichert werden müssen, vor allem das Signifikanzniveau *vor* dem Ziehen der Stichprobe festgelegt wird, kann man bei Fishers p -Wert die Probe *schon gezogen* haben und dann aus den Daten quasi die „Extremität“ des Ergebnisses ermitteln (Abb. 1), d.h. die Wahrscheinlichkeit für den beobachteten Ausgang des Experiments oder noch extremere Ergebnisse.

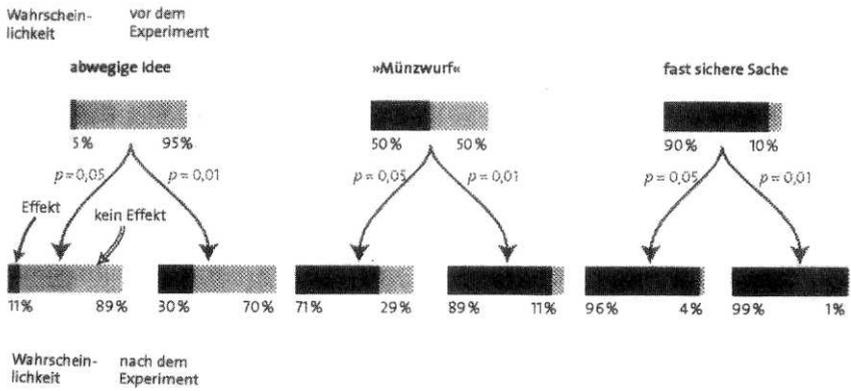
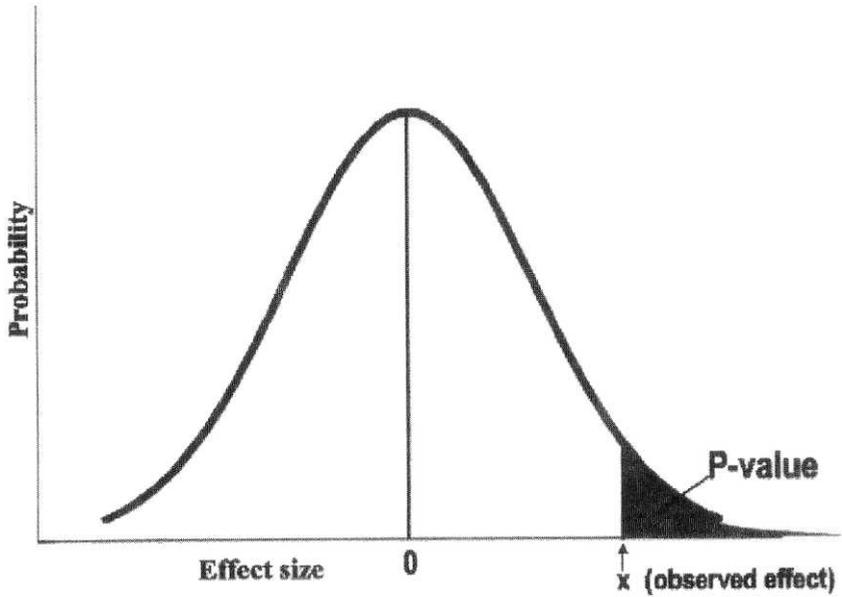


Abb. 1: Bildliche Repräsentation der Definition eines (einseitigen) p -Werts

Abb. 2: Wirkung von p -Werten bei Vorwissen [Nuzzo, 55] (zu S. 244)

Als Ergebnis dieser Vermischung besteht bis heute – trotz umfangreicher aufklärender Literatur seit etwa 1940 – eine große Verwirrung darüber, was der p -Wert eigentlich ausdrückt, was seine Bedeutung ist.

Wo liegen die Probleme des p -Werts?

Ein p -Wert von 0,05 wird z.B. oft so interpretiert, dass die Wahrscheinlichkeit eines falsch-positiven Fehlalarms (also dass man die Nullhypothese verwirft, obwohl sie richtig ist) bei nur 5 % liegt. Das kann der p -Wert aber gar nicht leisten. Er sagt nämlich nichts über die Größe eines Effekts aus, nichts über seine Existenz. Man könnte auch sagen, dem p -Wert fehlt der Bezug zur Realität, denn er wird nur aus der Stichprobe bestimmt. Und das ist nur das erste von einem runden Dutzend typischer Missverständnisse zur Bedeutung des p -Werts [Goodman, 136]. Dieser fehlende Realitätsbezug äußert sich auch in der mangelnden Reproduzierbarkeit der Ergebnisse einer Untersuchung, die zunächst aufgrund des niedrigen p -Werts wie eine sichere Sache aussehen musste. Beim nächsten Versuch liegt der p -Wert fast immer weit jenseits der normalen Akzeptanzgrenzen, und die sichere Sache entpuppt sich dann doch als Zufall.

Ein weiteres Problem der Ermittlung des p -Werts ist die Einladung zum sogenannten „ p -Hacking“. Hierbei wird solange mit den Daten herumexperimentiert (etwa durch Weglassen von Ergebnissen), bis sich der erwünschte p -Wert ergibt. Praktisch werden die Ergebnisse einer Untersuchungsstudie *nachträglich* so umgedeutet und präsentiert, als hätte man eine vorher festgelegte Hypothese überprüft. Das erinnert an einen Schützen, der blind in der Gegend herumballert, um dann anschließend dort die Zielscheibe hinzumalen, wo sich – meistens eher zufällig – die Einschüsse häufen. Der Versuch, dieses Ergebnis an der gleichen Stelle zu reproduzieren, wird sicher schwer fallen. Im Einzelfall ist ein solches Verhalten (p -Hacking) in den aktuellen Veröffentlichungen natürlich schwer nachzuweisen. Eine – natürlich statistische – Untersuchung von psychologischen Studien hat jedoch ergeben, dass sich die publizierten p -Werte um 0,05 häufen. Genau das würde man erwarten, wenn Forscher so lange nach passenden p -Werten ‘fischen’, bis ihnen einer ins Netz geht [Nuzzo, 54 f.]. Andererseits darf man wegen der erwähnten Verzerrungen bei Veröffentlichungen für kleine p -Werte keine Gleichverteilung derselben in Publikationen erwarten. Aber auffällig ist diese Häufung schon.

In der Konsequenz muss man davon ausgehen, dass viele Studien der letzten 80 Jahre, die in Disziplinen erstellt wurden, die nach wie vor den p -Wert in seiner missverstandenen Form als Kriterium nutzen, wie z.B. in der medizinischen Forschung oder in der Psychologie, schlicht falsche Ergebnisse geliefert haben. Im Minimum wurde viel Papier mit Unsinn bedruckt.

Wenn wir zu dem Kleidungsbeispiel zurückkehren, dann könnte man durchaus vermuten, dass unser Forscher auf eine Datenerhebung gestoßen ist oder diese sogar selbst durchgeführt hat, bei der eine Menge Daten über Täter und Tatwaffen erfasst wurden. Beim Durchgraben der Daten unter diversen Aspekten ist er auf den beschriebenen Zusammenhang gestoßen und definiert nachträglich die 'passenden' Hypothesen für eine Veröffentlichung. Aber was weiß man über die Datenerfassung? Wie wurden die 1.000 betrachteten Fälle ausgewählt? Ausgehend von Fishers ursprünglicher Idee würde man lediglich Grund genug haben, die Untersuchung zu wiederholen, also neue Fälle (wie ausgewählt?) unter der gleichen Nullhypothese zu betrachten. Bei einem Fall von p -Hacking wird man mit ziemlicher Sicherheit die ersten Untersuchungsergebnisse nicht bestätigen können, es ergibt sich z.B. nun ein p -Wert von 0,35.

Auswege?

Es hat bereits Versuche gegeben, den p -Wert aus wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu verbannen [Nuzzo, 55], aber das waren immer nur kurzfristige Erfolge. Fest etablierte Sitten und Gebräuche universitärer Statistikausbildung, die Auswertung von Ergebnissen und deren Weiterverbreitung in Journalen müssten von Grund auf geändert werden. Immerhin gibt es inzwischen ein gewisses Problembewusstsein in den betroffenen Disziplinen, aber das allein hilft noch nicht. Die vergleichsweise Einfachheit der p -Wert-Bestimmung im Vergleich zu einem 'richtigen' Hypothesentest überwiegt offenbar gegenüber allen geäußerten Bedenken. Man hat sich anscheinend intern darauf geeinigt, so zu tun, als gäbe es gar kein methodisches Problem, und macht weiter wie bisher.

Helfen könnte es z.B., würde man grundsätzlich bei der Veröffentlichung einer Untersuchung alle (!) Ergebnisdaten hinterlegen und immer auch die Effektgröße und das Konfidenzintervall (Vertrauensintervall, Lageschätzung eines Parameters) angeben müssen. So ist man einerseits weitgehend vor dem p -Hacking geschützt, andererseits ist so die Bedeutung des vermuteten Effekts und sein Ausmaß abschätzbar [Nuzzo, 56]. Die Schwächen der p -Wert-Methode (in der missverstandenen Form, nicht in Fishers ursprünglicher Idee) würden durch eine nachträgliche Veröffentlichung dieser Daten offen zutage treten, während bei zukünftigen Veröffentlichungen das Ausmaß des Effekts bereits Kriterium werden würde. Die Bestimmung eines Konfidenzintervalls und ein Hypothesentest sind allerdings *dual* zueinander, d.h. aus dem einen kann der andere bestimmt werden. Damit ist dem anwendenden Statistiker, dem die Einhaltung der bereits erwähnten Regeln und Voraussetzungen für einen gültigen Hypothesentest zu kompliziert sind, jedoch nicht geholfen. Solange ihm keine ähnlich einfache Lösung wie der p -Wert für sein Testprob-

lem geboten wird, behält er offenbar – trotz der Erkenntnis, dass die Methode nicht funktioniert – diese einfach bei und verwendet sie weiter. Dass das Problem sehr wahrscheinlich keine einfache Lösung hat, ist anscheinend nicht akzeptabel – vermutlich einfach undenkbar.

Das erinnert an das Verhalten der Forscher gegenüber den quantitativen und vor allem auch qualitativen Problemen bei der ^{14}C -Methode und der Dendrochronologie. Trotz der zahlreichen bekannten Probleme [Otte] werden diese Blackbox-Methoden krampfhaft weiter benutzt. Die Freigabe von Basisdaten zur unabhängigen Überprüfung der Ergebnisse ist nur unter größten Schwierigkeiten zu erreichen.

Welche anderen Möglichkeiten gibt es? Neben dem bekannten frequentistischen Ansatz, der die Wahrscheinlichkeit als relative Häufigkeit (im Grenzwert sehr häufiger Wiederholungen) eines Ereignisses auffasst, hat in den letzten Jahren – besonders durch die Verwendung in E-Mail-Spam-Filtern – der Wahrscheinlichkeitsbegriff nach Bayes (Thomas BAYES, ca. 1701–1761) einen höheren Bekanntheitsgrad erreicht. Bayes fasst Wahrscheinlichkeit als einen Grad persönlicher, also subjektiver Überzeugung auf. Der Ansatz macht es relativ einfach, Vorwissen (Grundannahmen, bekannte Ergebnisse, etc.) in eine Überlegung einfließen zu lassen und zu berechnen, wie sich Wahrscheinlichkeiten verändern, wenn neue Ergebnisse hinzutreten. Diese subjektive Komponente des Bayes-Wahrscheinlichkeitsbegriffs war etwas, das die Bewegung um Neyman und Pearson um jeden Preis verhindern wollte [Nuzzo, 56]. Man kann jedoch den Ansatz von Bayes z.B. nutzen, um p -Werte im Sinne des Bayes-Wahrscheinlichkeitsbegriffes zu kalibrieren (eichen). Analog lässt sich auch eine „Kalibrierung“ im Sinne der frequentistischen Interpretation als Abschätzung des falsch-positiven Fehlers definieren [Selke, 62]. Doch auch hier gehen in die Kalibrierung Voraussetzungen ein, die man zunächst auf ihre Gültigkeit im aktuellen Anwendungsfall prüfen muss. Auch mit dieser Idee ist also keine wirkliche Rettung für den geplagten p -Wert-Anwender zu erwarten.

Einem Historiker, Archäologen oder Kulturforscher dürfte der Bayes-Wahrscheinlichkeitsbegriff ohnehin deutlich näher liegen als der frequentistische Ansatz, der auf ihre Forschungsgebiete nicht recht passen will. Ein Forscher, der ein Experiment zur Prüfung einer Hypothese durchführt, wird im Sinne der Bayes-Wahrscheinlichkeit subjektiv vorab einschätzen können, ob es sich bei der zu prüfenden Hypothese um eine ‘abwegige Idee’ handelt, eine ‘fast sichere Sache’, die nur noch einer letzten Prüfung bedarf, oder ob er noch keine Vorstellung davon hat, ob die Hypothese gültig ist oder nicht (‘Münzwurf’). Für diese Einteilung könnten z.B. Vorabwahrscheinlichkeiten für das Zutreffen der Alternativ-Hypothese von 5 %, 95 % oder eben auch 50 % stehen (Abb. 2; s. S. 241). Betrachtet man den Fall mit einer 50 %-a-

priori-Wahrscheinlichkeit näher, dann ergibt sich bei einem *p*-Wert von 0,05 eine *a-posteriori*-Wahrscheinlichkeit von 29 % dafür, einen Effekt zu bejubeln, den es gar nicht gibt. Selbst bei einem *p*-Wert von 0,01 liegt der Fehler immer noch bei 11 %. Das sind deutlich andere Werte als bei der klassischen *p*-Wert-**Fehlinterpretation**: 5 % bzw. 1 %. Bei der 'abwegigen Idee' und einem *p*-Wert von 0,05 liegt der *a-posteriori*-Fehler bei 89 % bzw. bei einem *p*-Wert von 0,01 bei 70 %. Für die 'fast sichere Sache' ergeben sich 4 % bzw. 1 %. Nur im Fall einer vorab fast sicheren Alternativ-Hypothese bewegt sich also die typische Fehlinterpretation der Bedeutung der *p*-Werte in der Nähe des tatsächlichen Fehlers [Nuzzo, 55]. *Kleine p-Werte machen also eine Hypothese nur unwesentlich plausibler, im Grunde kann man sich die Berechnung sparen. Und schon gar nicht leistet er das, was in vielen Statistiklehrbüchern zum Thema steht.*

Literatur

- Benesch, Thomas (2013): *Schlüsselkonzepte zur Statistik*; Berlin
- Goodman, Steven (2008): A Dirty Dozen: Twelve *P*-Value Misconceptions; in *Seminars in Hematology* Vol. 45 (3) 135-140
- Nuzzo, Regina (2014): Der Fluch des *p*-Wertes; in *Spektrum der Wissenschaft*, September 2014, 52-56
- Otte, Andreas (2009): *Kritische Dendrochronologie III*;
<http://www.fantomzeit.de/?p=1445>
- Selke, Thomas u.a. (2001): Calibration of *p* Values for Testing Precise Null Hypotheses; in *The American Statistician* Vol. 55 (1) 62-71
- Wikihow (2014): *Den P-Wert berechnen*;
<http://de.wikihow.com/Den-P-Wert-berechnen>
- Wikipedia (2014a): *Statistische Signifikanz*;
http://de.wikipedia.org/wiki/Statistische_Signifikanz
- (2014b): *Statistischer Test*; http://de.wikipedia.org/wiki/Statistischer_Test

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Japanisches Latein oder römisches Japanisch

Mathias Dumbs

Das Lateinische und das Japanische erscheinen, bei allen Unterschieden, als einander im Geiste verwandt. Das mag in Anbetracht der zeitlichen und räumlichen Distanz beider Sprachen überraschen. Nachfolgend wird diese Geistesverwandtschaft veranschaulicht. Hierüber treten ganz andere Eigenschaften der antiken Kultur in den Vordergrund, als einem am modernen Westeuropa geschulten Blick auffällt.

1. Unerwartete Parallelen in beiden Sprachen

Zwischen der japanischen Sprache und dem Lateinischen gibt es erstaunliche Parallelen. Sie betreffen zwangsläufig nicht das Vokabular, das sich allein schon wegen der räumlichen Entfernung zwischen dem fernöstlichen Inselreich und dem Italien Roms so gut wie vollständig unterscheidet. Sie beziehen sich jedoch auf die Grammatik, und zwar sowohl auf den Satzbau als auch auf die Art und Weise, wie viele Bezüge in der Sprache offengelassen werden. Die römischen Dialekte, die sich zu den heutigen europäischen Sprachen selbstständigten, haben sich in den Punkten, bei denen Parallelen zum Japanischen bestehen, vollständig von ihrem Ursprung wegentwickelt. Scherzhaft ließe sich sagen, das Japanische befinde sich auf dem Stand der klassischen römischen Sprache, also auf einem Entwicklungsstand, der traditionell auf grob 2.000 Jahre vor unserer Gegenwart datiert wird. Aus japanischer Sicht erschienen die modernen europäischen Sprachen hingegen gegenüber dem Lateinischen als degeneriert. Interessant wäre vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, ob die Sprache der Japaner vor 2.000 Jahren in den hier relevanten Punkten dieselbe Struktur wie heute besaß. Vielleicht hat Japan auch nach langem Mühen endlich genau den Zustand erreicht, der den Römern und den Bewohnern der Provinz nach dem Untergang ihres Reichs schließlich verloren gegangen ist. Die Parallelen zwischen zwei regional unabhängigen und um 2.000 Jahre zeitverschiedenen Sprachen sind jedenfalls so auffällig, dass ein genauerer Blick hierauf lohnend erscheint.

2. Das Verb am Ende

Grob betrachtet verbindet das Japanische und das Lateinische, dass ihre Sätze aus westeuropäischer Sicht 'von hinten her' konstruiert werden. Mit anderen Worten steht bei beiden das Verb grundsätzlich am Ende, auf das Subjekt, soweit es überhaupt angesprochen wird, folgen die Objekte, vielleicht auch

eingeschobene Infinitivsätze – der beliebte AcI (Accusativum cum Infinitivum) aus der Schulzeit lässt grüßen. In den modernen westeuropäischen Sprachen herrscht dagegen grundsätzlich der Aufbau SPO, Subjekt – Prädikat – Objekt, vor. Nur das Deutsche leistet sich im Relativsatz Reminiszenzen an das Lateinische, sehr zum Schrecken der Franzosen oder anderer Romanen, die im Deutschen mit entsprechenden Schwierigkeiten kämpfen. Der bayerische Dialekt beispielsweise ist da romanischer konstruiert. Die Wörter selbst werden im Japanischen ebenfalls nur am Ende variiert, wenn auch nicht durch Deklination wie beim Latein, sondern durch angehängte eigenständigere Partikel, sogenannte Postpositionen. Das Prinzip, der Blick ans Ende und die Lust zur ausschließlichen Variation dort, ist in beiden Sprachen jedoch gleich.

Die Folge ist in der Moderne der Albtraum des Simultanübersetzers hüben und drüben von der Sprachfront, nämlich bei SPO-Sprachen mit dem Prädikat bis zum Ende des japanischen Satzes warten zu müssen, um z.B. im Französischen zu den Objekten überleiten zu können. Bis dahin sind die Objekte vergessen. Die Japaner haben es insofern vielleicht etwas leichter, weil sie sich nur das Verb bis nach der Übersetzung der Objekte merken müssen, eine etwas weniger umfangreiche Aufgabe. In beide Richtungen fehlt aber stets das gerade Entscheidende, das immer erst dann anzufügen ist, wenn der Gesprächspartner schon im Gesprächsfluss fortfährt. Simultanübersetzungen führen daher zu Rhythmusstörungen der Übersetzer, weil sie immer erst auf Fehlendes warten, dann aber schnell dem fortschreitenden Sprecher hinterhereilen müssen. Im Latein und im Japanischen führen der AcI oder verwandte Konstruktionen zu ineinandergeschachtelten Sätzen, deren konstruktive Entschlüsselung erhebliche Zeit brauchen kann.

Man stelle sich vor, dass nun ein Römer aus früheren Zeiten daherkäme und Ciceros Sätze oder auch nur etwas einfachere Varianten flüssig spräche – so kann einem das Japanische vorkommen, bei dem dann nur noch ein bedeutungsloser Wortsalat an den Ohren vorbeirauscht, je nachdem wie schnell und in wie gewählter Ausdrucksweise der Gegenüber seine Gedanken ausspricht. Für den modernen Westeuropäer fehlt eben anfangs immer etwas Entscheidendes zum Verständnis – eben das Verb, das zu den Objekten hinführt – und das ist umso gravierender, je länger der Satz, je komplizierter die Einschübe sind, je mehr Objekte vor das finale Verb eingeschoben werden. Es entsteht dann aus westeuropäischer Perspektive ein Sog zum Ende hin, der dem in Thomas Manns seitenlangen Sätzen gleicht, nur dass bei Mann der Abschluss, beim Japanischen und bei vergleichbaren Konstruktionen im Lateinischen das Signalwort zur Ordnung des Satzganzen fehlt.

3. Unklarheit durch höhere Abstraktion

Eine zweite Parallele liegt in der Fähigkeit, unklar zu bleiben. Sie ist im Japanischen besonders ausgeprägt. Es braucht kein Subjekt, manchmal auch kein Verb, der Bezug ergibt sich aus dem Kontext, Wörter können völlig verschiedene Bedeutungen haben; welche gemeint ist, ergibt sich aus dem Umfeld der Wörter. Die Japaner haben daraus eine Kultur der Mehrdeutigkeit entwickelt, die bis ins Spielerische hineingehen kann. Der Autor bekam beispielsweise nach einem mehrtätigen Besuch in einer japanischen Familie im seinerzeit noch unbelasteten Fukushima die Figur eines kleinen Froschs zum Abschied geschenkt. Frosch heißt kaeru, zurückkehren auch kaeru, also symbolisiert der Frosch den guten Wunsch, der Gast möge wohlbehalten in seine Heimat zurückkehren. Im Lateinischen geben die Inschriften von Bauwerken oft erhebliche Interpretationsschwierigkeiten auf; die Kürze des Texts, der noch dazu idealerweise in Abkürzungen ausgedrückt wird, lässt häufig genau die Interpretation zu, die man hören will, gibt also eher Antwort auf die eigenen Wünsche als über ihre eigentliche Botschaft.

Entsprechend gibt es im Japan eine Kultur des Aneinander-Vorbeiredens, Missverständnisse gehören zum Alltag und sind möglicherweise auch erwünscht. Ein japanisches Wort lässt meist kein Maskulinum oder Femininum, keine Einzahl oder Mehrzahl, keinen bestimmten oder unbestimmten Charakter erkennen. Es abstrahiert, wenn man so will, seinen Gegenstand stärker von den Umständen seines Auftretens. Das Lateinische ist in der Unklarheit nicht ganz so entwickelt; es unterscheidet nur nicht zwischen bestimmt und unbestimmt; Singular und Plural, Maskulinum, Femininum und sogar Neutrum werden hingegen unterschieden. Das Verb kommt im Lateinischen auch ohne Subjekt aus; dieses ist in der Endung enthalten. Ob er oder sie nun jedoch eine Mauer sieht – „murum videt“ – kann dabei unklar bleiben. Der moderne Westeuropäer muss immer präzisieren, ob er oder sie eine Mauer sieht. Die Japaner können aber – insofern den Römern überlegen – sogar offenlassen, ob alle Japaner, nur eine Gruppe oder bloß ein Einzelner eine oder mehrere Mauern vor sich sieht – „kabe-o miru“ – „Mauer Akkusativ sehen“ ist ein vollständig bestimmter Satz. Das Verb wird dabei nicht weiter zwischen Singular und Plural, Infinitiv und erste bis dritte Person ausdifferenziert. Dafür gibt es im Japanischen allerdings viele Höflichkeitsstufen, außerdem wird, darin dem Englischen ähnlich, stets zwischen Normalform und Verlaufsform – I go, I am going; iku, iteiku unterschieden. Es wird also sehr wohl differenziert, nur eben nicht unbedingt dort, wo dies der moderne Westeuropäer tut.

Trotz dieser offenen Bezüge wird das Latein als Musterbild einer logischen Sprache dargestellt. An ihr wird nach traditionellem Verständnis das

logische Denken geschult. Beim Japanischen käme niemand auf die Idee, dessen Studium zum Erlernen von Logik zu empfehlen. Dabei wäre dieses hierzu vielleicht ebensogut geeignet wie das Lateinische. Die Japaner sind jedoch gewöhnt, sich als ein unlogisches Volk zu verstehen. Sie bewundern an Deutschen immer den Gebrauch der Logik, schon die häufig wiederkehrende Aussage „Das ist logisch“ fällt ihnen als bewundernswert, allerdings auch als fremd auf. Dabei ist die Konstruktion der Sätze im Japanischen im Grunde genommen logischer als in den westeuropäischen Sprachen. Diese logischen Instrumente werden nur nicht unbedingt in den Dienst logischer Aussagen gestellt. Das ließe die provozierende Aussage zu, dass die modernen westeuropäischen Sprachen, vielleicht weil sie als solche nicht so logisch konstruiert sind, mehr Raum für eine logische Konstruktion der Inhalte lassen. Vielleicht ließe sich auch sagen, dass sich ein Westeuropäer nicht mit der Logik der Sprache begnügen kann, weil sie zu stark verkümmert ist. Er muss die Logik im damit Ausgesprochenen suchen. Der Japaner und der Römer sind beziehungsweise waren hingegen schon, sobald sie den Mund öffnen oder öffneten, per se logisch. Daher fehlte vielleicht teilweise der Ansporn, auch in den Aussagen logisch zu sein. Daraus entsteht formal die These, dass auch die Römer selbst nicht unbedingt logisch dachten. Das wäre für künftige Überlegungen näher zu prüfen.

4. Parallelen in der Mentalität

Was aber bedeuten die Parallelen zwischen dem Japanischen und dem Lateinischen? Warum haben die lateinischen Dialekte, als sie sich aus ihrer Muttersprache heraus verselbständigten, mit der Zeit die Grammatik verändert, das Verb nach vorne gezogen und die formale Logik der Sprachkonstruktion geopfert? Warum drängte die westliche Kultur stärker zum Konkreten, weshalb verließ sie die römische Stufe der Abstraktion?

Einige Eigenschaften, die die Japaner und die alten Römer verbinden, fallen auf. Beide Völker sind ungewöhnlich konservativ. Die Japaner haben ihren Kaiser niemals geopfert, d.h. abgeschafft, auch wenn er politisch störte. Er wurde einfach kaltgestellt und für spätere Zeiten 'geparkt'. Ähnlich verfahren wohl auch die Römer, die politische Ämter nie beseitigt, sondern ihnen bloß die Bedeutung geraubt hätten. So hätten diese, wenn es geboten erschien, auch wieder reaktiviert werden können.

Auch die Japaner haben einen ausgeprägten Ahnenkult. In allen traditionellen Haushalten stehen kleine Hausaltäre. An ihnen wird den Ahnen weiterhin täglich Essen bereitgestellt. Die konkrete Form, wie die Ahnen verehrt und gepflegt werden, ist bei beiden Völkern allerdings verschieden.

Japan wehrt sich vehement gegen das Christentum. Hartnäckig hält es an seiner traditionellen Religion, dem Shintoismus, fest. Dieser gleicht bei gro-

ber Betrachtung der antiken Religion. Es gibt mythische Figuren wie die Sonnengöttin Amateratsu oder den Kriegsgott Hachiman. In der Antike gab es die Götter wie Jupiter und andere. Daneben werden auch besondere Örtlichkeiten verehrt, der Shintoismus ist daher eine „Naturreligion“. Das erinnert an antike Quellheiligtümer und verwandte Erscheinungen.

Schließlich sei noch die traditionelle japanische Ehe erwähnt, in der der Hausherr eine eigentümerähnliche Stellung gegenüber der Frau einnahm. Dieses Haussystem erinnert an den römischen Hausvater, von dem sich die römischen Frauen im kaiserzeitlichen Rom allerdings zunehmend emanzipierten. In Japan gehört dieses System, zumindest juristisch, inzwischen auch der Vergangenheit an.

Diese Parallelen sollen zeigen, dass sich die Ähnlichkeiten zwischen Japan und Rom nicht nur auf die Sprache beschränken. Es gibt eine tiefere Seelenverwandtschaft. Daher sei jedem, der die Seele der alten Römer – zumindest teilweise – besser verstehen will, anempfohlen, den Umweg über die japanische Sprache und Kultur zu gehen. Erst dann erschließt sich der wahre Geist des Lateinischen, der antiken Religion dem modernen Christen (oder gar bekennenden Atheisten). In Japan kann der antike Geist noch lebendig erlebt werden. Das Ergebnis ist dann allerdings in die äußeren Formen der römischen Kultur zu übersetzen.

Zur Vermeidung von Missverständnissen sei allerdings darauf hingewiesen, dass diese Parallelen natürlich nur teilweise sind. Die traditionelle japanische Ehekultur gleicht beispielsweise trotz einiger ähnlicher Züge mit Rom doch teilweise eher der Lebensweise im antiken Athen. So weist die japanische Geisha einige Parallelen zur griechischen Hetäre auf, sie bietet Kultur im Bereich der Kunst und kultiviert die körperliche Seite des Menschen mit. Das Japan der Edozeit (Anfang 17. – Mitte 19. Jh.) und die antike griechische Kunst sind beide reich an erotischen Darstellungen (Shunga – erotischer Farbholzschnitt und griechische Vasen mit erotischen Darstellungen). Diese Kultur ging an den Ehefrauen im Wesentlichen vorbei – weshalb sich die japanische Kultur unter dem modernen europäischen Einfluss nicht unverändert halten konnte. Im Unterschied zu Athen fehlt in Japan allerdings der Kult der Pädophilie.

Daneben kennt die japanische Kultur beispielsweise auch keine ausgeprägte juristische Kultur. Im Bereich des Rechts haben die Römer Leistungen erbracht, die die modernen westlichen Gesellschaften bis heute prägen und insofern auch verbinden. Japan erweist sich, trotz einer weitgehenden äußerlichen Übernahme westlicher Rechtsordnungen, in seinem Kern als ein äußerst rechtsfeindliches Land. Die menschlichen Beziehungen werden hier in erster Linie durch Traditionen geregelt, die keiner direkten menschlichen Einflussnahme unterliegen, und auf deren Grundlage dann Beziehungsgeflechte das

Handeln beeinflussen. Gegenüber zu weitreichenden Vergleichen der römischen und japanischen Kultur ist daher Vorsicht angebracht. Sie können immer nur Teilphänomene erklären.

5. Gründe für den Verlust an Abstraktion

Warum hat sich das moderne Westeuropa von den römischen Strukturen wegentwickelt? Warum hält Japan so eisern und verbissen an seiner Tradition, an seinen Eigenheiten fest – obwohl auch dort die Amerikanisierung ihre Spuren hinterlässt?

Überlegungen hierzu sind natürlich Spekulation. Das Christentum könnte Grund für die Veränderungen gegeben haben. Es ist möglicherweise neben der modernen Technik der einzige echte Unterschied zwischen dem heutigen Japan und dem alten Rom. Auch die alten Römer haben sich vehement gegen das Christentum gewehrt, gegen seinen Alleinanspruch, seine „Intoleranz“. Die Japaner sind hierin nun schon seit ca. 500 Jahren, seit der ersten Ankunft der Jesuiten in Japan, erfolgreich. Das Christentum könnte, aus welchen Gründen auch immer, Klarheit erzwungen, zur Klarheit gezwungen haben, und sei es vielleicht auch nur zur Abwehr der mythischen Einflüsse, die die Kultur sonst zu stark durchdringen. Das Christentum sei es auch, das den Menschen, den es als gottesebenbildlich versteht, in den Mittelpunkt stellt. Er ist aus Gott heraus und vor ihm eine Persönlichkeit, ein Subjekt, das handelt und sich selbst wahrnimmt. In der japanischen Kultur will sich der Mensch als Individuum – beispielsweise im Zen – heraus- oder zurücknehmen. Er geht traditionell in der Gruppe, im Volk, im Ewigen auf. Auch der traditionelle Römer sei ganz in seiner Funktion im römischen Gemeinwesen aufgegangen. Vielleicht zog das Subjekt das Verb zu sich, weg vom Ende des Satzes, wo es hinter den Objekten verschwand, hin zur Person, die handelt, die nun nicht mehr verloren gehen kann, sondern sprachlich ganz an den Beginn der Aussage rückt. Das Christentum könnte die Umstellung herbeigeführt haben. Allerdings ist denkbar, dass andere Sprache ebenfalls einen Satzaufbau nach dem SPO-Prinzip haben, ohne dass dies vom Christentum herrührte. Dann wäre zu fragen, ob nicht der Gemein Sinn oder andere Faktoren dazu führten, dass das Verb bei den Römern und Japanern nach allen Objekten am Ende zu stehen kommt. Aber auch das ist nur Spekulation. Vielleicht ist alles auch noch viel komplizierter.

6. Erleichterte Einfühlung

Bei aller Spekulation bleibt, dass das Japanische und das Lateinische einige verblüffende Parallelen aufweisen. Im Vergleich beider lässt sich vom einen fürs andere lernen, und zwar sprachlich ebenso wie religiös oder allgemein

kulturell. Zugleich lässt sich von beiden aus unsere eigene Kultur hinterfragen, der aus der Sicht des antiken Rom und Tokyos vielleicht etwas Wesentliches fehlt. Da der Wortschatz beider Sprachen leider so gut wie keine Überschneidungen kennt, ist der Aufwand für diesen Lerneffekt allerdings ungewöhnlich hoch. Als Mittel zum Verständnis des Lateinischen kann das Japanische daher Westeuropäern nur eingeschränkt empfohlen werden. Wer aber zufällig beide Sprachen lernt oder gelernt hat, mag dazu aufgefordert sein, sich über die Parallelen zwischen beiden und die Unterschiede zur eigenen Sprache weiterführende Gedanken zu machen.

Mathias Dumbs, 79104 Freiburg, Fillibachstr. 17
ayumi.tdumbs@t-online.de

Kunterbuntes

gesammelt von Heribert Illig

Galileo-Rückblick

Im Zusammenhang mit der Fälschung von Galileos *Sternenbote* [vgl. Illig 2014] ging es auch um dreiste Diebstähle in der *Biblioteca dei Girolamini* von Neapel. Der ehemalige Direktor Marino Massimo De Caro hat mutmaßlich 4.000 Bände gestohlen. Der raffgierige Plünderer wusste Bescheid: Er griff sich u.a. Originale von Kopernikus, Galilei, Kepler und Newton.

Mittlerweile sind 2.000 Werke bei einem Hauptverdächtigen in Verona sichergestellt worden, 250 am Flughafen von Neapel, einige im Mailänder Buchbestand eines Senators, 543 Bücher bei einem Münchner Auktionshaus, weitere 70 beim Auktionator selbst. Der gesamte Schaden wird auf 19 Mio. € taxiert. Der Auktionator ist mittlerweile zu fünf Jahren Haft verurteilt worden, De Caro zu sieben Jahren, lebt aber in Hausarrest, da in Italien eine Haftstrafe erst angetreten werden muss, wenn alle angerufenen Instanzen durchlaufen sind. Das gilt auch für seinen Gönner, Senator Marcello Dell'Utri, der regelmäßig die wichtigste italienische Antiquariatsmesse veranstaltete und wegen seiner Mafia-Verbindungen erst in zwei Instanzen verurteilt worden ist.

Bernstein, Martin (2015): Gestohlen, beschädigt, gerettet; *SZ*, 14. 02.

Illig, Heribert (2014): Fälscher, Täuscher und Gelehrte. Ein Fliegenschiss als Richtbeil; *Zeitensprünge* 26 (1) 233-242

Rost, Christian (2015): Die Büchermafia und ihr bayerischer Arm; *SZ*, 12. 02.

*

Straßburgs romanisch-gotisch-antikes Münster

Der altberühmte Bau wird heuer 1.000 Jahre alt. Grabungen tief im Untergrund brachten nun ein Taufbecken des 4./5. Jh. ans Licht, das im ottonischen Fundament steckt, wohl angelegt in einem umgewidmeten römischen Tribünenhaus. Kirchenbauten vor dem Münster sind noch nicht bekannt. Der früheste Hinweis auf einen ortsansässigen Bischof findet sich in den Akten des Pariser Konzils von 614. / Ein Fund von Dr. Hugo Godschalk, Frankfurt/M. Nückles, Bärbel (2015): Viel früher getauft; *FAZ*, 18. 03.

*

Halb heilig, halb selig

Die *Catholica* und ihr Umkreis erfreuen uns immer wieder durch Formulierungen, die bedenkenswert sind: letztes Jahr die Drei Faltigkeiten [ZS 2/2014, 259], nun der Autor Benjamin Engel – nomen est omen – mit einem Artikel über den Rokoko-Bildhauer Johann Baptist Straub samt dieser Bildlegende:

„Den Benedikt-Altar in Ettal bekrönt er mit einer Engelgruppe, während er den teilweise Heiligen Florian für die Tegernseer Pfarrkirche St. Quirinus schuf“ [Engel].

Was mag es mit einem Teilweiseheiligen auf sich haben? Ist er Teilheiliger oder gar Teilzeitheiliger oder so etwas wie Karl der Große? Dieser ist lediglich von einem Gegenpapst heilig gesprochen worden (1165), weshalb seit 1176 nur seine Verehrung als Seliger geduldet ist; „sie ist offiziell gestattet, nicht anerkannt“ [Ök. Heiligenlex.].

Engel, Benjamin (2014): Fern aller Erdschwere; SZ, 30. 12.

Ökumenisches Heiligenlexikon <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienK/>

*

Schlacht auf dem Lach- oder auf dem Lechfeld?

Bislang genügte für die große Schlacht am 10. August 955 die Überlieferung. Erst 2013 fand ein ‘Schatzgräber’ Teile eines prunkvollen ungarischen Pferdgeschirrs, doch nicht auf dem Lechfeld, sondern 15 km nördlich von Augsburg und 1 km östlich des Lechs bei Tierhaupten.

„Sowohl die Archäologische Staatssammlung wie das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege bezeichneten den Fund als ersten direkten archäologischen Beweis für die Schlacht“ [wiki → Schlacht auf dem Lechfeld].

Das gefiel nicht überall. Denn bereits seit einigen Jahren gibt es Bemühungen, die Schlacht zu präsentieren und zu kommerzialisieren. Es

„soll ein Museum entstehen, in dessen Mittelpunkt ein großes Zinnfigurendiorama den Kampfverlauf nachstellen soll. Nachdem sich die Gemeinden Königsbrunn, Friedberg, Mering, Kissing und Augsburg (Bahnpark) um die Ansiedlung des Museums beworben hatten, wurde im Herbst 2009 Königsbrunn als zukünftiger Museumsstandort ausgewählt“ [ebd.].

Der Ort selbst steht dem Ereignis fern. Erst 1833 ließ König Ludwig I. hier drei Brunnen graben; erst 1842 zur Gemeinde, 1967 zur Stadt erhoben – und der Ortsname auf Ludwig, nicht auf Otto bezogen. Doch Martin Sauter arbeitet bereits an den drei Zinnfigurendioramen zur Lechfeldschlacht.

Nun betrat mit Jens Essig ein Sondengänger das Schlachtfeld, vielleicht auch seine Walstatt. Denn er hat im Nördlinger Ries, 70 km von Königsbrunn entfernt und nördlich von Augsburg, 80 ungarische Pfeilspitzen und Hunderte von ottonenzeitlichen Militaria gefunden. Das Gelände heißt Lachfeld. Nahebei gibt es Wallanlagen aus dem 10. Jh.; außerdem liegt das Kloster Mönchsdeggingen ganz in der Nähe, angeblich von Otto für den Sieg gestiftet; ein barockes Fresko bejubelt die Schlacht.

In *Quer* sah man einen kurzen Eindruck der Gemütslage von Betroffenen: Ein Sammler, der seine Funde in der Archäologischen Staatssammlung abgibt, wo sie verschütt gehen, und der bei Martin Sauter und dem Augsbur-

ger Historiker Wolfgang Walenta an die Richtigen kommt: eine Geste, die über die verbale Ablehnung hinaus die Einschätzung von These und Geisteszustands des Finders deutlich macht, Andeutungen zu gefälschten Funden, peinliches Berührtsein vom Ignorieren historischer Zusammenhänge. (Essig schien nicht zu wissen, dass die Ungarn ihre 50.000 Pferde [!] im Nördlinger Ries nicht tränken konnten [Schmid!]). Was hätte Essig zu gewärtigen, wenn er allein darauf pochen könnte, dass die Chroniken sich widersprechen und ringsum keine archäologischen Funde vorliegen? Die Zeichen stehen für ihn schlecht, zumal penibles Quellenstudium für eine Schlacht westlich von Augsburg spricht [AZ]. Dessen ungeachtet soll das Königsbrunner Museum nicht nur fertig werden, sondern auch Bestand haben.

AZ (2014): Nicht auf dem Lechfeld? Kreisheimatpfleger Prof. Walter Pözl bringt weitere Stimmen zur Ungarnschlacht am 10. August 955; *Augsburger Allgemeine*, 14. 08.

Essig, Jens (2015): Ort der Lechfeldschlacht – Spuren im Nördlinger Ries; *Bayerische Archäologie*, Heft 1/2015, Ende Februar

Hofmann, Till (2013): Todtenweis. Sensationsfund: Erstes Zeugnis der Schlacht auf dem Lechfeld; *Augsburger Allgemeine*, 02. 12.

Quer (2015), Moderation Christoph Süß, *BR*, 12. 03. zw. 20:15 und 21:00 ein Beitrag

Schmid, Hermann (2015): Lachfeld statt Lechfeld: Wo fand die große Schlacht statt? *Augsburger Allgemeine*, 13. 03.

*

Geld wie Heu

Der Europäische Forschungsrat (ERC) macht 2 Millionen Euro locker, damit der Philosoph Christophe Erismann in Wien bestätigen kann, dass sich im 9. Jh. rund ums Mittelmeer Philosophen mit antikem Geistesgut beschäftigt haben. Ihn werden vor allem Johannes Scotus Eriugena, Patriach Photius und Abu Yusuf Yaqub ibn Isaq al-Kindi beschäftigen. Denn er weiß, was keiner ahnte: „Im neunten Jahrhundert blüht die intellektuelle Welt auf. Es fand eine Erneuerung der Wissenschaften statt“ [Posch]. Im Vergleich kann uns Prof. Dieter Herrmann geradezu leid tun, der seine Pension mit Vorträgen gegen das erfundene Mittelalter aufbessern muss (s. S. 189).

Eriugena steht bereits seit 1996 auf der Transferliste ins 12. Jh. [Illig 1996, 367]; Photius ist vor fünf Jahren dazugestoßen [Illig 2010]. Für 1 %o der 2 Mio. lässt sich auch der arabische Gelehrte ins 10./11. Jh. verpflanzen.

Ein Fund von Dr. Norbert Giesinger, Wien

Illig, Heribert (2010): Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten und Kinder bei Merowingern und Karolingern · Photios I.; *Zeitensprünge* 22 (3) 662-685

- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ/Ullstein, Düsseldorf

Posch, Ronald (2015): Die Logik erhellt das Mittelalter; *Die Presse*, Wien, 13. 03.

Papst schützt Pferde, aber keine Karnickel vor Zubiss

Gregor III. hat 732 in einem Brief an den hl. Bonifaz darauf hingewiesen, dass dieser „unter keinen Umständen“ den Verzehr von Pferdefleisch erlauben dürfe. Seitdem wird gerätselt, ob das der damals siegreichen Reiterarmee Karl Martells geschuldet war oder ein Vorgriff auf die ‘Sachsenmission’, um den Heiden Pferdeopfer an ihre Götter zu vergällen.

Laut Gregor von Tours gehörten Kaninchen-Föten zu den römischen Delikatessen; sie ließ Papst Gregor I. während der Fastenzeit essen. Der fiktive Papst Zacharias hingegen verbot Kaninchenfleisch generell, weil das Tier allzu sehr rammle und deshalb sein Fleisch das menschliche Seelenheil gefährde. / Ein Fund durch Dieter von Strauwitz, Dresden

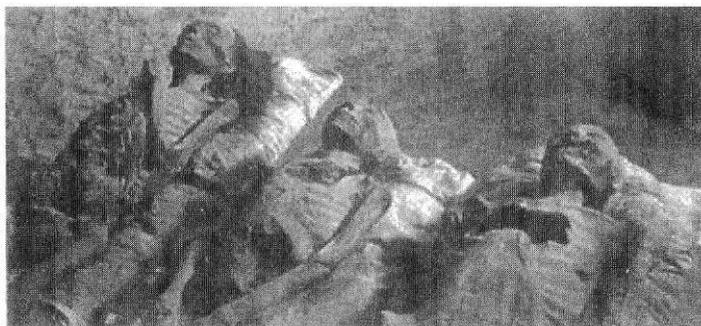
Krutzler, Gerald (2011): *Kult und Tabu · Wahrnehmungen der Germania bei Bonifaz* (Anthropologie des Mittelalters Bd 2); LIT Verlag, Wien · Berlin, S. 287

Lückemeier, Kai / Jan Tengeler, Jan (2015): Schmecken darf alles, aber nicht jedem; *Deutschlandfunk*, Lange Nacht vom 07. auf den 08. 03.

*

Echnatons Familie

Laut O. Ernst (S. 25) liegen wohl drei Mitglieder in KV 35 (von links): Elder Lady (Teje), Echnatons Bruder Thutmosis, Younger Lady (Nofretete).



Für wirre Familienverhältnisse wie ‘bei Echnatons’ gibt es jetzt ein präzises zugeschnittenes Angebot:

„Die besonders günstige Familienkarte gilt für zwei Erwachsene mit zwei Kindern oder Enkeln. Wenn die beiden Erwachsenen nicht Vater und Mutter oder Großvater und Großvater, sondern Großvater und Mutter oder Vater oder Großmutter und Mutter oder Vater sind, wird nun auch die entsprechende Begünstigung gewährt.“

Rheinpfalz lt. „Hohlspiegel“ in *Der Spiegel*, Nr. 2, S. 138 vom 05. 01. 2015

*

Wisente als Bewohner offener Landschaften

Der Mensch mit seiner permanenten Sucht, alles auszurotten, machte auch vor dem Wisent nicht halt. Bereits 1775 wurde der letzte deutsche Wisent erschossen, 1927 der letzte freilebende seiner Art im Kaukasus. Heute gibt es wieder 3.000 freilebende Wisente in Europa, eine kleine Herde seit 2013 auch in Deutschland. Sie gelten als größte Säugetiere Europas: Freilandbullen wiegen bis zu 840 kg, Elchbullen dagegen 'nur' bis 518 kg. Wiederansiedlungsprogramme beschäftigten sich auch mit den einstigen Ernährungs- und Lebensgewohnheiten. Ergebnisse an 10.000 Jahre alten Knochen:

„Das Verhältnis der Kohlenstoff- und Stickstoffisotope in den Knochen zeigt uns, dass auf dem Speiseplan der Wisente im frühen Holozän sowohl Blätter als auch Gras und Flechten standen. Sie hielten sich demnach keineswegs nur in Wäldern auf“ [Redaktion].

Remigius Geiser [1997] hat als Biologe genau für diesen Gedanken geworben, doch die Geschichte bestraft auch die zu früh Kommenden: Deutschlands unwegsame Riesenwälder bleiben ein nur schwer zu korrigierendes Gerücht.

Geiser, Remigius (1997): Das Modell der Natur-Weidelandschaft; *Zeitensprünge* 9 (3) 320-329

Redaktion (2015): Neue Schutzkonzepte gefragt: Der Wisent ist gar kein Waldbewohner; *Der Standard*, Wien, 14. 02.

*

Wandelnde Wale

Hans Thewissen legte in Pakistan ein weitgehend vollständiges Skelett frei, ein walartiges Tier mit Hinterbeinen! Ein echtes Missing Link, nahezu dem Übergang von Sauriern zu Vögeln oder dem von Fischen zu Amphibien entsprechend. Seitdem gibt es *Ambulocetus natans*, den „gehenden und schwimmenden Wal“. Er beschreibt die Entwicklung binnen acht Millionen Jahren und dazu die Verwandtschaft: Flusspferde als nächste lebende Verwandte der Wale; beide werden jetzt zu den Wal-Paarhufern zusammengefasst. Wie mag *Ambulocetus natans* gewirkt haben? Christian Morgenstern hat es geahnt:

„Auf seinen Nasen schreitet einher das Nasobem,
von seinem Kind begleitet. Es steht noch nicht im Brehm“.

Thewissen, „Hans“ Johannes Gerardus Marie (2014): *The walking whales. From land to water in eight million years*; University of California, Oakland

Vosatka, Michael (2015): Die Walverwandtschaften; *Der Standard*, Wien, 20. 02.

*

Isländische Schlucht in kürzester Zeit entstanden

Ein Wimpernschlag in 'geologischen Zeiträumen': Der Dettifoss gilt als wasserreichster Wasserfall Europas. Ein 28 km langes Schluchtensystem führt zu ihm, dessen Wasser 30 km vor der Mündung 45 m in die Tiefe stürzen.

„Offenbar entstand er weitaus schneller als bisher angenommen, nämlich durch mehrere nur wenige Tage andauernde extreme Flutereignisse. Zwischen diesen gewaltigen Erosionsvorkommnissen lägen zwar mehrere Jahrtausende [...]. Die einschneidende Landschaftsformung habe aber jeweils nur Tage beansprucht“ [Rennert].

Unterstellt werden drei Vulkanausbrüche zwischen -7000 und |0|; sie dürften jeweils gewaltige Flutwellen von Gletscherschmelzwasser ausgelöst haben.

Rennert, David (2015): Islands Schluchten: Von Fluten urplötzlich gezeichnet; *Der Standard*, Wien, 12. 02.

*

Erdnaher Asteroid mit Mond

Am 26. 01. passierte Asteroid „2004 BL86“ die Erde in dreifacher Mondentfernung. Seine Größe wird mit 325 m Ø angegeben; vorherige Bahnberechnungen ließen keine Erdgefährdung erkennen. Doch den Asteroiden begleitet ein Mond von 70 m Durchmesser. Es wäre hochinteressant zu erfahren, wie dessen Umlaufbahn durch die Erdannäherung gestört worden ist.

dpa/boj (2015): Objekt »2004 BL86«: Asteroid raste mit Mond an der Erde vorbei; *Spiegel Online Wissenschaft*, 27. 01.

*

Halbvirtueller Übermensch

Der ‘eisenharte Übermensch’ Chuck Norris ist 75 Jahre alt geworden. Der Schauspieler ohne Mimik, häufig handgreiflich streitend, Zielscheibe für unendlich viele Chuck-Norris-Witze, ist auch im Leben eher konservativ.

„Eines der größten Probleme in Amerika sei das liberale Schulsystem, lamentierte Norris unlängst auf der Tagung der religiösen Rechten. Lehrer würden den Kindern die Evolutionslehre beibringen und sie damit einer Gehirnwäsche unterziehen, so dass sie nicht an Gott glauben, empörte sich der fünffache Vater“ [dpa/az].

Als Konter einen Chuck Norris-Witz, den er anders als Papst Franziskus mit einem vernichtenden Karateschlag quittieren würde: „Warum wurde Jesus ans Kreuz genagelt? Niemand läuft übers Wasser, wenn Chuck Norris angelt.“

dpa/az (2015): Kampfsport-Star und Spaßfigur: Chuck-Norris-Geburtstag; *Abendzeitung*, München, 10. 03.

*

Mantis Verlag Neuerscheinung

Joseph M. Mayer *Die Himmelsperde von Nebra und Stonehenge · Astronomie und Mythos in der Bronzezeit*; Gräfelfing. Ca. 100 DIN A4-Seiten, mit zahlreichen Farbabbildungen. Der Titel erscheint Anfang Mai und wird für Abonnenten 21 € kosten.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge · Astronomie und Mythos in der Bronzezeit**; Mantis, Gräfelting. Ca. 100 S. im DIN A4-Format, Pb., zahlreiche Farbabb., 22,90 €, für Abonnenten 21,- €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre? Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte**. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. 25,- €
- ³2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts**. 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion**. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ³2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie** 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus**. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseeklöster. Neue Sicht auf alte Kunst** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III**. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik**. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte**. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen**. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, *Interdisziplinäres Bulletin*, 27. Jahrgang, im Inland 44,- €, im Ausland 50,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 450 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 27, Heft 1, April 2015

- 3 Editorial
- 4 Illig, Heribert: Neues zu Nebras Himmelscheibe. Zur Neuerscheinung von Josef M. Mayer
- 8 Diebitz, Stefan: „vollkommene Vergessenheit“. Ist eine Frühgeschichte der Menschheit möglich?
- 21 Illig, H.: Parzinger – ein Abgleich
- 24 Ernst, Otto: Teje – immer wieder umgebettet
- 26 Ernst, O.: Korrekturen zur Amarnazeit
- 28 Illig, H.: Antwort auf die Einwände von Otto Ernst
- 32 Illig, H.: Mauerbau vor der Zeitenwende – die Entwicklungslinie
- 45 Illig, H.: Griechenlands Dunkle Jahrhunderte. Eine Zeitbestimmung
- 75 Koch, Marianne: Einspruch: Zur Idee der chronologischen Verkoppelung von *Caracalla* und *Diocletian* bei Mathias Dumbs
- 80 Dumbs, Mathias: Soldatenkaiser in kaiserlichen Rechtsentscheidungen. Eine Erwiderung auf Marianne Koch
- 89 Lewin, Karl-Heinz: Trierische Hinweise zu Konstantin (*Trier IV*)
- 94 Illig, H.: Augustin - Alkuin - Anselm. H. Deterings Umverteilung
- 102 Hoffmann, Volker: Hölzerne Ringanker in den Kuppeln der Hagia Sophia in Istanbul
- 113 Wirsching, Armin: Gab es eine siedlungsleere Zeit in Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter?
- 139 Illig, H.: Fiktive Hammaburg im Riesenformat. Eine Klarstellung
- 168 Thiel, Werner: „Gold & Blei“. Ausstellungs-Datierungen mit Lücken. Ein Besichtigung
- 170 Illig, H.: Ulfberht bei den Wikingern. Von Schwertfegern und -schwingern
- 185 hi: Wessobrunner Gebet. Ein knapper Hinweis
- 187 Illig, H.: Karolische Presseschau am Ende?
- 193 Illig, H.: Giorgione und „die drei Weisen“
- 199 Strauwitz, Jürgen v.: Kann man vom Glauben nur reden, wenn man selbst glaubt? Mehr als eine Replik zu Hans Bangerter
- 219 Bangerter, Hans: Die Anschläge von Paris. Eine Differenzierung
- 225 Friedell, Egon: Die griechische Amoralität
- 227 Illig, H.: Zu viel der Unwahrscheinlichkeit. Dawkins kann Darwin auch mit Äonen nicht retten
- 238 Otte, Andreas: Statistische Fallstricke. Welche Bedeutung hat der *p*-Wert?
- 246 Dumbs, M.: Japanisches Latein oder römisches Japanisch
- 253 Kunterbuntes und S. 259 Verlagsangebote

ISSN : 0947-7233